

Den Himmel stützen! Prozeß, Kognition, Macht, Geschlecht - soziologische Reflexionen zum Jung-Paläolithikum

Hennings, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennings, L. (2014). *Den Himmel stützen! Prozeß, Kognition, Macht, Geschlecht - soziologische Reflexionen zum Jung-Paläolithikum*. Berlin. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-383212>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

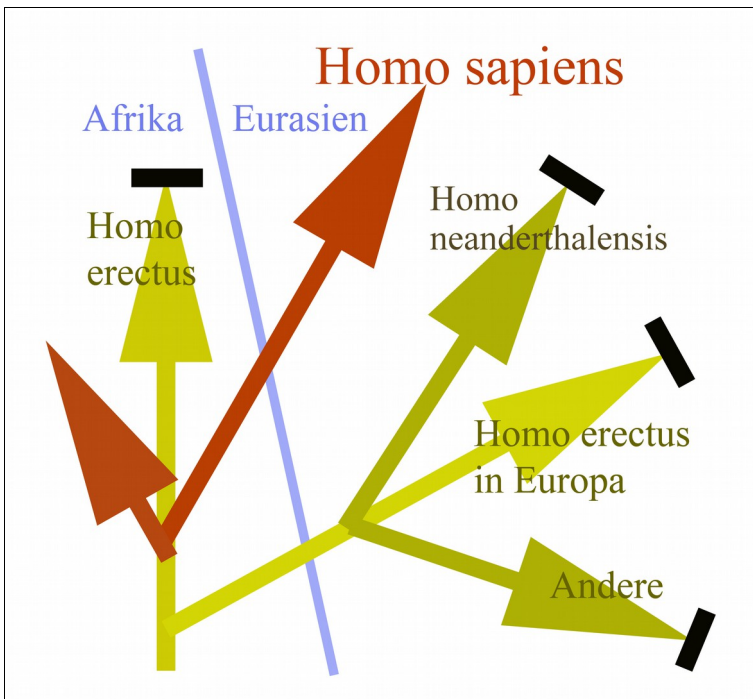
Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Den Himmel stützen!

Prozeß, Kognition, Macht, Geschlecht –
soziologische Reflexionen zum Jung-Paläolithikum

Lars Hennings



Berlin 2014

Den Himmel stützen!

Prozeß, Kognition, Macht, Geschlecht –
soziologische Reflexionen zum Jung-Paläolithikum
Lars Hennings

Jede Form des Kopierens – Text und Abbildungen –
ist untersagt.
Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 2014

ISBN 978-1-291-84271-5

29.04.14

frei > www.LarsHennings.de

Inhaltsverzeichnis

Kasten A: Zeiträume	4
Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit	5
Grundlagen	8
Evolution – Prozeß	23
Exkurs: Biologismus	28
A. Ältere WildbeuterInnen	30
Kommunikation	39
Ontogenese	46
Traditionales Denken	51
Kasten B: Phasen kindlicher Entwicklung	56
Wie entsteht Gott?	58
Höhlenmalerei als Kinderzeichnung?	59
Höhlen-Heiligtum?	67
a1. Rezente Urvölker	71
Traditionale Völker als Quellen?	78
Emotionen	83
Neuerungsfeindschaft	91
Kriegslust?	94
Exkurs: Gleichstellung bei den Yanomano?	98
Der traditionale Mensch	100
Lebende Fossile?	104
B. Jüngere WildbeuterInnen	111
Kasten C: Fotos Göbekli Tepe (Modell)	112
Insel im Urmeer – der Göbekli Tepe	113
Tragbare Kunst und Relief	119
Das Jung-Paläolithikum	124
Ursprungsmythen	131
Männliche Fruchtbarkeit	140
Person	143
Frauen – Macht?	150
Macht und Vorratshaltung	163
Sozialer Wandel, Institutionalisierung	169
Religiosität	175
C. Sozial-differenzierte Gemeinschaft	184
Das Ende der Eiszeit	187
Bautechnik	189
Kasten D: Stammgröße	191
Kultgemeinschaft	192
Der Göbekli Tepe als Friedenssymbol?	195
Gentilgemeinschaft?	205
Schluß: Über den Prozeß der Kognition	210
Kurzfassung	213
Literatur	215

Kasten A: Zeiträume

Jahre vor heute (= bp/ before present=1950; alle Angaben sehr grob)

14,5 Mrd.	Urknall	
4,5 Mrd.	Erde	
6,5 Mio	Trennung Affen und Menschen aus Primaten	
3,5 Mio.	Australopithecus (Südafrika; „Lucy“)	
1,5 Mio.	Homo erectus/ neanderthalensis in Europa. (Out of Afrika I)	
200.000	Homo sapiens (Urmutter „Eva“ in Afrika)	
110.000	Homo sapiens in der Süd-Levante	
70.000	Wanderung Out of Afrika II, III	
60.000	Richtung Australien	
50.000	Richtung Nahost, Europa	
40.000 - 10.000	Jung-Paläolithikum	

stark überlappende Kulturen vor allem Westeuropas

bis 40.000	Moustérien	kalt (NeandertalerInnen)
45.000	Châtelperronnien	mittel (Homo sapiens)
40.000	Aurignacien	wärmer
32.000	Gravettien	wieder kälter
22.000	Solutréen	sehr kalt
17.000	Magdalénien	wieder wärmer
12.000	Ende letzte Eiszeit, Übergang Pleistozän zu Holozän	

Zeiträume vor allem Naher Osten

14.000	(Proto-Neolithikum)	Hund
13.000	Natufien (Levante/ östl. Mittelmeer)	
11.500	PPNA (PrePotteryNeolithic A)	
10.500	PPNB	Kupfer
10.000	Neolithikum	dom. Getreide
9.000		dom. Tiere
40.000	Bilderhöhle El Castillo, (Spanien)	
32.000	Bild-Höhle Chauvet (Frankreich); Siedl. Kostenki (Ukraine)	
28.000	Dolni Věstonice (Tschechei)	
15.500	Gönnersdorf (Rhein)	
14.500	Mezhirich (Ukraine)	
13.500	Abu Hureyra (Nord-Mesopotamien = N-M)	
	Hallan Çemi, Qermez Dere (Nord-Irak)	
11.500 bis 9.500	Göbekli Tepe (N-M)	
	Çayönü PPNA runde, PPNB eckige Häuser (N-M)	
11.000	Jericho (Levante)	
10.600 bis 10.000	Nevalı Çori (N-M)	Keramik
9.500	Aşıklı Hüyük (Anatolien)	
9.000	Çatal Hüyük (Anatolien)	
8.000	Proto-Urbane Zentren Süd-Mesopotamien	
7.000	Proto-Urbane Zentren N-M (Obeid-Zeit)	
6.000	Städte Sumer	
5.500	Schrift Sumer, Ägypten	
4.200		Bronze
3.000	Altes Testament	Eisen
2.800	Homer: Ilias, Odysseus (Troja 3.200)	
2.350	Aristoteles	

Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit

Was waren das für Menschen, die vor gut 40.000 Jahren von Afrika kommend die Pyrenäen erreichten und schon bald die ältesten heute bekannten Höhlenbilder ausfertigten? Von der Art/ Spezies des Homo sapiens waren sie, hatten vielleicht hin und wieder Kontakte mit NeandertalerInnen, und ihnen werden Kleidung, Steinwerkzeug, Speere, ebenso Zelte oder einfache Hütten aus Buschwerk zugetraut. Sie waren wohl entlang von Küsten und Flüssen immer weiter nach Norden gelangt, bis sie am Schwarzen Meer und dann die Donau hinauf in Richtung Westen siedelten. Nicht Neugier trieb sie, sondern das Anwachsen ihrer verwandtschaftlich verbundenen kleinen Gruppen machte die Ausbreitung nötig; pro Jahr durchschnittlich zwei bis drei Kilometer, so überwandten sie fast 5.000 Kilometer. Als WildbeuterInnen mußten sie darauf bedacht sein, im Zusammenhang mit ihnen nahestehenden Gruppen bestimmte große Regionen fürs Sammeln und Jagen für sich zu beanspruchen. Auch Vertreibungen wird es immer wieder gegeben haben, und Vernichtung. Etwa zur gleichen Zeit wie die Pyrenäen erreichten moderne Menschen auch Höhlen in der Schwäbischen Alb, die bereits die Winter über bewohnt waren, und in denen sich kleine Schnitzereien fanden. Körperlich waren jene Leute uns schon sehr ähnlich; auch ihr Gehirn entsprach in biologischer Hinsicht dem unseren. Doch wie sie glaubten, dachten und sprachen, wie weit sie in ihrer Kompetenz entwickelt waren, darüber wissen wir wenig. Sie unterschieden sich offenbar kognitiv deutlich von früheren Menschenarten, Homo erectus wie Homo neanderthalensis, als sie Eurasien zu besiedeln begannen. Ihre Kommunikation war vermutlich noch wesentlich von Zeigen und Gesten bestimmt, bevor die Sprache voll ausgebildet wurde. Sehr wahrscheinlich machten sie während der 30.000 Jahre des *Jung-Paläolithikums*, das mit dem Ende der Eiszeit und mit dem Beginn des Landbaus ins Neolithikum überging, eine erneute deutliche kognitive Entwicklung durch. Das zeigen vor allem die wachsenden Siedlungen, die neue soziale Anforderungen stellten. Und wir werden sehen, wie sehr das Geschlechterverhältnis das erste Movens der Geschichte ist.

Um den *Prozeß der Kognition* wird es in dieser Studie vor allem gehen, darum, wie sich Denken, Glauben und die Logik des Weltbildes seit der Entstehung des modernen Menschen (Homo sapiens) verändert haben. Wie kann analysiert werden, in welcher Weise sich die ältesten HöhlenmalerInnen zu jenen *seßhaft* lebenden *WildbeuterInnen* entwickelten, die vor 10.000 Jahren die großen Steinkreise am Göbekli Tepe in Nord-Mesopotamien errichteten oder wenig später den Turm von Jericho am Toten Meer? Auch nach dem *Prozeß* selbst ist zu fragen, denn sein Funktionieren zu verstehen, und nicht nur seine Wirkung zu erkunden, ist Voraussetzung für eine historische Soziologie. Zu begreifen, in welchem Prozeß etwas entstand, hilft uns, das Entstandene zu erklären. Dazu bedarf es wiederum eines zeitgemäßen *prozeßlogischen* Ansatzes: Prozesse werden heute ganz anders verstanden, als noch vor zweihundert Jahren. Die Beschäftigung mit dem Prozeß an sich wird zudem

helfen, die Logik früherer Menschen zu verstehen. Die Vorstellung, auf welche Weise sich Zustände in der Geschichte ändern, hat sich vor allem mit der massenhaften *Schulbildung* und der Industrialisierung deutlich gewandelt. Das ist für das Verständnis der jeweiligen Welt wesentlich. Gab es eine Schöpfung, wie die Bibel behauptet, oder eine Entwicklung, eine *biologische* Evolution, wie sie Darwin 1859 analysierte? Das war im 19. Jahrhundert eine ernsthaft und intensiv behandelte Frage. Bereits 1845 hatten Marx/ Engels ein erst 1859 publiziertes Modell der *sozialen* Evolution ausgearbeitet. Aus einer Studie zu ihrer Soziologie (¹³Hennings, 2013) ergab sich meine Frage, ob in der Frühgeschichte des Homo sapiens, zu dem alle heutigen Menschen gehören, eine Urgemeinschaft egalitär und friedlich zusammenlebte? Oder gab es womöglich sogar ein Matriarchat mit einem Mutterrecht, in dem Frauen in allen Lebensbereichen bestimmten? Die damals natürlich noch fehlende Reflexion über die kognitive Entwicklung war ein weiterer Anlaß zu diesem Arbeitspapier, und es schien sinnvoll, dafür die eurasische Frühzeit vor 40.000 bis 10.000 Jahren, das Jung-Paläolithikum, auszuwählen. Für jene lange Zeit sollte sich die permanente Veränderung des menschlichen Geistes als eigenständiger Prozeß aufzeigen lassen, der auf einer biologischen Entwicklung aufbaut, und vor allem die Form des Denkens selbst komplexer werden ließ. Nun bestimmte primär das Soziale den Menschen und seine Kompetenz. Bei Homo sapiens endet ein *kognitiver Systemwechsel* im Tier-Mensch-Übergang, der hier ausführlich untersucht werden wird.

In dieser Studie ist eine Reihe unterschiedlicher Fachbereiche bis hin zur Neurowissenschaft des Gehirns zu sichten; das nötige Wissen wird für Fachfremde allgemein verständlich vorgestellt. Ebenso liegt damit eine Sammlung von *Materialien* zur Beurteilung der diversen Fragen vor, die als eine Grundlage weiterer Untersuchungen herauszustellen sind. Es gab weitere Anlässe zur nun vorgelegten Arbeit. Ich wollte testen, ob die neue prozeßorientierte soziologische Leittheorie von Dux (1989ff), die Historisch-genetische Theorie, und die Theorie zur kulturellen Entwicklung des Denkens von Tomasello (2006f) mein wissenschaftliches Überlegen vertiefen und konsolidieren können. Beide stehen meiner Vorstellung des Geschichtsprozesses nahe und binden in komplexer Weise einige Theorie-Elemente zusammen, die in meiner – mich nur sporadisch beschäftigenden – soziologischen Forschung lediglich fragmentarisch nebeneinander standen oder fehlten. Zudem verknüpfen diese Theorien die Soziologie mit der *Ontogenese*, der individuellen geistigen Entwicklung jeden Menschens. Diese Forschungen stützen sich auf Piaget, der die Ontogenese bereits ab 1920 der Wissenschaft verfügbar machte. (Piaget/ Inhelder, 1955) Für die Stammesgeschichte, die *Phylogenese*, hat Dux (2008) dieses Wissen kritisch aufgegriffen und dessen Grundgedanken im Rahmen seiner komplexen Soziologie auch auf sie angewandt. Er betont die nötige Entschlüsselung der Ontogenese und des Tier-Mensch-Übergangs zur Erklärung des Menschseins, den der Entwicklungspsychologe Tomasello jetzt umfassend als Kooperationsmodell

dargestellt hat. (2011) Mit dem Wissen über die Ontogenese verfügen wir über die Verbindung des Denkens und Glaubens der behandelten Zeit mit der Gegenwart, so daß – im besten Sinn des Wortes – Rückschlüsse möglich werden. Menschen aller Epochen, also heute ebenso wie seit der Entwicklung des Homo sapiens ab vor etwa 200.000 Jahren, durchlaufen als Kinder eine sehr ähnliche frühe kognitive Ontogenese. Diese Einsicht ist der Kernpunkt meiner Überlegungen, soweit zurückdenkend über jene Menschen etwas herausfinden zu können. Erst gemeinsam mit der Ontogenese ist die „Gesellschaft“ eine hinreichende Basis der Sozialwissenschaft, mit der Geschichte seit dem Tier-Mensch-Übergang erklärt werden kann. Erst dann wird die Gesellschaft mit den handelnden Menschen verbunden, deren Verhältnisse zueinander die Sozialstrukturen bilden. Den historischen Prozeß hatte ich zuvor für die Soziologie (vage und defizitär) mit Elias (1936) verbunden. Der hatte die psychogenetische und soziogenetische Entwicklung im Prozeß der Zivilisation untersucht, dabei aber – an Freud angelehnt – vor allem die Psyche, Triebe und Affekte, wie etwa die Scham, zum Thema gemacht. Er spricht bereits vom Zusammenhang der gesellschaftlichen mit der kindlichen Entwicklung und betont, es müsse bei jedem geschichtlichen Gebilde nach dessen Genese gefragt werden. Das gilt besonders für eine Soziologie, in der nun an die Stelle der Affektkontrolle die alltägliche, die noch nicht „politisch“ wirkende *Macht* gesetzt wird; sie ist notwendige Folge des Zusammenlebens und erklärt auch mehr als die Grundannahme eines generellen menschlichen Altruismus⁴ bei Tomasello. In einfachen Stammesgemeinschaften wird Macht oft mit dem *Ansehen* einer Person oder Gruppe ausgedrückt. Schon die unvermeidbare Machtausübung im Kleinen, das alltägliche zur Geltung bringen seiner Grundbedürfnisse bereits beim Kind, ist eine – noch intensiv zu besprechende – unbewußte permanente *Bewegungskraft* des sozialen Wandels.

Der Bezug auf die Ontogenese ist einem Menschenbild verpflichtet, in dem es nicht nur intensiver um die Kognition als um die Psyche geht, die natürlich einen Zusammenhang bilden, sondern mit ihm wird ein Sozialisationsprozeß angenommen, der auf einem *empirisch* zu analysierenden *Konstruktivismus* beruht. Der geht davon aus, alle Menschen müßten schon als Säuglinge sich ihre Umwelt im Geiste konstruieren, sich ein Bild von ihr machen, um in und mit ihr umgehen zu können. Nun liegt der Fokus auf den individuellen kognitiven *Erwerbsprozessen*, auch dem der Sprache, die wesentlich von der Gesellschaft geprägt werden und diese wiederum prägen. Statt vom umstrittenen Prozeß der Zivilisation zu sprechen, scheint es neutraler und umfassender zu sein, von einem *Prozeß der Institutionalisierung* auszugehen – das ist die Typisierung immer wiederkehrender gesellschaftlicher Handlungen, die zu einer quasi „sozialen Umwelt“ der Menschen führen und zu deren Integration in die jeweilige Gemeinschaft. (Berger/ Luckmann, 1969) Wenn also beispielsweise nach einer ursprünglich nur gefühlten Nähe von Mutter und Kind eine formale Ordnung der Verwandtschaft mit Mutterbruder und Kreuzkusine entsteht, die es erlaubt, größere und mächtigere

Stammesgemeinschaften als Institutionen zu bilden. Daraus ergibt sich eine weitere die Geschichte bewegende Kraft, die ebenso in der religiösen Entwicklung erkennbar ist, wie zu zeigen sein wird. Ich erläutere meine Grundlagen in den folgenden zwei Durchgängen weiter (I, II).

Grundlagen

I. Im 19. Jahrhundert hatte der Gedanke der Evolution die aufkommenden Natur- und Gesellschaftswissenschaften geprägt. Heute ist in der modernen Biologie seit der Entschlüsselung des Genoms von Lebewesen ein erneuter Umbruch der Theorien im Gange. (Bauer, 2008) Ebenso ist die Vorstellung einer *sozialen* Evolution, die vom Ursprung der Menschen her in festgelegten Stufen ablaufe, heute überholt. So wurde gedacht, als die Evolution 1859 prägnant von Darwin vorgetragen worden war; dazu im nächsten Abschnitt mehr. Die Wissenschaften haben seither sehr viel Material zusammengetragen, um die dazu ganz unterschiedlichen Wege menschlicher Entwicklung in den Regionen und Zeiten der Erde deutlich zu machen. Allerdings gibt es einen Richtungssinn, nicht linear, sondern als im Auf und Ab einer Wellenbewegung verstehbar, der doch immer wieder vom Einfachen zum Komplexeren führt. Das gilt jedenfalls, sofern konkreter Ort und konkrete Zeit der Neuerungen ausgeblendet, und nur die Reihe von Grund-Typen entsprechend ihrer Komplexität zusammengefaßt wird. Denn die wesentlichen Entwicklungsschritte, die sich über die Zeit erkennen lassen, fanden nicht in einer Folge an einem Ort statt, sondern mal hier mal dort. Beispielsweise folgte die Landwirtschaft, die zuerst im Nahen Osten entstand, natürlich der Wildbeuterei – doch sie entwickelte sich eigenständig auch anderswo und nicht überall in gleichen historischen Abläufen. Die sumerische und zeitgleich die ägyptische Schrift führten zum griechischen Alphabet – nicht aber zu den chinesischen Silbenzeichen. Ebenso ist der Weg hin zur europäischen Industrialisierung nicht überall gleich verlaufen. Und in vielen Ländern wurde sie eingeführt und entstand dort erst recht nicht als Stufenfolge. Wie schon die Landwirtschaft in Europa auf dem aus dem Nahen Osten eingeführten Landbau sich gründete und eine eigene Richtung entwickelte. Deshalb ist es sinnvoll, anstelle von Evolution über die Prozeßhaftigkeit aller Dinge im modernen Sinn nachzudenken. Was sich als Übersichts-Darstellung, zumal in der Philosophie, plausibel anhören mag, verliert in detaillierter Forschung seine Überzeugungskraft.

Es geht bei der Beschäftigung mit dem Prozeß unter anderem darum, die Differenz der Vorstellung über sozialen Wandel im traditionellen und im modernen Denken zu verstehen und den Wechsel von einem Zustand zu einem anderen Zustand von einem *sich selbst verändernden Prozeß* zu unterscheiden. Prozessuales Denken im modernen Sinn heißt: bei jeder Erscheinung, die analysiert werden soll, ist zu fragen: *Wie entstand sie?* Ob es um die erste Nähnadel geht, die Ursprungs-Mythe, die Kopfjagd oder die Siedlungsform. Sie haben sich aus einem Früheren entwickelt; das gilt selbst für einen Stein.

Und das gilt ebenso für die Entwicklung des menschlichen Geistes seit der Trennung von den Primaten und dann auch für die der *Kognition* und der *Logik* des Homo sapiens. Sie werden in besonderer Weise im Weltbild der Menschen sichtbar und änderten sich über die geozentrische zur heliozentrischen, noch traditional befangenen Logik hin zur prozessualen Logik. Vom *modernen* Prozeß ist immer häufiger die Rede, seit die Vorstellung einer (teleologischen, das Endziel schon enthaltenen) göttlichen Schöpfung der Welt überwunden ist, was ja noch heute nicht alle Menschen so sehen, die weiterhin zumindest tendenziell traditional denken. Heute wird zwar überwiegend von Entwicklung gesprochen, wenn von Geschichtlichem die Rede ist. Die Frage ist aber, ob dabei wirklich prozeßlogisch vorgegangen wird – und das auch bei der Kognition. Und ob das Problem einer neuen Logik erkannt wird. Oft gilt der menschliche Geist als irgendwie gesetzt, immer schon gleichermaßen vorhanden. Seit dem Zeitalter der Mechanik, der europäischen Aufklärung und vor allem der Industrialisierung und der damit einhergehenden generellen *Schulbildung* ist im europäischen Denken langsam die Erkenntnis gewachsen: wir haben es in der Welt mit sich selbst verändernden Prozessen zu tun, mit solchen Prozeßformen, die im Verlauf ihres Prozessierens durch das Prozessieren selbst, vor allem durch *zufällige* Veränderung ihrer Parameter, ihre Richtung wechseln können. Solche Zufälle sind nicht willkürlich, sondern bewegen sich im Rahmen der materiellen Möglichkeiten. Dabei beziehen sich die Parameter primär auf die *Verhältnisse*, unter denen die Menschen zusammenleben, und die die Gesellschaft darstellen. (Marx/ Engels) Es sind diese dynamischen, sich alltäglich ändernden, von Macht geprägten Verhältnisse/ Beziehungen, die primär zum epochalen sozialen Wandel führen, ohne daß eine Richtung präzise vorzugeben ist. Dafür gibt es interne wie externe Gründe. Immer wieder entstehen bei rationalem Handeln unintendierte Nebenfolgen. Zu komplex sind die Parameter in umfangreicheren Gemeinschaften, wo immerzu Menschen *Handlungsalternativen* haben, aus denen sich Kombinationen in vielfältigster Weise, insofern zufällig, ergeben können. Externe Gründe können Streßfaktoren sein, wie Epidemien oder Kriege. Interne Gründe sind die in jener Zeit ausgesprochen gemächlich veränderten eigenen Umwelten, wie sie durch leichte Verbesserungen der Werkzeuge entstehen, festere Gebäude und wachsende Siedlungen. Mit ihnen entwickeln sich Kognition und Reflexion.

In der Biologie gingen wir bis in jüngere Zeit von einigermaßen regelhafter Evolution durch natürliche Auslese und durch Mutationen aus, die ebenfalls zufällige Änderungen bewirken könnten, wenn auch erstmal nur eine Art/ Spezies (wie Homo sapiens) betreffend und daher kaum in so gravierender Weise wie es im Sozialen möglich ist. Heute zeigt sich der Darwinismus als nicht umfassend genug erklärend in der Kritik. Insbesondere mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms, aber ebenso mit dem der Fruchtfliege und denen anderer Organismen, wird ein neues Paradigma, eine neue Grundlage biologischen Denkens entwickelt. Der Prozeß der Veränderung

wird neu analysiert. „*Was neue Arten entstehen ließ, waren vom Genom selbst ausgehende Umbauprozesse ..., die sich gemäß inhärenten (im Genom selbst verankerten) Prinzipien abspielten. Genomische Umbauprozesse, die der Evolution zugrunde liegen, sind – sowohl hinsichtlich des jeweiligen Zeitpunktes als auch der Art ihres Ablaufs – nicht völlig zufällig, sondern folgen biologischen Regeln, sie sind ‚gebahnt‘. Das bedeutet nicht, dass sie vorbestimmt sind*“, schreibt Bauer zur Weiterentwicklung des heutigen Darwinismus. Angeschoben werde die Artenbildung durch das Reagieren auf Umweltstressoren. (2008: 72) Diese Aussage ist – als Analogie verstanden – vom sozialen Prozeß nicht so weit entfernt, in dem allerdings *bewußtes* Handeln eine eigene Qualität schafft. Der biologische Prozeß unterscheidet sich deutlich vom gesellschaftlichen, nur auf den ersten Blick können womöglich neue Arten in der Biologie analog als neue soziale Institutionen verstanden werden, doch gerade im Micro-Bereich, beim Handeln, gibt es Unterschiede zu „gebahnten“ biologischen Regeln. Ich bleibe für die hier vorgetragene soziologische Auffassung bei der Vorstellung eines *sozialen* Prozesses und des *Zufalls*. Letzterer ist in der Debatte um traditionale Völker eingeführt, die einen Zufall nicht anerkennen, weil alles in ihrer Welt von Geistwesen bestimmt ist, von einem subjektiven (göttlichen) Willen. Der gesellschaftliche Prozeß wird heute als hochkomplex erkannt. Dann ist seine Richtung nicht präzise vorbestimmbar, und sein Ursprung kann deshalb nicht unmittelbar vom Ziel zurück erschlossen werden (wie bei sehr einfachen Systemen: Licht an < Schalter gekippt). So wird aber in der traditionellen Logik gedacht, werden wir sehen, wo Ursprung und Ziel identische Einheit mit jenem teleologischen Willen sind, der *alles* bewegt und schuf. Es soll stattdessen der Prozeß selbst in seiner abgelaufenen realen Funktionsweise – sozusagen Zeitpunkt nach Zeitpunkt zurück – bestimmt werden, um davon ausgehend Geschichte in ihrem Hin und Her beschreiben zu können. Dann ist der Geschichtsprozeß natürlich nicht länger als Schöpfung verständlich zu machen, sondern der konkrete Weg von einem (relativen) *Anfang* einer Veränderung zu ihrem Ergebnis oder Ziel ist zu untersuchen.

Diese Überlegungen ließen folgerichtig die Frage entstehen, ob der Prozeß des Denkens und Glaubens schon am Beginn der europäischen Geschichte analysierbar ist, als Homo sapiens anfangs des Jung-Paläolithikums nördlich von Afrika dauerhaft zu siedeln begann. Von den *Früh-Menschen* Homo erectus und Homo neanderthalensis ist hier generell nur hinsichtlich des Übergangs hin zum Homo sapiens die Rede, als es gegenüber Früh-Menschen jenen *Systemwechsel* im Denken gab. Zwei bedeutende Ereignisse grenzen das Jung-Paläolithikum ein: vor 40.000 Jahren entstand in Westeuropa die erste, ältere Höhlenkunst, und 30.000 Jahre jünger sind zwei gewaltige steinerne Monumente im Nahen Osten. *Erstens* der *Göbekli Tepe* in Nord-Mesopotamien (bei Şanlıurfa/ Urfa, Türkei), dort fanden sich große Rundbauten mit steinernen Mauern zwischen menschlich gestalteten Pfeilern und mittig zwei besonders großen Pfeilern als Götter (siehe Modellfoto Kasten C). Und *zweitens*

entstanden wenig später Mauer und Turm des Ortes *Jericho* nördlich des Toten Meeres. Alles erbaut von *WildbeuterInnen* bevor es großflächig Gärten oder Äcker gegeben hat. Auch das erste Tongeschirr war in Eurasien noch nicht gebrannt worden. Doch es hat – da beginnt mein Thema – bei diesen WildbeuterInnen hinsichtlich ihrer Kognition und ihrer Lebensweise offenbar sehr unterschiedliche Formen gegeben: sehr schlicht organisierte und ebenso denkende Menschen konnten gleich nach der Ankunft aus Afrika die frühe Höhlenmalerei ausführen. Und als Schlußpunkt dieser langen Epoche bauten sozial differenzierte WildbeuterInnen mit entsprechend deutlich erweiterter Kognition und mit arbeitsteiliger Organisation die genannten Monumente.¹ Am Ende des Jung-Paläolithikums entstand dann zwar *nicht* die Seßhaftigkeit, die ist viel älter, aber der nun primär produzierende Landbau mit *domestiziertem* Getreide und bald auch gezüchteten Tieren löste die primär aneignende Lebensweise erstmalig ab. Das Neolithikum beginnt 10.000 Jahre vor heute (before presens: bp) und beschließt mein Thema.

Bereits ab vor 14.000 Jahren war es am Ende der Eiszeit wärmer geworden, bevor ab etwa zweitausend Jahren später bäuerlich produzierende Gemeinschaften im Nahen Osten entstanden. Zur Zeit dieses langsamen sozialen Umschwungs zur qualitativ neuen Lebensweise wurde der Göbekli Tepe – den ich als ein *geistiges Zentrum* im Sinne eines Orakels bezeichne – wieder verschüttet (10.000 bp). Und mit einiger Wahrscheinlichkeit wurde der Landbau eher aus wachsenden Siedlungen lange Zeit schon seßhafter WildbeuterInnen heraus *nötig*, als daß er sich „organisch“ über kleine Dörfer ergeben hätte, wie es bisher noch meist angenommen wird. Nötig wurde er wohl, weil von einer wachsenden Siedlung aus besonders das Sammeln der pflanzlichen Nahrung an deren Rand bald in den zurücklegbaren Tages-Distanzen nicht mehr hinreichend möglich war, doch nun ebensowenig das Umziehen zu anderen Flächen. Der Platz in der näheren Umgebung wurde zu klein, und effektivere Formen des Zugriffs auf Pflanzen – und damit auf den Boden – wurden erzwungen. Vielleicht. Eine solche Form wachsender Siedlungen, und die damit wachsende Kognition zur Bewältigung der neuen Umwelten, erklärt zugleich viel besser die entstandene Fähigkeit zum Bau der steinernen Monumente. Das könnte besonders für Jericho gelten, wenn erst allein die Siedlung, dann die Mauer und zuletzt – auf diesen Kenntnissen aufbauend – der Turm errichtet wurden; allerdings ist dort eine Kenntnis des Göbekli Tepes zu unterstellen. Auch für den Beginn der Höhlenmalerei vor 40.000 Jahren scheint eine andere Situation angemessener als die bisher unisono gepflegte Vorstellung, diese Höhlen seien bereits als Heiligtümer verstanden und von weit entwickelten Menschen entsprechend gestaltet worden. Die Maltechniken und Bild-Motive änderten sich während des Jung-Paläolithikums kaum, sie waren von Anfang an von relativ hoher Qualität.

¹ Am Ende jener Epoche erkennen wir über bisherige Vorstellungen hinaus eine bereits *fortgeschrittene* Gemeinschaft, wie sie auch das Ende der klassischen Moderne kennzeichnet, (Hradil, 1987) ebenso den Feudalismus, (Hennings, 1995) oder die Antike.

(Lorblanchet, 1997) Doch die Analyse der *Entwicklung* der Kognition des Homo sapiens verweist plausibler auf noch sehr schlichte Denkformen, mit denen diese „Kunst“ durchaus auszuführen war, ohne von einem Heiligtum auch nur zu ahnen, wie noch zu zeigen ist.

Diesen Thesen folgend fand eine weit größere Entwicklung des menschlichen Geistes im Jung-Paläolithikum statt, als es bisher meist gedacht wurde. Diese Epoche war keine (fast) statische Zeit. Das Bild der „ewig gleichen“ WildbeuterInnen oder SammlerInnen und Jäger ist zumindest angesichts der Monumente zu korrigieren. Gegenüber der bisherigen Vorstellung waren sie offenbar schlichtere Menschen am Beginn und deutlich weiter entwickelte Menschen am Ende dieser Zeit. Am komplexen Bau des (oder am) Göbekli Tepe weisen bereits *männliche* Götterfiguren auf eine definierte Religion hin. (Schmidt, 2008; JB, 2009) Einfache animistische Vorstellungen von handelnden Geistwesen wären dann bereits überwunden gewesen und ein Pantheon entstanden, wie wir es noch in Sumer und dann im alten Griechenland sehen. Allein eine solche Religion macht dort – wie die Bauten – eine weit entwickelte Gemeinschaft erwartbar (ohne von einer sowjetideologischen „Abbildtheorie“ auszugehen). Bislang wurde WildbeuterInnen – ein bißchen konträr zum Heiligtum in der Höhlenforschung – eher nur Vorstellungen von recht unbestimmten animistischen Geistwesen zugeordnet, die in allen Dingen und Erscheinungen gesehen wurden, ob im Wind, den Pflanzen oder gar einem Stein wirkend; die Ursache für diese universale Erscheinung ist unten zu entschlüsseln, sie liegt in der Ontogenese. Doch diese Rundbauten waren nur durch eine für jene Zeit überraschend große und *sozial-differenzierte Gemeinschaft* – wie ich sie vorerst nennen möchte – zu *planen* und zu errichten. Eine Gemeinschaft, die über die in der Archäologie bislang für jene Zeit angenommenen *komplexen* WildbeuterInnen deutlich hinaus war, die vor allem als *seßhaft* vorgestellt werden. (Noll, 2002) Und das gilt auch für das etwa fünfhundert Jahre jüngere Jericho. Es waren Gemeinschaften weit entwickelter seßhafter WildbeuterInnen, die zusätzlich bereits *Arbeitsteilung* kannten und zur Durchsetzung solcher Pläne zumindest rudimentäre Formen institutionalisierter sozialer *Hierarchien*. Zu deren Erlernen war wiederum eine gewisse Verdichtung des Wohnens mit entsprechenden sozialen Folgen in größeren *Siedlungen* Vorbedingung. Ohne eine solche Organisation und *Institutionalisierung* konnten die Bauten nicht einmal *gedacht* werden. Eine ganz andere Lebensform als die zu Beginn der Höhlenkunst wird sichtbar, als es Institutionen kaum schon nennenswert gegeben hat, sondern den modernen Menschen (sapiens) nur kleine mobile Gruppen, einfache Kleidung und Zelte zugetraut werden, und eine Verwandtschaft als eher nur gefühlt denn bereits institutionell geordnet anzunehmen ist.

Als Gegenposition zu solchen Vorstellungen deutlicher Weiterentwicklung während dieser 30.000 Jahre müßte angenommen werden, schon vor der Reise aus Afrika in den Norden habe sich Homo sapiens zu einem geistigen Stand

entwickelt, wie wir ihn nahezu beim ersten Städtebau im frühen Sumer und Ägypten angedeutet finden und noch in den ersten Schriftquellen erkennen. Doch das scheint nicht plausibel zu sein, zeigen uns schon die archäologischen Funde von Artefakten, die ebenfalls eine erkennbare Entwicklung dokumentieren: in der Bearbeitung von Stein-Werkzeugen ebenso wie vom Speer über die Speerschleuder zu Bogen und Pfeil, oder in der Erfindung von Nadel und Faden, deren Handhabung ähnlich komplex ist wie die der zweiteiligen Speerschleuder. Diese Problemstellungen und meine soziologischen Grundlagen werden im zweiten Teil dieser Einleitung (II) gleich weiter besprochen. Zuvor deute ich den Inhalt der drei Haupt-Kapitel (A, B, C) an. In ihnen sollen *Typen* der Entwicklung von WildbeuterInnen in jener langen Zeit des Jung-Paläolithikums thesenhaft entwickelt werden, die zwischen der älteren Höhlenmalerei und den jüngeren Monumenten entstanden:

A. Ältere WildbeuterInnen. Im ersten Kapitel skizziere ich die ältere Phase des Homo sapiens in Eurasien. Das zweite Kapitel (a1) fällt dann etwas aus der Systematik heraus, weil es sowohl für die Beurteilung des ersten Kapitels (A) von Bedeutung ist als auch für das folgende (B). Darin wird untersucht, ob und wie weit

a1-Traditionale Völker aus Berichten der Neuzeit (ab 1500) trotz der weitgehenden Zerstörung ihrer Kulturen durch die Kolonialisierungen geeignet sind, Auskunft über die *Strukturen* des Denkens und Glaubens (nicht über konkrete Lebensweisen) im Jung-Paläolithikum zu geben. Erkennbar wird unter anderem eine emotionale Struktur jener Menschen, die gegenüber ständiger Gefahr in der Umwelt auf Geistwesen vertrauten und auf die Ahnen. Als

B. Jüngere WildbeuterInnen werden im dritten Kapitel Menschen mit deutlich erweiterter Kompetenz im Rahmen ihres traditionellen Denkens sichtbar. Bezüge auf das viel später erst folgende Sumer mit seinen Ursprungs-Mythen und Riten können die Perspektive aufzeigen, den diese Entwicklung weit im Süden Mesopotamiens ideell nahm. Am Ende des Jung-Paläolithikums sehen wir auch auf eine neue Individualität, soweit davon schon zu sprechen ist, auf eine neue *Person*, die sich gegenüber den Älteren WildbeuterInnen deutlich verändert hat. Ansehen, Macht und Vorratshaltung, sowie die Institutionalisierung zeigen sich als *soziale Bewegungskräfte* in jenen Gemeinschaften, während die wildbeuterische „Produktion“ im engeren Sinne sich kaum veränderte. Hinzu kommt die Entwicklung der Religion als wichtiger Ausdruck wie Antrieb sozialen Wandels. Unter dem hier eingeführten Stichwort der

C. sozial-differenzierten Gemeinschaft – das sind weiterhin WildbeuterInnen – wird im vierten Kapitel gezeigt, wie der Göbekli Tepe als ein *geistiges Zentrum* und dann der Turm von Jericho entstehen konnten und welche geistigen und organisatorischen Kompetenzen dort zu erkennen sind. Zu fragen ist, welche Verwandtschafts- und Stammesformen nötig waren, um diese Aufgaben umzusetzen.

Diese Gliederung, die also das Jung-Paläolithikum betrifft, soll mit der Entwicklung der menschlichen Kommunikation verglichen werden, die Tomasello analysierte. Er hat drei einander folgende *fiktive* Gruppen/ Typen vorgestellt: *Homo*, *Früherer sapiens* und *Späterer sapiens*, und ihnen bestimmte Fähigkeiten des Ausdrucks von Zeichen und Gesten bis zur entwickelten Sprech-Sprache zugeordnet. Ausdrücklich ordnet er die Gruppen nicht zeitlich ein; das mache ich aber hilfsweise. Es wird unten erläutert, warum ich in dieser Studie primär überprüfe, ob die von mir bezeichneten *Älteren WildbeuterInnen*, die vor 40.000 Jahren im Westen Eurasiens die ersten Höhlenbilder hinterließen, mit dem *Früheren sapiens* bei Tomasello zu verbinden sind. Dessen *Späterer sapiens* entsteht dann ungefähr mit der von mir so genannten *sozial-differenzierten Gemeinschaft*.

II. Meine *Annäherung an eine Soziologie der Steinzeit* geht – wie gesehen – von einer Reihe von Vorannahmen aus, die sich aus verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen ergeben, insbesondere aus der Entwicklungs-Psychologie, der Archäologie, der Mythologie, der Religionskunde, der Linguistik, der Ethnologie oder nun auch der Neurowissenschaft. Dieser nötige Umfang der Argumentation begrenzt die Reichweite auf Hauptlinien und Thesen, um eine Diskussion zu ermöglichen. Von einem sozialwissenschaftlichen *Konstruktivismus* auszugehen (nicht dem manchmal so genannten radikalen oder philosophischen Konstruktivismus), der die Realität durch *Praxis* geistig repräsentiert sieht, wie Marx/ Engels bereits hervorhoben, heißt auch: die soziale Welt soll als Prozeß auf der Basis von erhebbarem Wissen analysiert werden und berücksichtigen, daß diese Welt nicht unmittelbar, nicht objektiv für uns vorhanden ist, sondern vermittelt über deren kognitive (Re-) Konstruktion, die von jedem Menschen schon seit seiner Geburt im Gehirn anzueignen ist. Sonst entsteht dabei der Irrtum, die Welt entstamme dem Denken, wie es im traditionellen Denken geschieht. Alle Menschen, beginnend schon als Säuglinge, müssen durch Erfahrung und deren Reflexion sich „ihre Welt“ konstruktiv vergegenwärtigen, um in ihr leben und sich mit anderen Menschen synchronisieren zu können. Die Ontogenese ist ein aktiver Prozeß, da wird nichts ins Gehirn gespiegelt oder bloß in ihm Realität abgebildet. Allerdings werden Kinder nicht voraussetzungslos geboren, nicht als „weißes Blatt“, sondern mit weitreichenden Grundlagen der Kapazität und mit einigen Kenntnissen, die Tomasello „Primatenerbe“ nennt. Deshalb ist Soziologie nicht nur auf „Gesellschaft“, sondern auch auf den Prozeß der Ontogenese zu stützen, ohne sie zur Psychologie zu machen. Und diese Soziologie wird auf den *Naturwissenschaften* begründet – nicht auf der spekulativen idealistischen Philosophie, die letztlich an göttlicher Fügung festhält. Dabei ist aber zugleich methodisch ein qualitativer Unterschied zur Naturwissenschaft zu machen, dem zwischen „natürlichem“ evolutiven Entstehen versus des aktiven und bewußten Handelns menschlicher Praxis.

Eine Schlüsselfunktion zum Verständnis der Welt, des Weltbildes, hat die Frage, ob sie sich *entwickelt*, oder ob sie direkt einem göttlichen Ursprung entsprang, der in den frühen Ursprungsmythen des traditionellen Denkens generell einer animistischen, also subjektiv wirkenden Kraft zugeordnet wurde. Mythen sind weder Theologie, noch gibt es für sie einen verbindlichen Schriftkanon, sagt Vieyra zu Mesopotamien. Sie seien *ohne Logik und chronologisches Verständnis* in unserem Sinn formuliert. (1977: 89) Wie noch die Bibel anfängt, in der Gott einfach da ist und sein Werk beginnt. Er ist der Ursprung der Welt, der selbst keinen Ursprung hat, in dem aber dennoch die Kraft der Schöpfung erkannt werden soll, was mit unserer Logik nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Diese Vorstellung kennzeichnet bereits das Denken in den Schriftquellen Sumers – aus denen in der Bibel manches abgeschrieben ist – und zeigt sich durchgängig bei traditionellen Völkern. Heute haben wir eine andere Vorstellung der Entwicklung in jenem sich selbst verändernden Prozeß, mit der auch frühe Ansätze einer sozialen Evolution überwunden werden. Die europäische Geschichte ist gegenüber diesem Ursprungsdenken zumindest seit der Renaissance ab dem 14. Jahrhundert immer stärker von der Frage geprägt: wie entstand der gegenwärtige Zustand und wohin verändert er sich?¹ Bei der historischen Analyse, die hier als historische Soziologie verstanden ist, geht es deshalb primär um die Erkundung der Funktionsweise der sich selbst verändernden Prozesse beziehungsweise der vielfältigen, oft verschlungenen Abläufe, deren Parameter Prozessen eine neue Richtung geben können, die am Anfang nicht intendiert war. Es entstehen die ungeplanten, oft irrationalen Nebenfolgen rationaler Handlungen, die neue Rahmenbedingungen schaffen (müssen). Wesentlich aus ihnen ergibt sich der *Zufall* als ein bestimmender Faktor, den traditionales Denken nicht kennt, in dem alles von Geistwesen subjektiv bestimmt ist. Zufall meint in der Soziologie beispielsweise die Hinwendung eines Prozesses in eine Richtung, zu der es gleichberechtigte Alternativen gab, oder wenn sich eine Richtung entwickelt, ohne daß ein systemischer Zusammenhang dafür erkennbar ist. Der Zufall steht genau genommen im Widerspruch zur Auffassung, *alle* Erscheinungen ließen sich aus der Genese verstehen; aber manches Wissen

¹ Als erster (ansatzweise) Überwinder des traditionellen Denkens gilt Aristoteles. (Wenzel, 2000) Arasse will in seiner Arbeit über Leonardo Da Vinci (*1452 - 1519) diesen „*in Bewegung*“, mit einem neuen „*Bewußtsein von der konstitutiven Beweglichkeit der Welt und des Menschen*“ darstellen; der suche primär über die „*Erfahrung*“ nach „*Formen über den Prozeß der Formwerdung*“ und deren „*ursprüngliche Dynamik*“. Am Ursprung von allem stünde (mit Marinoni) als allumfassendes Prinzip die Bewegung. (2005: 16ff) Da Vinci ist vor allem als systematisch denkender „Ingenieur“, also als Entwickler in der Mechanik zu nennen, die eine wichtige Vorstufe zum Prozeßdenken darstellt. // Heinrich spricht bei Pierre Simon Laplace (*1749 - 1827) davon, der habe die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals formuliert, als er die Stabilität des (damalig verstandenen) Sonnensystems bewies, belegt dieses Ideal aber nicht als moderne prozeßorientierte Wissenschaft. Doch generell bezieht sich Laplace auf das Gewordensein der Welt, innerhalb deren Dynamik die zuvor unverstandenen Bewegungen von Jupiter und Saturn im Zyklus von 800 Jahren nur einen Teilbereich des ganzen – deshalb für ihn stabilien – Systems betreffen. (2010) Danach folgen in der Wissenschaftsgeschichte Marx/ Engels.

über diese Genese entsteht erst später oder gar nicht. Mir geht es in diesem Text lediglich um eine Unterscheidung zum (noch recht unspezifisch formulierten) *traditionalen* Denken. Was bei einfachen physikalischen Prozessen noch möglich scheint, von einer Ursache (Schalter kippen) auf ein Ergebnis/ Ziel zu schließen (Licht an), ist bei jenen, die im Sozialen ablaufen, nicht so. Und ebenso kann bei komplexen Prozessen nicht vom Ziel direkt zum Anfang geschlossen werden (was bei: Licht durch Schalter kippen noch übersichtlich scheint).

Dem Prozeß als soziologischem Konstrukt gilt es deshalb im Vorfeld hinreichende Aufmerksamkeit zu widmen, weil seine Analyse wiederum von der jeweiligen Logik des Weltverständnisses abhängt. Ob die Erde für eine Scheibe gehalten wird, umgeben von einem Urmeer, ob Geistwesen indirekt oder direkt mit Bergen oder steinernen Pfeilern den Himmel stützen, oder ob generell von einer Evolution der Welt ausgegangen wird, zwingt zu ganz unterschiedlichen Einsichten, die auch der Veränderung in der Zeit eine neue Dimension geben. Für Menschen traditionaler Logik gibt es nicht die universale lineare Zeitvorstellung unserer Tage, sie sehen Vergangenes und das Jeweilige als nur einen Zustand, der beispielsweise im – als real verstandenen – Traum mühelos durchwandert werden kann. Auch Zukunft über den Tag, oder gar das Leben hinaus ist bestenfalls ein anderer Zustand, ein anderer *Ort*, nicht eine andere, vergangene (oder gar zukünftige) Zeit. In Sumer geht die Göttin Inanna/ Ishtar ins Totenreich ihrer Schwester als in einen anderen Ort. Und noch bei den alten Griechen gelangt Odysseus auf seiner Irrfahrt nach Ende des Trojanischen Krieges auch zum Wohn-Ort der Toten. (Homer) Traditionale Menschen sehen Zustände neben Zuständen, aber nicht Prozesse, und schon gar nicht solche, die – ohne göttliche Kraft funktionierend gedacht – als sich selbst verändernde Prozesse das jeweilige Leben meist unmerklich verändern, obwohl diese generell neuerungsfeindlichen Menschen bleiben wollen, wie ihre Ahnen lebten.

Im modernen Prozeßdenken gehen wir anders vor, weil die Naturwissenschaften uns eine andere Grundlage des Wissens schufen, auf dem auch Geisteswissenschaft heute aufbauen muß, will sie nicht ins tendenziell Religiöse zurückfallen. Sich auf dieses Wissen zu stützen heißt nicht: es bruchlos zu übernehmen. Die Geisteswissenschaften haben mit dem prozeßhaften empirischen Konstruktivismus eine eigene Erkenntniswelt aus den Prozessen der Natur und jenen von Gesellschaften herausgestellt, eigene Methoden, in denen das Soziale eine Wirkkraft darstellt, die nicht mit Naturprozessen in Deckung steht. Gibt es den Zufall als Wirkung für gravierende Veränderungen sozialer Prozesse, ergibt sich eine andere Weltvorstellung als ohne diesen Gedanken bei traditionellen Menschen. Anders als beim Gerstenkorn – um ein sehr simples Beispiel zu bemühen –, aus dem gewiß eine neue Ähre entstehen wird, wenn nichts dazwischen kommt, kann sich die Entwicklungsrichtung im sozialen Prozeß verändern; dann kann nicht – analog zum Gerstenkorn – im Ursprung das Ziel schon enthalten sein, wie es

eine der grundlegendsten Vorstellungen traditionellen Denkens annimmt. Sondern es gibt nun im neuen Verständnis irgendeinen *Anfang* (derzeit: Urknall), von dem aus die zukünftige Entwicklung nicht ohne weiteres prognostizierbar ist. Die Randbedingungen und die Funktionen des Prozesses müssen zuvor an den entscheidenden Stellen analysiert und berücksichtigt werden, um ihn in seinem Ablauf zu verstehen (was bei komplexen Modellen der modernen Biologie ähnlich ist, wenn etwa die Genentwicklung über Millionen Jahre zurückverfolgt wird).

Die Prozeßanalyse ist in diesem Text die Grundlage der historischen Forschung, der wir uns ausdrücklich versichern müssen. Die Archäologie beispielsweise, die eine wichtige Basis für die Analyse des Jung-Paläolithikums liefern muß, kümmert sich bei ihren Aussagen zum steinzeitlichen Menschen oft nur wenig um das Wissen der Gesellschaftswissenschaften, wie wir noch sehen werden. Bis heute wird die Entwicklung der Kognition immer wieder nur oberflächlich angenommen oder behauptet, als sei das menschliche Denken mit der Gattung Homo bereits grundlegend (irgendwie) in die Welt gekommen. Und das, obwohl die Frage nach der Kognition des Homo erectus oder des Homo neanderthalensis weitgehend auch eine Frage der Biologie, der Naturwissenschaft ist, auf die die Archäologie sich bei ihren Untersuchungen der Funde intensiv bezieht. Erst seit die Gen-Forschung sich mit der These des Out of Afrika, der Entstehung des Homo sapiens in Afrika, aufgedrängt hat, entsteht eine intensivere Zusammenarbeit, und das auch mit der Neurowissenschaft. (Renfrew u. a., 2009; Dunbar u. a., 2010) Dabei begann die Entwicklungspsychologie bereits ab vor fast hundert Jahren die soziale Komponente der Ontogenese zu entschlüsseln. Statt dessen wird für *Früh-Menschen*, wie erectus und neanderthalensis, eine dem heutigen Denken bereits ähnliche Kognition oft einfach begründungslos unterstellt und als in der Geschichte nur gering durch mehr Wissen modifiziert verstanden.

Um eine historische Entwicklung *prozeßlogisch* zu analysieren, sie zu erklären oder zu verstehen, kann im modernen Denken also nicht aus dem Ziel direkt zurück auf einen Ursprung geschlossen werden. Im traditionellen Denken bestimmen typischerweise animistische Geistwesen oder schon Götter aus einem Ursprung heraus *teleologisch* das Ziel (Gerstenkorn). Diese religiösen Wesen helfen uns für die Analyse der Geschichte nicht weiter. Doch wie kommen wir dann zum Erkennen des Anfangs der Geschichte? Um einen historischen Prozeß zu analysieren, wie er von A nach Z verlaufen ist, beginnen wir nicht an dessen Anfang, sondern beim Ziel/ Ergebnis und nähern uns *zuerst* von dort *absteigend* Schritt für Schritt den früheren Zeitpunkten bis hin zu einem Anfang. Je nach Fragestellung gilt es die wichtigen Zwischenpunkte festzustellen. Gelingt dies und haben wir einen möglichen Anfang gefunden, der in der Geschichte immer relativ ist, können wir von dort *aufsteigend* die gefundenen Punkte schrittweise gedanklich wieder verbinden und den Prozeß,

der real stattgefunden hat, rekonstruieren.¹ Diese Rekonstruktion können wir beispielsweise analog in der Archäologie beobachten: dort wird ein Objekt, ein Fundort, absteigend grabend abgetragen, um an tiefere Schichten zu gelangen. Bis der unberührte Grund/ Anfang erreicht ist. Ein Problem dabei: es muß zuvor schon gewußt werden, was gefunden werden kann. Frühere archäologische Grabungen haben beispielsweise Pollen nicht erkannt und eingeordnet, weil nicht die Vorstellung bestand, sie könnten so wichtige Hinweise geben; in der frühen Höhlenforschung – sofern das Wort dafür genutzt werden darf – wurde der „Abraum“ des Bodens schlicht mit Schaufel und Schubkarren fort geschafft, um genügend Höhe für BesucherInnen zu bekommen. Ein ausreichendes Erkenntnisinteresse, das aber durch die Ergebnisse einer Grabung sich verändern kann, sollte möglichst vor der Grabung schon bestehen... Nach Ende der Grabung kann dann im Geiste aufsteigend aus den dokumentierten Punkten der an jenem Fundort stattgefundene historische Prozeß rekonstruiert werden. Oder ein Phänomen, wie etwa eine Bevölkerung, wird auf diese Weise analysiert: von einer vielfältigen, unbestimmten Summe von Menschen in ihren Verhältnissen wird absteigend entsprechend des Erkenntnisinteresses nach den Grund-*Begriffen* geforscht, um von und mit ihnen dann aufsteigend begrifflich diese Bevölkerung zu *definieren*.

Aus dem prozessualen Denken heraus begannen meine Überlegungen zu dieser Arbeit zum Prozeß des Jung-Paläolithikums mit den Monumenten des Göbekli Tepe und in Jericho. Um von dort aus weiter in die Vergangenheit zurück zu gehen. Doch wie weit? Was ist möglich, um deren Entstehung zu entschlüsseln? Für diese Frage ist eine weitere Grundlage dieser Studie anzusprechen: das *Menschenbild*. Nach den neueren Erkenntnissen insbesondere der Gen-Analyse stammt Homo sapiens, von dem ich generell ausgehe, von einem vor etwa 200.000 Jahren in Afrika entstandenen Zweig des Homo erectus ab (oft unsere Urmutter „Eva“ genannt). Bislang gilt Ostafrika als der Ort dieses Geschehens, doch wird auch Nordafrika in diesem Sinne nun diskutiert. (Balter, 2011) Generell hat sich in meiner Vorarbeit im Bereich der Archäologie der Beginn des Jung-Paläolithikums, der frühen dauerhaften Besiedlung Eurasiens durch moderne Menschen (Homo sapiens), sinnvoll als der Anfang des Prozesses erwiesen, der zum Göbekli Tepe und dann zu Jericho geführt hat. Wenn auch nicht in einer (evolutionalen) Linie, aber die *Typen* der historischen Entwicklung zeigen diesen Ablauf; mal hier mal dort entstand Neues. Eine gewisse Selbsthaftigkeit fand die Archäologie bereits in den Höhlen der Schwäbischen Alb vor 40.000 Jahren, später dann in Ost- und Mitteleuropa, bevor der Prozeß im Nahen Osten seine besondere und dauerhafte Ausprägung fand, ohne sich in einem einzigen (womöglich dialektischen) Prozeß entfaltet zu haben. Deshalb bespreche ich – nach wenigen Hinweisen auf das frühere

¹ Elias spricht davon, es sei nicht möglich, unbegrenzt in den anfanglosen Prozeß hineinzusteigen. (1936: 75, 78) Das Verfahren vom „Absteigen und Aufsteigen“ stammt im neuzeitlichen Sinn von Francis Bacon (*1561 - 1626), auf den sich Karl Marx und Friedrich Engels bezogen.

Afrika – als *Anfang* meiner Darstellung die erste Höhlenkunst, die dieser frühen Kultur eine besondere Note verleiht. Ob „Kunst“ für jene Zeit ein guter Ausdruck ist, sei dahingestellt, wie ganz generell unsere wissenschaftlichen Begriffe für jene Zeit problematisch sein können. (Hinweis Trevor Watkins)¹ Künstlerisches Handeln im allgemeinsten Sinn ist als Quelle von ähnlich großer Bedeutung wie es die angesprochenen steinernen Monumente sind und eignet sich deshalb als Gegenüberstellung zweier sehr unterschiedener Lebensweisen, die beide – wenn auch in verschiedenen Herangehensweisen der Höhlenforschung und der Archäologie – einigermaßen untersucht sind.

Um der Entwicklung des menschlichen Geistes, der Struktur des Denkens und Glaubens, folgen zu können, ist ein Blick auf den Tier-Mensch-Übergang zu werfen. Vor etwa sechs Millionen Jahren trennten sich aus Ur-Primaten die Entwicklungslinien, die zum einen zu den heutigen Affen und zum anderen zu den Menschen führten. Die menschliche Linie wird über mehrere Stationen definiert, berühmt ist das Skelett „Lucy“ des Australopithecus afarensis, etwa dreieinhalb Millionen Jahre alt. Daraus entstand später die Reihe der Gattung Homo in mehreren biologischen Abwandlungen, die zuletzt mit Homo erectus als totem Arm endet, der von Afrika aus erstmals die Erde weitgehend besiedelt hatte, ohne Amerika und Australien zu erreichen. Dabei wurde Homo neanderthalensis vom *europäischen* Homo erectus abgespalten, der noch ein gegenüber neanderthalensis kleineres Gehirn aufwies. Homo neanderthalensis besaß ein sapiens in der Größe entsprechendes Gehirn, sowie einen stärkeren Knochenbau und eine andere Schädelform. Homo sapiens, der wiederum in *Afrika* aus erectus entstand, ist jüngerem Datums als neanderthalensis, der schon vor 400.000 Jahren in Schöningen/ Niedersachsen die berühmten Speere nach einer Pferdejagd hinterließ. Homo sapiens ist also mit erectus enger verwandt als mit neanderthalensis; früher galt sapiens als Abkömmling von neanderthalensis. Beide besitzen ein Zungenbein, das beim komplexen Sprechen hilft, das bei erectus noch nicht gefunden wurde. Der ist beispielsweise vor 350.000 Jahren durch den Fund eines saisonalen Lagers bei Bilzingsleben am Harz, nicht weit von Schöningen entfernt, dokumentiert. Bei Homo sapiens wird vor etwa 150.000 Jahren zudem die Veränderung eines Schlüsselgens angenommen, die zur besseren Lautäußerung beitrug. (foxp2; Tomasello, 2011) Homo sapiens gilt der Biologie als eigene Art/ Spezies, die also seit ihrer Entstehung eine weitgehend bleibende Konstitution aufweist. Soweit zur biologischen Entwicklung.

Für die soziologische Betrachtung des Homo sapiens ist ergänzend zur biologischen die soziale und kognitive Entwicklung zu bedenken. Dux hat diesen Übergang in seiner Historisch-genetischen Theorie neu rekonstruiert. (1989ff) Er führt hinsichtlich des Geistes zwei verbundene Begriffe ein: Kapazität und Kompetenz. Biologisch entwickelt sich die *Kapazität* des Gehirns, auf der aufbauend in Ontogenese und analog der Phylogenese die

¹ In der Mailing-List <https://lists.fu-berlin.de/listinfo/neo-lithics> (2013); Dank dafür!

jeweilig nötige historische *Kompetenz* von Individuen und Gemeinschaften im Wechselspiel erworben wird, die also eine *soziale* Komponente der Kognition ist. Das Gesamtbewußtsein einer Gemeinschaft kann sich nicht generell vom Niveau des Denkens der Einzelnen unterscheiden, ohne hier aber eine quasi mechanische Verknüpfung von Ontogenese und Phylogenese zu unterstellen. Vom instinktgeleiteten Tier sehen wir einen Wandel zum primär reflektierten Handeln. Ich spreche deshalb von einem *kognitiven Systemwechsel* hin zum primär bewußt gesteuerten Denken, das die Instinktregulierung ersetzt und wohl nicht nur überformt; natürlich bleiben *Reflexe* bestehen (ein Begriff, den ich als sehr umfassend verstehe). Und über Bewußtsein und dessen Basis wird noch nachzudenken sein. Das ist eine neue soziale Qualität.¹ Wo und wann der entscheidende Umschwung passierte, läßt sich nicht präzise bestimmen. Vieles spricht jedoch dafür, diesen Systemwechsel erst bei Homo sapiens als eigenständiger biologischer Art als (vorerst) abgeschlossen anzunehmen. So gehe ich vor, wie noch weitergehend zu begründen sein wird. Deshalb bespreche ich nur Homo sapiens. Und Homo erectus und neanderthalensis verstehe ich nach den derzeitigen empirischen Kenntnissen als Früh-Menschen mit geringerer biologisch fundierter geistiger Kapazität.

Nun komme ich bei den Grundlagen meiner Studie zu einem etwas anders gelagerten Problem. Um steinzeitliches *Handeln* zu verstehen, wird relativ weitgehend auf analoge Erscheinungen zurück zu greifen sein, da die Zeit des Jung-Paläolithikums mangels hinreichender Quellen nicht selbst im Detail zu rekonstruieren ist. Analogien finden sich – wenn auch sehr begrenzt – in den Lebensweisen *rezenter Urvölker*; damit meine ich solche WildbeuterInnen und einfache Gartenbauvölker, die bei ihrer Beschreibung nur wenigen europäisch geprägten Einflüssen ausgesetzt waren, obwohl selbstverständlich die Berichte über sie alle von Fremden kamen, die zuerst Eroberer und Missionare mit sehr eigenen Interessen waren, später auch von AnthropologInnen und anderen. Diese (meist christlich gefärbten) Berichte stammen in großer Zahl aus dem 19. und einige erst dem 20. Jahrhundert. Anders als es sich in mancher Studie findet, halte ich es *nicht* für möglich, konkrete Übertragungen von Lebensweisen vorzunehmen. Zu sehr wurden diese Völker durch die europäischen Eroberungen negativ geprägt, zum Teil überhaupt erst in „die

¹ Soweit ich sehe, erkennt im wissenschaftlichen Kontext 1864 als erster Wallace, der den evolutiven Prozeß zeitgleich mit Darwin formulierte, es gäbe einen Umbruch vom Tier zum Menschen. Letzterer sei nach einer gewissen (Ur-) Entwicklung wegen des bei ihm entstandenen Intellekts und der sympathischen, andere unterstützenden, und moralischen Gefühle schon lange im „*socialen Zustand*“ und *nicht* mehr der natürlichen Zuchtwahl unterworfen. (1870) Darwin kritisiert in der „*Abstammung...*“ diese Stelle bei Wallace nur insofern, er verstehe nicht dessen Ablehnung der natürlichen Zuchtwahl bezüglich der Entwicklung des Gehirns bei „Wilden“ deutlich über die des Affen hinaus, erwähnt den Hinweis auf den *sozialen Zustand* aber nicht, statt dessen antwortet er: „*Obgleich die intellectuellen Kräfte und socialen Gewohnheiten von der äußersten Bedeutung für den Menschen sind, so dürfen wir doch die Beobachtung seines körperlichen Zustands ... nicht unterschätzen*“. Später betont er, der so eine Art „Salon-Rassist“ des 19. Jahrhunderts war, „*daß zwischen Menschen und den höheren Säugetieren kein fundamentaler Unterschied in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten besteht*“. (1871; kurz zu Darwin: Hennings, ¹³2013)

Steinzeit“ zurückgeworfen, die sich dann in den Berichten findet. Doch werden wir noch sehen, warum die *Strukturen* ihres Denkens und Glaubens aus diesen Berichten hinreichend genau herausgefiltert werden können. Ebenso gibt es die beschränkte Möglichkeit, auf schriftliche Zeugnisse aus alter Zeit zurückzugreifen: Sumer, Ägypten, Griechenland. Über die *logischen Strukturen* rezenter und historischer Völker wissen wir doch einiges, was sich vorsichtig näherungsweise reflektiert in die weitere Vergangenheit übertragen läßt. (Grimal, 1977^b; Lévy-Bruhl, 1910ff; Vieyra, 1977; Wilson, 1954) Denn unsere Kenntnis über die Ontogenese macht deutlich: wie die eben genannten Völker waren auch die Menschen der Steinzeit solche mit einer *traditionalen* Logik, die mit Piaget auch als *prä-operatives* Denken bezeichnet werden kann. Das ist ein Stadium des Denkens, das alle Menschen von ihrer Geburt an mehr oder weniger durchlaufen. Erst die europäisch geprägten Kulturen erweiterten ihre Kognition und Logik mittels des Wissens über Mechanik und vor allem der *Schulbildung* über das traditionale Denken hinaus und entwickelten ab der europäischen Aufklärung jenes *prozessuale* Denken; dieser Prozeß dauert an.

Ich möchte prüfen, ob bei den frühen Menschen zu Beginn des Jung-Paläolithikums die Ausbildung des traditionellen/ prä-operativen Denkens sogar möglicherweise noch nicht auf dem Niveau typischer traditionaler rezenter Urvölker angekommen war, das im zweiten Kapitel (a1) geschildert wird. Auf dem Weg von der tierischen Konstitution könnte diese Form der traditionellen Kognition erstmals am Göbekli Tepe für die Gesamtgemeinschaft *vollständig* erworben worden sein, während eine Elite ein weitergehendes Vermögen zeigte, das noch Jahrtausende nicht wieder erreicht wurde. Diese Eliten, auch die in Jericho, geistliche und weltliche Vorleute, vielleicht schon Häuptlinge, und/ oder Baumeister, entwickelten offensichtlich eine Kognition, die in einzelnen Bereichen schon über den Stand typischer traditionaler rezenter Urvölker hinauswies. Das gilt dann erst recht für die Eliten der weit jüngeren Städte Sumers und Ägyptens. Hinsichtlich der frühen Entwicklung der modernen Menschen gibt es zwei denkbare polarisierte Thesen: sie könnten *erstens* bereits in Afrika weite Schritte der geistigen Entwicklung gemacht haben und in Eurasien mit Kenntnissen eingetroffen sein, die jenen nahe kommen, die sich am Göbekli Tepe und in Jericho zeigen; ich spreche dazu von einer *Maxi(mum)*-These. Mein Interesse gilt aber, *zweitens*, in besonderer Weise der Gegenposition und der Frage: können die Ereignisse des Jung-Paläolithikums plausibel verstanden werden, wenn von einer nur geringen geistigen Entwicklung zu seinem *Beginn* ausgegangen wird? Ich nenne sie *Mini(mum)*-These. Nur von ihr ausgehend kann eine wahrscheinliche oder mögliche weitgehende Entwicklung während dieser Epoche erkannt werden. Bei der Mini-These wird hier allerdings nicht jenen gefolgt, die – wie es seit den Eroberungen der übrigen Welt in Europa üblich war – von rezenten Urvölkern als „Wilden“ und dergleichen sprechen. Immer wieder wiesen und weisen neue Erkenntnisse auf deren weitreichende Fähigkeiten hin, die zuvor nicht für möglich gehalten wurden. Deshalb sind solche Leistungen

hervorzuheben. Es gilt aber zugleich, diese vermuteten Fähigkeiten in eine Gesamtgeschichte der Menschen auch sprachlich differenziert einbinden zu können, die den Prozeß der Kognition vom Tier her bis zum *Homo sapiens* der heutigen Nach-Moderne (Beck) darzustellen in der Lage ist; eine durchgängige Skala also. Das Problem wird an der Besprechung der Individualität und der Person besonders deutlich werden: frühen Menschen wird eher ein Gruppenverhalten als Individualität zugeordnet, und doch waren es auch einzelne Menschen mit Handlungskompetenz. Deshalb teste ich im folgenden vor allem für die frühe Zeit der Höhlenkunst die Mini-These, jene Menschen hätten vielleicht die Fähigkeiten des – bereits erwähnten – *Früheren sapiens* erreicht, aber noch nicht die des *Späteren sapiens*; (Tomasello) das hieße, die Höhlenmalerei sei von Menschen ausgeführt worden, die sich noch wesentlich mit Zeichen und Gesten und dazu einer noch unvollkommenen Sprech-Sprache verständigten. Diese Gruppen werden unten ausführlicher dargestellt, wenn die Abschnitte Kommunikation und Ontogenese besprochen werden. Letztlich komme ich dann zu der These, auch die Erwachsenen dieser Zeit hätten hinsichtlich ihres Weltbildes das logische Vermögen „Fünfjähriger“ entwickelt. Damit kann für die Zeit bis zum Göbekli Tepe und zu Jericho die kognitive Entwicklung markiert werden. Diesen Überlegungen zum Stand der Kognition zu Beginn des Jung-Paläolithikums (und früher) steht in der Archäologie eine weitere Auffassung entgegen, der ich nicht folge, weil sie nicht belegt werden kann: schon *Homo erectus* sei kognitiv *sapiens* sehr nahe gewesen, und *neanderthalensis* von *sapiens* kaum unterscheidbar. Als ein wichtiger Beleg gilt das Lager des *Homo erectus* vor 350.000 Jahren in Bilzingsleben, das sich von Lagern des modernen Menschen kaum unterschieden habe. Doch dies läßt sich auch gegenteilig interpretieren: solche Lager/ Camps waren mit sehr geringer Kognition einrichtbar. Selbst Schimpansen zeigen ein Horden-Verhalten, das äußerlich sich nicht wesentlich von dem sehr früher Menschen-Gruppen unterscheidet; wie sollte sonst eine Entwicklung von Primaten zu Menschen entstanden sein? Der Nestbau ist allerdings in Afrika weniger ausgeprägt als bei Menschen der Stein- und Eiszeit im Norden, die besseren Schutz vor der Witterung benötigen.

Zuguterletzt von den „Wilden“ zu den Frauen – wie es eine gewisse Tradition ist. Mit etwa der gleichen Motivation wie die „Wilden“ zu dieser Bezeichnung kamen, sind in der Wissenschaft und von Wissenschaftlern die Frauen – gelinde gesagt – wenig berücksichtigt worden.¹ Nicht nur in

¹ Es ist interessant, wie weitgehend bereits 1949 Beauvoir manchen Punkt rezipiert hat, den ich zu Frauen besprechen werde. Obwohl sie noch jenen folgt, für die der *biologische* Vorteil der Männer die Geschlechterdifferenz in der Urzeit bestimmt, aber doch manchen sozialen „Mechanismus“ beschreibt, wie etwa die Macht, der ich unten systematische Bedeutung zuordne, oder auch die Bedeutung des Bodens erkennt. Sie lehnt die Thesen Bachofens ab, geht aber dennoch von der „primitiven Zivilisationsstufe“ einer *Muttergottheit* aus. Und sie sieht ebenso die diesbezügliche Rolle der Religion. (1949: 95ff) Das verwundert nicht, denn für die Urzeit gibt es primär Quellen aus Berichten um die Wende zum 20. Jahrhundert, jüngere Forschungen trafen nur noch selten „unberührte“ rezente Urvölker an. Es ist also nicht so, daß dieser Stoff als wissenschaftliches

Archäologie und Ethnologie, mit denen wir hier vor allen zu tun haben werden. Schon und gerade in der Aufklärung wurden sie, als sie anfangen, sich deutlicher geistig bemerkbar zu machen, vom aufklärerischen Mannesgeist einer selbst diagnostizierten „Vernunft“ zur „Natur“ zurückgestuft, etwas simplifiziert gesagt. Das gilt auch für die Soziologie. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts hat der Soziologe Tönnies davon gesprochen, es gehörten Frauen und Kinder zusammen als von gleichem Geiste. Der Kollege Weber sprach von der normalen Überlegenheit der physischen und geistigen Spannkraft des Mannes. In diesem Zusammenhang darf auch Darwins dem entsprechende Vorstellung über Frauen nicht vergessen werden. Es wird noch deutlich werden, daß diese Haltung so alt ist wie unser Wissen zurückreicht. Manche Äußerung wäre ja ganz putzig, wären solche „gelehrten Auffassungen“ lediglich „Meinung“. Doch sie berühren durchaus die *methodische Qualität* von Wissenschaft, zeigen fehlende Quellenkritik und Reflexion. Wenn es an aufgefundenen Artefakten keine Spuren gibt, wer sie herstellte und nutzte, sind Aussagen eben nicht möglich. Wird eine daran anschließende Spekulation unternommen, muß erwartet werden, daß sie die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert. Aber die „Jägerkultur“ der Steinzeit wird bis heute oft in dieser Qualität besprochen, als machten nur Männer die Geschichte und Frauen nur das Essen. Vor allem wenige Wissenschaftlerinnen halten dagegen und zeigen, wie aus den überwiegend „harten“ Stein-Artefakten patriarchaler Wissenschaft bloß „weiche“ wissenschaftliche Argumente werden, wie Owens ironisiert. (1998) Diese Situation führt in meiner Arbeit zu einer deutlichen Hinterfragung der Rolle der Frauen in der Geschichte, ohne auf romantisierende Vorstellungen über Matriarchat¹ und „Muttergöttin“ zurück zu fallen, für die es ebenfalls weder empirische Fakten noch hinreichende Theorien gibt. Im Gegenteil läßt sich die stete Überlegenheit männlicher Macht aufzeigen und begründen – vom ersten Tage an!

Evolution – Prozeß

In diesem Abschnitt werden die wichtigen Stationen der Theorieentwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts skizziert, mit denen wir es vor allem zu tun haben. Das wird helfen, die Ontogenese und Phylogenese zu verstehen. Seit der industriellen Moderne des 19. Jahrhunderts wird traditionales, mystisches Denken über das Weltbild im europäischen Kulturkreis durch die

Thema nicht früh vorbereitet war.

¹ Ein *Matriarchat* (Frauen-Vorrang) ist etwas anderes als Matrilinearität (Verwandtschaft nach der Mutterlinie) oder Matrifokalität (Frau bleibt zusätzlich bei Heirat im Mutter-Clan). Es ist noch nie empirisch belegt. Ein Gipfelpunkt des Patriarchats sind die alten Griechen, die Frauen ungefähr behandelten wie heute die Taliban es tun. Es muß die wesentlichen Funktionen des Lebens der Frauen so etwas wie kolonialisieren; hinzu kommen also Gewalt und Unterdrückung, selbst wenn die sich nur langsam strukturell durchsetzten und dann – bald als *natürlich* geltend – sich dauerhaft das Machtverhältnis der Geschlechter verschob. Aus den bisher meist bemühten archäologischen Befunden sind matriachale Perioden – anders als oft behauptet – bislang nicht ablesbar, meinen etwa Röder u. a., (1996) das gelte auch für Kretas Menoische Kultur und Çatal Hüyük, worin sie für letzteres von Schmidt Unterstützung erfahren. (2008)

Naturwissenschaften abgelöst, nachdem in der öffentlichen Debatte zuerst durch Darwin (und zeitgleich Wallace) die Theorie der Evolution für die Naturwissenschaft formuliert war. Nun wurde auch – gegenüber der Bibel – die generelle Prozeßhaftigkeit der menschlichen Geschichte in allen grundsätzlichen Aspekten erkennbar; es gibt keinen Bereich mehr, der nicht prozeßhaft analysiert werden kann und die Entstehung der Dinge erklärt (was bei „Gott“ nicht möglich ist). Das gilt heute selbst für die Entstehung und individuelle Entwicklung des Denkens beim Homo sapiens. Es entstand in einem langen Prozeß von einem Niveau her, das unter dem heutiger Schimpansen lag. Mit der Vorstellung der Evolution der Welt entstand aber primär erst einmal ein *naturwissenschaftliches* Weltbild; Soziologie gab es Mitte der 19. Jahrhunderts noch nicht. Wissenschaftshistorisch gesehen waren es wohl Karl Marx (*1818 - 1883) und Friedrich Engels (*1820 - 1895), die mit ihrem Basis-Überbau-Modell eine *soziale* Evolutionstheorie bereits 1845 formulierten, diesen Ansatz aber nicht gezielt weiter verfolgten, stichpunktartig publiziert wurde er ebenfalls 1859. Sie verstanden unter *sozialer* Evolution schon eine moderne Prozeßtheorie, die ich in einer wissenschaftshistorischen Studie jenseits ihrer eigenen Begriffswahl als „Empirie plus Prozeß“ herausarbeitete. (¹³2013) Beides gehört zusammen, um den Kern ihres wissenschaftlichen Konzeptes zu verstehen, wo sie selbst von positiver Wissenschaft und der von Marx gegenüber Hegel neu entwickelten Dialektik als Prozeß sprachen, von beidem! Das gelang ihnen auch einigermaßen, obwohl über die kognitive Ontogenese natürlich noch kein Wissen bestand, 1845, in einer ganz anderen Wissenschaftswelt, die noch durch die Philosophie (Hegels) markiert wurde. Angelehnt an die Naturwissenschaft ist ihre evolutive Sozialwissenschaft dennoch nicht einer „positivistischen Objektivität“ im späteren Sinne verpflichtet, sondern soll hinter den Erscheinungen das Wesentliche der Entwicklungen herausstellen; das Wesentliche kann als Struktur oder die Summe der zur Rekonstruktion nötigen Begriffe verstanden werden, die zuvor in der Analyse zu ermitteln sind.

Mit dem Werk „Das Mutterrecht“ wurde Johann J. Bachofen (*1815 - 1887) sehr populär und erscheint manchmal als Begründer der öffentlich diskutierten sozialen Evolution, obwohl er das Gegenteil bezweckte. (1947) Sein Werk ist implizit ein Gegenkonzept zur sozialen Evolution zugunsten der älteren Geschichtsvorstellungen, was aber nicht allen auffiel. Darin scheint die alte Dialektik durch, wenn vom Hetärismus (These) über das Mutterrecht (Antithese; mit der Gewalt amazonischer Reiterheere!) das göttliche Vaterprinzip als Synthese/ Ziel erreicht wird. Bachofen las vor allem aus Mythen Stufen menschlicher Entwicklung heraus. Ein Fokus war dabei das Geschlechterverhältnis. Deshalb ist seine Arbeit für mein Thema interessant, die zwei Jahre nach Darwins Hauptwerk entstand. Er stützte sich primär auf Hinweise des Griechen Herodot zu den Nachbarstämmen: die hätten in einer Form des Hetärismus‘ gelebt, mit regellosem Geschlechtsverkehr. Dann hätten sich die Frauen dem verweigert, auch mit Waffen (Amazonen). So sei die Stufe

der Gynaiokratie entstanden. Später wurde in der Debatte daraus die Geschichte von der Stufe des Matriarchats mit der Großen Muttergöttin. Bis endlich – stellt er heraus – die Männer die Oberhand gewannen und die allein seeligmachende patriarchale Stufe der Menschheit einläuteten; wohl gemerkt: er diskutiert diese Entwicklung am Altertum! An frühere Zeiten war so weitgehend damals nicht zu denken.¹ Gerade mit dem Fokus auf (heilige) Mutterschaft scheint ein Bezug auf das Matriarchat unsinnig. Müßte es doch darum gehen, nach Lebensformen mit vollständig gleichberechtigten, wenn nicht „herrschenden“ Frauen zu suchen; aber wo? Hüten wir uns jedoch davor, nun beides – Mutterverehrung und Matriarchat – in einem Topf zu belassen. Nur von letzterem können wir ziemlich sicher sein, solche Lebensform habe es nicht gegeben; es gibt einfach keine genügend begründeten Hinweise. Matri- oder patrilineare Verwandtschaftstypen, nach der Linie der Frauen oder Männer, mußten sich erst herausbilden, verstanden und mit praktischem Sinn für die Organisierung der Gruppen gefüllt werden.

Lewis H. Morgan (*1818 - 1881) griff die Grundgedanken Bachofens zu den historischen Stufen in seinem Buch „Urgesellschaft“ auf, in dem er die weltweiten und historischen Formen des Zusammenlebens untersuchte, vor allem die Gentilgesellschaft (wesentlich am Beispiel der Irokesen); dazu kommen wir noch. (1877) Dieses Buch benutzte 1884 Engels, um die Entwicklung von Familie, Eigentum und Staat pauschal (eher journalistisch) nun wieder – unausgesprochen – als soziale Evolution zu skizzieren. Er betonte dann die positive Bedeutung der Frauen in jenen Gemeinschaften nochmal stärker, um sie damit für die Arbeiterbewegung zu empfehlen – deren Männer das auch dringend nötig hatten und haben –, bis hin zur „Weiberherrschaft“ als Schlagwort (das von Bachofen stammt). Seiner Publikation stupid folgend verkam diese Linie später zum sowjetideologischen Dogma, zur weitergehenden Entwicklungslogik in Stufen. Bachofens Vorstellungen sind in der Wissenschaft überwunden. Auch Morgan gilt heute als historisch. (1877)²

¹ Tatsächlich gibt es beim wirklich reaktionären Bachofen deutliche Gegenwartsbezüge. Implizit geht es ihm neben der Zurücksetzung der (weiblichen) Natur mit seinem Werk um die Niederringung der demokratischen Entwicklung seiner Zeit, sowohl die „positivistische“ Wissenschaftsauffassung des Historikers Mommsen, (Wesel, 1980) als auch die faktischen Folgen der Bürgerlichen Revolution 1848; Demokratie ist ihm demokratische *Herrschaft* durch *Tyrannen*, gestützt auf die ununterschiedenen Massen, der er den starken römischen Staat als Leitbild gegenüberstellt. Interessant (im Sinne Theweleits) ist auch die „wilde *Sumpfvegetation*“ als Prototyp des ehelosen Muttertums! Er geht übrigens in seiner Vorrede zum „Mutterrecht“ vor wie die Ursprungsmythen, sehen wir später: erst wird die Frauenrolle erhoben, um dem folgend zu begründen, wie die Lage real ist und worum es wirklich geht: um „*die Erhebung des irdischen [weiblichen] Daseins zu der Reinheit des göttlichen Vaterprinzips*“, wie es im Schlußsatz der Vorrede heißt. (1947: 89)

² Morgans Arbeit diente einer religiösen Gruppierung am Rande der Wissenschaft als Anlaß, noch einmal gegen die „Evolution“ insgesamt zu polemisieren, die aber nur vorübergehend eine gewisse Bedeutung erlangte. (Hildebrandt, 1979) Eine generelle Evolution wurde dann vor allem in der Sowjetideologie zum Dogma. Sie wurde als dialektische Philosophie der postkapitalistischen Funktionärsherrschaft – mit entsprechenden Auswirkungen auf die politisch gelenkte Wissenschaft – degeneriert.

Ebenso sind Marx/ Engels mit ihren sozialen Analysen heute überholt, zumal ihr prozeßlogischer Ansatz von ihnen selbst nicht forciert wurde. Wichtige Soziologen betonten allerdings ihre Bedeutung, wie Tönnies, Weber, Sombart, später Berger/ Luckman, Habermas. Allerdings wurden sie bei ihrer Neuentdeckung nach dem Zweiten Weltkrieg – wie schon von Lenin – als Philosophen verfremdet; dabei hatten sie die Philosophie ausdrücklich „überwunden“ und die positive Wissenschaft dagegen gesetzt. Heute haben wir es mit einem neuen Paradigmenwechsel in den Natur- und Sozialwissenschaften zu tun. Von der Evolution führt die Spur zum sozialen Prozeß. Wir sehen das noch bei Piaget, Dux, Tomasello und für die Biologie bei Bauer. Allerdings bleibt die Naturwissenschaft die Basis des Weltverständnisses, auf der empirische Sozialwissenschaften aufbauen und zur Wissensbasis der sozialen menschlichen Existenz werden.

Heute kommt die Theorie der Evolution insgesamt unter die Kritik, nicht nur wegen der darin enthaltenen starren Stufenfolge. (Röder u. a., 1996; Dux, 2008) Mehr noch ist es die Prozeßhaftigkeit der Welt, die nun immer stärker anerkannt wird. Das gilt sogar für die Biologie, hörten wir schon. (Bauer) Wo die Theorie der Evolution neu definiert werden soll, was natürlich möglich wäre, scheint ein gänzlich neuer Ansatz, der Bezug auf den Prozeß, sinnvoller. Eine bloße Übersetzung von: Evolution gleich Prozeß, wie es ohne Reflexion der Begriffe oft in Texten zu finden ist, scheint wissenschaftshistorisch etwas dürrtig. Auch die alte Form der Dialektik mit ihrer sich ändernden und doch statischen „Identität“ des Objekts, die heute oft nicht mehr in diesem Sinne benutzt wird und damit ihren historisch Nutzen, das Denken gefördert zu haben, verliert, ist für die Sozialwissenschaft überholt. Es bleibt dann bloß eine einfache Wechselwirkung übrig. Merkwürdig unberührt von prozeßhafter Logik blieb bis in unsere Tage die oft immer noch philosophisch behandelte Kognition, als bekämen Menschen sie in den Genen mitgeliefert, oder sie entstünde mit der Sprache irgendwie von allein (Nativismus).

Daß es beispielsweise viel später nach der Zeit des Bauens am Göbekli Tepe unter den rezenten Urvölkern wieder sehr schlichte WildbeuterInnen gab, bedeutet – jenseits der Vorstellung der Stufenentwicklung – also nicht, es wären vor zwölftausend Jahren alle Menschen noch schlichter organisiert gewesen, bevor sie sich stufenweise weiter entwickelten. Die schlichteren Lebensweisen sind nicht unbedingt die älteren; das gilt insbesondere nach der Zerstörung vieler Kulturen in der Kolonialisierung. Sozialer Wandel, wie der von der Wildbeuterei zum Landbau, entwickelte sich aus konkreten Bedingungen am bestimmten Ort, aber nicht überall in gleicher Weise nach einem festen Schema (oder gar heiligem Plan). Andernorts kam es ja nicht oder wesentlich später in anderen Zusammenhängen dazu; das Klima wird überall eine Rolle gespielt haben. Was sich in Philosophien oder als Schilderungen der globalen Evolution gewaltig und schlüssig anhören mag, sagt für den empirischen Einzelfall im Sozialen nicht viel aus; die Details sprengen meist den großen Entwurf. Deshalb ist der Prozeß methodisch die bessere Wahl. Auch was in der Biologie

möglich scheint, einen einzigen Stammbaum aller Lebewesen zu finden, ist im Sozialen nicht analog denkbar, weil die Prozesse dort anders funktionieren, immer stärker durch menschliches, individuelles Handeln geprägt werden. Bei den enormen Zeiträumen mit nur wenigen erkennbaren Innovationen, wie etwa dem Übergang von nur geschlagenen zu geschliffenen Steinwerkzeugen, kann es so aussehen als gäbe es auch im Sozialen eine Art „Mutation“; das führt aber in die falsche Richtung. Bestimmte Änderungen drängen sich funktional auf, wie der Übergang zum effektiveren Landbau auf viel geringerer Landfläche und seinen im Vorfeld nicht erkennbaren Nebenfolgen, wie beispielsweise die Keime der Tiere Probleme bereitet haben werden, oder Karies, der durch intensivere Getreidenahrung gefördert wird, oder die Zerstörung der Zähne durch den im Mehl verbleibenden Staub der Mahlsteine.

Auch die verwandtschaftliche Organisation kann nicht als feste Folge im Sinn evolutiver Stufen interpretiert werden, wie bei Morgan. Der fand zwar auf Hawaii jene Familienformen mit Bezeichnungen der Verwandtschaft, als hätten in noch früherer Zeit alle Töchter einer Mutter alle Söhne einer anderen Mutter derselben Generation „geheiratet“. Beispielsweise beobachtete noch Turnbull bei den rezenten Mbuti, dort würde ein Kind alle Erwachsenen der Altersgruppe seiner Eltern als Vater und Mutter ansprechen, die ältere Generation als Großvater und Großmutter, sowie alle Gleichaltrigen als Bruder und Schwester. (2009) Doch verstand Morgan vielleicht solche Bezeichnungen (!) nicht hinreichend, frühe Klassifikationen dienten wohl nur der Fixierung *potentieller* HeiratspartnerInnen, die dennoch individuell zu wählen waren. Morgan skizziert seine Vorstellung an den Irokesen und auch an den „allerprimitivsten“ Stämmen in Australien. Sie hätten vor der Herausbildung der Gentes (singular: Gens), das sind die kleinsten – sich auf eine gemeinsame Urmutter gründenden – Einheiten einer Gentilgemeinschaft, eine geschlechtliche Klassifizierung entwickelt. (1877; Wesel, 1980) Schon Lévy-Bruhl hält die Frage, ob es jemals aus dieser generellen Möglichkeit heraus eine reale Gruppenehe gegeben habe, bei der alle Söhne der einen Mutter alle Töchter der anderen geheiratet haben, für nicht lösbar.¹ (1956) Daß Männer oft

¹ An dieser Frage scheiterte auch Engels bei der Bewertung Morgans, mit dem er von einer realen Gruppenehe ausgegangen war, die bestanden haben müsse; woher sollten sonst diese Bezeichnungen der Verwandtschaft gekommen sein, fragt er? Jetzt wissen wir es. // Malinowski sah auf den Trobriand-Inseln – was sich weitgehend auf rezente Urvölker übertragen läßt, wenn auch in verschiedenen Formen, auch hinsichtlich matri- und patrilinear –, daß viele Beschreibungen dieser Art falsch verstanden sind. Es geht also nicht darum, daß alle Brüder alle Schwestern heiraten, sie alle Sex haben. Sondern es sind beispielsweise die Schwester des nominellen Vaters (die biologische Zeugung ist unbekannt) und deren Töchter im klassifikatorischen Sinn identisch, nehme ich den Begriff Lévy-Bruhls auf. Auf den Trobriand-Inseln ist die Schwester des Vaters für dessen Sohn, mit dem er im matrilinearen Stamm formell nicht (!) verwandt ist, die ideale sexuelle Partnerin (!), deren Rolle aber (so gut wie) immer von deren (identischer) Tochter übernommen wird; es geht um das Vererben im Clan. Diese Tochter ist die Kreuzkusine (Kind des gegengeschlechtlichen Geschwister von Vater oder Mutter); Kinder von Schwestern der Mutter oder Bruder des Vaters sind Parallel-Kusinen. Die Schwester der Mutter ist identisch mit der Mutter und deshalb wird sie oft ebenso genannt. Im Ergebnis sind ein Viertel der Frauen im Clan tabu, die anderen erlaubt. (1979^b) Lesen Sie das lieber selbst!

mehrere Frauen haben konnten, Polygynie, ist etwas anderes. Beim Tod einer Ehefrau rückte allerdings in manchen Gemeinschaften üblicherweise deren Schwester nach, aber erst dann (als Ersatz aus der Sippe in patrilinearen Gemeinschaften, in denen die Frauen zum Clan der Männer ziehen). Es gibt Ausnahmen. In der tibetischen Kultur (Tibet, Bhutan, Nepal) heiratet *eine* Frau tatsächlich oft mehrere Brüder, was in einzelnen Fällen auf die von Morgan beschriebenen älteren Lebensweisen verweisen kann. (>Bild-7) Ein aktueller Bericht über solche Familien betont das Zitat eines der Brüder, es gäbe keine Eifersucht, was bei fremden Männern ganz anders wäre. (Zeit.de, 7.4.13) Klar! Brüder sind der traditionellen Logik identisch! Dazu im nächsten Kapitel.

Gegenüber dem modernen Prozeßdenken sieht die traditionale Logik anstelle des sozialen Wandels nur den aktuellen Zustand, die aktuelle Praxis und die Oberfläche, nicht die dahinterliegenden Strukturen. Und alles wird als Einzelnes und als Konkretes behandelt, als ewig, auch das Mystische oder der Traum. In der gemeinschaftlich geprägten Kollektiv-Vorstellung, der Tradition, wird die Welt als von mystischen Geistwesen bestimmt verstanden. Unser Wissen über alte Lebensformen, von Sumer über Ägypten und Griechenland bis hin zu rezenten Urvölkern, zeigt deren Abhängigkeit von der Form ihres traditionellen Denkens und bestimmt damit die Verhältnisse zwischen den Menschen (und den Geistwesen). Die *Verhältnisse* zwischen den Menschen sind es, die eine Gemeinschaft oder Gesellschaft bilden. Donald spricht in seiner Geschichte des Bewußtseins vom Primaten zum Menschen von der Enkulturation des (selbstbewußten) Geistes, die *phylogenetisch* in der Bildung *kognitiv-kultureller Verbände* eine wichtige Basis gefunden habe. (2008; Tomasello, 2011) Durch die immer reflektierter werdende Erfahrung mit anderen Menschen also, wie zuvor die des Säuglings mit der sorgenden Bezugsperson. (Dux, 2008) Wir werden sie noch genauer kennenlernen.

Exkurs: Biologismus

Eine ganz andere Vorstellung der Welt sehen wir im Biologismus; darunter verstehe ich den Versuch, zumindest die wesentlichen geistigen Kenntnisse und das meiste Handeln nicht nach sozialen, sondern nur nach biologischen Maßstäben zu beurteilen. Der von mir betonte geistig-soziale Systemwechsel zwischen Tier und Mensch, der beim Homo sapiens als vollendet gesehen werden muß, wird nicht erkannt oder direkt bestritten. Menschen werden als vollständig von der biologischen Evolution bestimmt behauptet: die Gene regieren die Menschen, ein freier Wille hebt sie nicht vom Tier ab. Zu unterscheiden von einer solchen ausdrücklich fixierten Position ist nachlässiges Formulieren. Das passiert in der Archäologie des Paläolithikums besonders leicht, weil dort der Übergang von Primaten zu Früh-Menschen (Homo erectus/ neanderthalensis) und weiter zum Homo sapiens der Gegenstand der Untersuchungen ist. Das gilt noch mehr, wenn speziell Artefakte, vor allem Werkzeuge und Kleinkunst, ausgegraben und analysiert werden. Dann kann, weil es nicht im engeren Sinn um die Entwicklung des Menschen, sondern um dessen Hinterlassenschaft geht, allzuleicht ein linearer Übergang zum Homo sapiens formuliert werden.

Zu bedenken ist auch die Tradition aus der Vorstellung der Evolution her. Im 19. Jahrhundert ging es erstmal darum, überhaupt gegen das christliche Dogma eine Entwicklung der Menschen aus dem Tierreich plausibel zu machen. Wurde dann evolutiv gedacht, konnte es zuerst eigentlich nur die Vorstellung linearer Weiterentwicklungen geben: vom Affen zum Menschen. Über die Entwicklung des Geistes war noch nichts bekannt, er wurde als vorhanden gesetzt und galt – ohne nennenswerte Reflexion – als von den Genen ausgebildet. Schon Darwin (1859) und mit ihm die bürgerliche Gesellschaft, soweit sie ihm folgte, dachten erstmal generell biologistisch. Nur Wallace, auf den ich bereits hinwies, versuchte schon damals eine andere Position einzuführen. Das galt eingeschränkt auch für Marx und Engels, die sich allerdings mit ihrem Ansatz von schon 1845, die Menschen machten sich durch ihr Handeln selbst, einigermaßen gegen diese Position immunisierten. Erst mit Piaget war die wissenschaftliche Grundlage für ein neues Verständnis gegeben, in dem der genannte Systemwechsel ableitbar ist und der soziale und kognitive moderne Mensch verstanden werden kann. Erst seit einigen Jahren ist die Vorstellung anerkannt, Homo sapiens stamme nicht von neanderthalensis ab, sondern entstand eigenständig in Afrika aus dem Homo erectus. (Shea, 2010) Die Soziobiologie (Begründer: E. O. Wilson) entstand erst 1975 mit dem Wachsen des biologischen Wissens und vor allem dem über die Gene. Sie sieht so ziemlich alles beim Menschen durch Gene gesteuert. In der Geschichte der Biologie sei der Punkt erreicht, selbst Religion naturwissenschaftlich zu erklären. Steckt Gott in den Genen? Eher nicht. Ausgesprochen biologistische Ansätze finden wir auch in der Archäologie.

Einen Versuch, die Planungstiefe als Maßstab kognitiver Evolution zu nutzen, unternimmt Haidle. Ich nehme einen Aspekt der Arbeit heraus, was denn Kognition dabei heißt. Sie fragt gleich zu Beginn: Was macht den Menschen aus? (1999; siehe dazu auch die folgenden Beiträge jenes Buches) Um als Schlußsatz zusammen zu fassen.: „*Die Menschen existieren nicht getrennt von ihrer tierischen Geschichte*“. In der Tat! Elf „Level“ (Stufen) werden tabellarisch erfaßt, beginnend beim Nicht-Artefakt-Level (L1 = Gebrauch von Zähnen, Hufen, Klauen) über einen Sekundärartefakt-Level (L5 = Abschlaggeräte, Schimpansen nachfolgend) bis zum Administrationsartefakt-Level (L10 = Maße, Geld, formale Gesetze). Dabei werden allerdings in der biologischen Entwicklung hin zum Homo sapiens nur lineare Übergänge gesehen, beispielsweise beginnend bei Schnecken und dann Ottern, die beide schon Steine „benutzen“ könnten, oder der Treffsicherheit des Schmutzgeiers beim Bombardieren eines Straußeneis. So entsteht eine biologistische/ nativistische Vorstellung des modernen Menschens, und die Ankündigung, die Tiefe von *Planung* zu besprechen, wird nicht wirklich verfolgt; sollte doch eine gewisse Reflexion zur Planung gehören. Level 2 (Schnecken) und Level 3 (Ottern) unterscheiden sich „*durch eine kognitive bzw. erlernte Objekt-Planung ... so werden nicht nur auftretende Bedürfnisse instinktiv erfüllt, sondern es können bei ihrer Lösung gewinnträchtige Probleme gesucht werden*“. Wenn dann noch die Level im Text (!) so unterteilt sind, daß von Homo erectus direkt zum Vermögen der Herstellung von Pfeil und Bogen übergegangen wird, wobei Homo sapiens als Neuerscheinung und als deren Erfinder gar nicht eigens Erwähnung findet, wird eine Haltung deutlich, die heute vorhandenes wissenschaftliches Wissen über die neue Qualität menschlichen Geistes schlicht mißachtet. Wissen zudem, das von Piaget dicht an naturwissenschaftliche Paradigmata angelegt wurde. Diese Haltung wird insofern „verständlich“ als offenbar erectus als Beginn des Menschseins betont werden soll, wenn dem zwischen vor 400.000 und 600.000 Jahren nicht nur die Schöninger Speere (L8), sondern in Japan bereits (L9) Animismus in Form von Baum- und

Feldgeistern und bewußte Totenbehandlung zugeordnet wird. Auch damit soll deutlich werden, es ließe *„sich objektiv kein Ansatzpunkt für die Heraushebung des ungefähr mit dem Homo sapiens sapiens zusammenfallenden Planungshorizontes 10 [Level 10] oder einer anderen Stufe finden“*. Was zu beweisen war!

Naturwissenschaft wird in dieser Weise (mehr oder weniger bewußt) auf das Soziale übertragen, oder jedenfalls davon nicht unterschieden. Vielleicht soll aber ausdrücklich die Darwinsche Evolutionstheorie zum Erklärungsansatz auch des Lebens insgesamt gemacht werden? Alles ist Biologie? Auch die Sozialität? Darwins zweiter „großer“ Band, der über die Entstehung des Menschens, ist dürftig genug; aber das war 1871. Einige der mit Genforschung und Hirnscannen befaßten Leute verfahren ebenso. Als würden solche und weitergehende Fertigkeiten auch beim Menschen als Instinkte oder dergleichen in den Genen stecken und nicht in einem herausragenden Prozeß der Entwicklung der Kognition erworben sein. Damit ich nicht falsch verstanden werde: die Schöninger Speere von Neandertalern und der Dorn, mit dem ein Vogel Maden aus der Rinde holt, trennt schon Welten, aber offenkundig folgt noch die Vollendung jenes von mir betonten Systemwechsels. Ihn zu übergehen scheint begründungswürdig.

Haidle betont demgegenüber ausdrücklich dessen Nichtexistenz: *„Die Formulierung eines ‚prinzipiellen Unterschied(s) von Mensch und Tier ... , wonach Kultur allein der Mensch hat, während Natur beide haben‘ (Henke - Rothe 1999, 75), wird schon seit einiger Zeit als nicht haltbar beiseite geschoben, zeigte sich doch, daß Kultur in einer natürlich determinierten Kulturfähigkeit begründet liegt“*. Schon seit einiger Zeit nicht haltbar! 1999! Kultur folgt gleichen Gesetzen wie Natur! Natürlich determiniert! Es wird schon die *Definition* von Henke/ Rothe als Klärung der Begriffe Kultur und Natur nicht erkannt oder akzeptiert, jedenfalls polemisch gegen sie gewandt. Selektive Wahrnehmung darf das wohl genannt werden, wenn selbst moderne Naturwissenschaft bei der Bestimmung der Menschen wortlos übergangen wird. Und Piaget und Tomasello sind mit ihren Methoden und Forschungen von Naturwissenschaft so weit nicht entfernt. Wenn ihre Ansätze und die Theorien der Sozialwissenschaften in der Archäologie übergangen werden, geschieht das wohl meist im Sinne des „gesunden Menschenverstandes“, der die Menschlichkeit der Urzeit bestimmte.

A. Ältere WildbeuterInnen

In diesem Kapitel soll ein *Typus* jener Menschen skizziert werden, die ab vor etwa 40.000 Jahren vor allem in Westeuropa lebten und die ältere Höhlenkunst hinterließen, die in zwei Bereiche getrennt ist: ganz im Westen in den Pyrenäen finden sich am El Castillo die ältesten *Höhlenmalereien*, und in der Schwäbischen Alb wurde in Höhlen *tragbare Kunst* gefunden, so werden kleine Skulpturen, oft unter zehn Zentimetern, genannt. Nach einigen grundlegenden Hinweisen wird vor allem die Malerei darauf überprüft, ob sie von Menschen ausführbar gewesen ist, die dem traditionellen oder prä-operativen Stadium der Kognition rezenter Urvölker zuzurechnen sind, vielleicht dieses noch nicht vollständig erreicht haben (Mini-These/ *Früherer sapiens*). Dazu werden die wissenschaftlichen Grundlagen erläutert, was unter dieser Form des Denkens und der Logik zu verstehen ist. Das wird gleich in mehreren Abschnitten dargestellt. Zuvor sind einige kürzere Hinweise zu geben (1. - 6.). Wenn ich

eben von Typus sprach, ist darunter allerdings keine geschlossene Darstellung und ein „So war es“ zu erwarten, zu sehr ist diese Thematik zuvor noch weiter zu erarbeiten. Es kann nur darum gehen, mit den vorgestellten Thesen sich in weitem Sinn jene Menschen in Tendenzen vorzustellen.

1. Ich beginne mit der erweiterten Erläuterung des Begriffs der *Institutionalisierung*, weil darauf gleich aufzubauen ist. Wenn vom Prozeß der Institutionalisierung anstelle dem der Zivilisation die Rede ist, soll auch deutlich werden: es geht nicht darum, mit einem solchen Begriff „unsere“ Zivilität mit angeblich unzivilisierten Anderen zu verbinden. So geschah es im 16. Jahrhundert, als der Begriff entstand und wesentlich auch auf andere Völker angewandt wurde, auf die „Wilden“, die zu zivilisieren seien, wie schon Elias kritisiert. Berger/ Luckmann (1969) haben – übrigens mit deutlicher Anbindung an Marx/ Engels – gezeigt, wie in der Soziologie mit der Institutionenbildung über „Sinn“ ein Modell zum Verständnis des Wissens einer Gesellschaft im sozialen Wandel darstellbar ist; ich beziehe mich nur auf einen Ausschnitt ihrer Argumentation zur gesellschaftlichen *Konstruktion der Wirklichkeit*; das ist eine treffende Formulierung. Institutionalisierung ist dabei die Typisierung immer wiederkehrender Handlungen in einer Gemeinschaft/ Gesellschaft, durch die zum Beispiel der Ritus als Institution entsteht, oder ein Heiligtum. Alltag werde durch Wissen und Sinngebung, die das Ganze, die objektive (Um-) Welt, unterteilen, überschaubarer. „*Alles menschliche Tun*“ – schreiben sie – „*ist dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden als Modell aufgefaßt wird*“. (1969: 56ff) Diese Habitualisierung, etwas zur Gewohnheit machen – wie bestimmte Handlungen, oder Tänze bei besonderen Anlässen –, gehe jeder Institutionalisierung voraus. Die finde statt, „*sobald habitualisierte Handlungen reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine Institution*“. Die Typisierung gelte für Akte und Akteure (etwa als anerkannte HeilerInnen).¹ Das Handeln der Akteure werde zur *sozialen Rolle* (in der auch Arbeitsteilung aufscheint). Eine Institution könne auch als Wissensvorrat verstanden werden, der einen Sinn repräsentiere – sie hat also einen Sinn für jeweils längere Zeit. Handlungen würden (im späten europäischen Denken) „*nicht als isolierte Ereignisse erscheinen, sondern als Teile eines mit subjektiv gemeintem Sinn erfüllten Universums*“. Dessen Sinngehalte seien über die einzelne Person hinaus durch die Gemeinschaft geprägt. Es entstehe das *Paradoxon*, daß „*der Mensch fähig ist, eine Welt zu produzieren, die er dann anders denn als ein menschliches Produkt erlebt*“. Und die Verhältnisse werden durch Institutionen strukturiert. Nur über den Umweg des individuellen Handelns als gesellschaftlich geprägtes Handeln, also „*über gesellschaftlich gemeinsamen, um nicht zu sagen ‚gemeinten‘ Sinn, gelangen wir zur Notwendigkeit der institutionalen Integration*“ der

¹ Ich spreche von HeilerInnen, um den Begriffen Schamanismus und Zauberei eine Alternative zuzugesellen. (Müller, 1997)

Gesellschaft. (69) So beantworten sie die soziologische Frage: auf welche Weise entsteht gesellschaftliche Ordnung? Die Institutionalisierung paßt sich dem Gegebenen an, hat selbst also einen konservativen Aspekt, der zur Durchsetzung von Neuerungen jeweils durchbrochen werden muß. So wie individuelles Leben durch Gewohnheit in die bestehenden Strukturen des Denkens (!) eingegliedert wird. Kindliche Neugier wird entsprechend kanalisiert – es gibt keine Alternativen in jenen (nicht-europäisierten) Welten, gilt es aus unserer Sicht zu bedenken; und tauchen sie dennoch auf, etwa mit zuwandernden Gruppen, dann werden sie wahrscheinlich als verächtlich angesehen, wie Nachbarn generell schon: sie sind anders! Schlägt ein Mitglied der Gemeinschaft eine Neuerung vor, setzt es sich womöglich dem Verdacht der Zauberei aus.

Die entstehenden Institutionen als wachsende Struktur integrieren die Menschen in die Gemeinschaft, die sich in diesem Prozeß typischerweise von einfachen Formen zu komplexeren wandelt, etwa über Machtprozesse – oft bis zum Niedergang einer Kultur und einer weitergehenden Entwicklung anderswo. Institutionen werden für die Nachlebenden zu bloßen Tatbeständen, sei es ein Kult, ein patriarchales Sozialmodell oder ein Häuptlingsystem; für spätere vormoderne Generationen sind sie dann „Natur/ Umwelt“, in die sie hineingeboren werden und von deren Gewordensein sie nichts ahnen. In diesem Verständnis könne eine Gruppe von WildbeuterInnen „*eine Fundgrube für Alpträume*“ sein, ironisieren Berger/ Luckmann: alle wissen alles über alle und alles, da dort so gut wie alles institutionalisiert, sinnhaft geregelt sei. Etwa der öffentliche Umgang mit der Menstruation, die heute ja als ein relativ privates Befinden gedeutet wird. Ich werde noch diskutieren, ob nicht und wie weit eine Institutionalisierung der Lebensbereiche für WildbeuterInnen als primäres soziales *Movens* dieser historischen Gemeinschaften gesehen werden muß, da die oft als Motor sozialer Entwicklungen angenommene „Produktion“ (Marx/ Engels) sich in den frühen Jahrtausenden höchstens sehr schwach veränderte; dafür stehen als Funde Speer, Speerschleuder und Nähnadel, Siedlungen und dann Pfeil und Bogen. Wie viel mehr Wirkung konnte die Fügung eines gemeinsamen starken Stammes aus zuvor zersplitterten kleinen Gruppen von SammlerInnen und Jägern bringen? Institutionalisierung gibt der Gemeinschaft stets auch ihre Form, und die ist wiederum als „Umwelt“ Basis der Entwicklung von *Kompetenz*, die zum aktuellen Leben ertüchtigen muß, weitergehend nicht. Der institutionale Prozeß entwickelt also die Struktur menschlichen Zusammenlebens.

2. Nachdem eine ganze Zeit lang ein Schema der biologischen Entwicklung hin zum Menschen als ziemlich gesichert verstanden worden war – lange galt Homo sapiens als Nachfahre von Homo neanderthalensis –, sind diese Vorstellungen nun wieder neu in der Diskussion. Es gibt sogar einen Fundort, der Hinweise darauf geben könnte, die bislang angenommenen Differenzen zwischen dem europäischen Homo erectus und dessen Nebenlinien, wie Homo heidelbergensis als Vorläufer von neanderthalensis, oder bis hin zu Homo

pekinensis, müßten korrigiert werden. Die These, aus diesen verschiedenen Zweigen habe sich Homo sapiens gemischt, wird nicht mehr vertreten. In Georgien werfen „Hominine Fossilien von Dmanissi“ (wikipedia.org) neue Fragen auf. Ergraben wurden mehrere Skelette von Früh-Menschen aus einer gemeinsamen Zeit, die sehr verschiedene Skelett- und Schädelformen aufweisen. In der Konsequenz dieser Entdeckung könnte das bisherige Schema der Trennung der Formen der Früh-Menschen womöglich geändert werden müssen, weil der Gedanke aufkommt, die Gattung Homo sei in älterer Zeit diesbezüglich mit größerer Variabilität ausgebildet gewesen, als bisher angenommen wurde, und es die Aufteilung des erectus in mehrere Seitenlinien vielleicht gar nicht gab; warten wir ab. Auch das Alter von Homo neanderthalensis wird in jüngeren Diskussionen manchmal deutlich verringert, dessen Entstehung von einigen ForscherInnen nicht mehr vor 500.000 Jahren gesehen wird, sondern eher vor 300.000. (wikipedia.de) Dann entstünde beispielsweise die Frage, wer vor 400.000 Jahren die Schöninger Speere gefertigt und zur Pferdejagd benutzt hat? Davon können wir hier absehen.

Ähnlich ist die Vorstellung der räumlichen Ausbreitung wieder im Gespräch: hinsichtlich der nicht so alten Theorie des *Out of Afrika* könnte nicht Ostafrika der Ursprung des sapiens vor 200.000 Jahren gewesen sein, sondern Nordafrika. (Garcea, 2010; Balter, 2011) Die erste Ansicht wurde lange durch Funde in Äthiopien gestützt, die sapiens vor knapp 200.000 Jahren dort zeigen. Nun kommt die Nordküste dieses Kontinents stärker in den Blick der Forschung und zwar von Marokkos Atlantikküste bis – in die südliche Levante/ Palästina, also (ein bißchen) über Afrika hinaus. Ökologisch unterschieden sich diese Küsten seinerzeit jedoch nicht. Bereits vor gut 110.000 Jahren fand dort über einen langen Zeitraum eine erste zaghafte Besiedlung des heute zu Eurasien gehörenden Landes statt. Die wird nicht unter die Theorie des Out of Afrika gefaßt, sie konnte sich auch nicht verstetigen. Die Wüste Sahara war in früheren Zeiten immer wieder zumindest entlang großer Flußsysteme zu durchqueren, weil das Klima sich mehrfach änderte. Auf diesem Wege ließ sich die Distanz Marokko zu Äthiopien ab und an überwinden, in beide Richtungen. (Coulthard, 2013) Lange bevor Eurasien dauerhaft von Homo sapiens besiedelt wurde, gab es in Nordafrika die Aterian-Kultur von etwa 130.000 - 40.000 bp, die zum Teil Steinartefakte der Art produzierte, wie sie in Eurasien von NeandertalerInnen hergestellt wurden, weshalb diese früher auch in Marokko gesehen wurden, wo heute aber von Funden des Homo sapiens ausgegangen wird. In dieser Kultur moderner Menschen wurden ebenfalls spätere Artefakt-Formen wie in Eurasien hergestellt. (Garcea, 2010^b) In der Süd-Levante blieben aus jener frühen Zeit nur einige Gräber in verschiedenen Höhlen zurück; dazu gleich mehr.

Die Besiedelung der Welt durch die Gattung Homo geschah nach der These des *Out of Afrika* dreimal, vielleicht auch in kleineren Schüben, wenn die erste Besiedelung in der Süd-Levante nicht gezählt wird: *Out of Afrika I* ist in dieser Vorstellung der Auszug des Homo erectus nach Eurasien. Der Weg über die

Levante begann bald nach seiner Entstehung vor knapp zwei Millionen Jahren. *Out of Afrika II* ist dann der Beginn der weltweiten Besiedlung nun auch Australiens vor 50.000 Jahren und Amerikas vor etwa 15.000 Jahren durch Homo sapiens. Vor 70.000 bis 60.000 Jahren begann dieser Auszug, vielleicht über das Rote Meer, oder aber den Nil hinab. *Out of Afrika III* – und vielleicht folgten später noch weitere Gruppen aus der Ursprungsgruppe von Urmutter „Eva“ – führte sapiens ab vor 60.000 bis 50.000 Jahren wahrscheinlich über die Levante, dann entlang des Schwarzen Meeres und die Donau hinauf zur Schwäbischen Alb und bis nach Nordspanien in die Pyrenäen, zum El Castillo. Das ist ein Höhlenberg, der dazu verführt, Höhlen als Heiligtümer zu verstehen. (Foto: Lorblanchet, 1997) Dieser Berg ist hohl, ist die Wohnung des „Mystischen“, und Lorblanchet spricht denn auch vom griechische Olymp als Parallele. So wie alle Berge später verehrt werden: Kilimandscharo, Fujiyama, bei Moses der Berg Sinai, und auch der Göbekli Tepe (=bauchiger Berg/Hügel). Und ein Berg ist – selbstverständlich – männlich! (Müller, 1989) Das ist spontan ein naheliegender Gedanke. Wie sollte sich mystisches Denken besser als in dieser Weise die Welt vorstellen, als daß Berge den Himmel stützen? Noch die alten Wikinger verstehen Bodenerhebungen in dieser Weise. (Pörtner, 1971) Doch auch auf diese Idee mußte erst mal jemand kommen! Das chthonische Element frühen religiösen Empfindens, die Lebenswelt der Erdgeister im Erdraum, die Leben und Tod bestimmen, die die Tiere schicken, die Menschen ernähren, zugleich als die Stütze des Himmels! Nicht auf, im Berg lebten sie in dieser Interpretation. Nur ist fraglich, ob dort vor 40.000 Jahren schon so komplex gedacht wurde? Wieder stehen wir vor der Frage, was konnten diese modernen Menschen bereits denken? Als jene diesen Berg das erstmal sahen und dann in einer der Höhlen ihr Lager aufschlugen, da mag sie ein diffuses Gefühl (Richtung Ehrfurcht) erfaßt haben. Diese Vorstellung, Himmel und Erde mußten aktiv getrennt gehalten werden, ist zumindest später eine der wohl frühesten und universalsten religiösen Deutungen, ohne schon von institutioneller Religion zu sprechen. Doch dieses Gefühl ergab sich – wie wir gleich sehen werden – aus der Ontogenese selbst. Überall!

3. An den erwähnten Grabfunden der südlichen Levante ist – zur Einstimmung – ganz gut über die *Kompetenz* des frühen Homo sapiens vor 110.000 Jahren zu spekulieren. Ronen (2012) bespricht zusammenfassend jene Gräber, zu denen auch solche von NeandertalerInnen gehören, die aber wahrscheinlich nicht Zeitschichten entstammen, aus denen die Reste des sapiens kommen, sie waren also nicht direkte Nachbarn. (Shea, 2010) Eine wirklich gesicherte Grablegung von NeandertalerInnen scheint es sonst nicht zu geben. Orschiedt (1999) sieht bei ihnen Begräbnisse, andere halten dagegen und denken an bloßes Ablegen der Körper. (>Burenhult, 2004) Einige der Gräber des Homo sapiens dort enthalten Beigaben, sagt Ronen. Insgesamt seien tierische Schädel und Unterkiefer, Geweihstücke, Muscheln, Pigmente, Flintstein-Artefakte und Medizinpflanzen gefunden worden. Dazu ein gravierter Kalkstein. Er interpretiert daraus, diese Menschen hätten eine

fortgeschrittene Sprache gesprochen und Zeichen (wie auf dem Stein) zur Verständigung genutzt (Ronen meint nicht Gesten im Sinne Tomasellos). Daß es die Fähigkeit zur Verständigung gab, ist nicht zu bezweifeln. Es sind jedoch solche einfachen „Zeichen“ als bloße Ritzungen aus Langeweile vorstellbar. Beigaben zu Grablegungen machten nur Sinn – sagt Ronen –, wenn Zukunfts- und Vergangenheitsvorstellungen bestanden hätten, die wiederum nur durch Sprache und dies im Sinne einer Religion vermittelbar gewesen wäre. Wenn also die Toten nicht nur aus praktischen Gründen entsorgt wurden. Hinzu komme die enge Verbindung der Gräber mit Feuerstellen und Asche, es gäbe sogar Spuren verbrannter Knochen eines Skeletts. Feuer sei bis heute wichtiges Symbol im Zusammenhang mit dem Tod in Form etwa einer „ewigen Flamme“. Feuer sei das einzige „Lebende“, das Menschen töten und zugleich „wiederauferstehen“ lassen könne.¹ Zu den dort begrabenen NeandertalerInnen meint Ronen, auch die hätten bereits symbolisch gedacht. Das kann wahrscheinlich angenommen werden, auch eine gewisse Sprachfähigkeit wird ihnen ja zugetraut, wie wir sehen werden, und symbolisches Denken entsteht bei Kleinkindern am Ende des zweiten Lebensjahres ungefähr zusammen mit der Sprache. Ob sie diese Symbolfähigkeit aber reflektieren und in symbolisch gedachten Zeichen ausdrücken konnten, steht wiederum dahin; Verstehen und Handeln sind sehr unterschiedlich. Vorstellbar ist ebenso eine sehr nachlässige Form des Umgangs mit Leichen, zumal in warmer Umgebung. Auch wenn der „Besitz“ der Toten mit abgelegt wurde, was lange selbstverständlich war, weil unbewußt identisch mit den Toten und deren Kraft als Ahnen. Eine gewisse „Trauer“ (oder Hilflosigkeit) zeigt sich schon bei Schimpansen, wenn sie mit dem toten Körper eines Jungtieres nicht mehr recht was anzufangen wissen und ihn bald irgendwo liegen lassen. (>Burenhult, 2004) Wie hinsichtlich der bereits erwähnten Siedlung des Homo erectus bei Bilzingsleben, wird hier ein Menschenbild gezeichnet, das deutlich noch über meine Annahme einer weitreichenden frühen Kognition (Maxi-These) hinausweist. Was dabei behauptet wird, mag ja alles sein, doch solange es nur behauptet und nicht fachlich diskutiert wird, bleiben diese Ansichten im besten Sinne: fragwürdig. Zu untersuchen ist zuvor, wie weit die Kognition entwickelt worden sein konnte, ob beispielsweise diese Menschen bereits in der Lage gewesen sind, Institutionen zu denken.

Alles, was in den genannten, übertrieben scheinenden Thesen über die Früh-Menschen (Homo erectus, neanderthalensis...) aufgeführt wird, kann – wenn es auf einen vernünftigen Kern reduziert wird – auch mit sehr *geringer* Kompetenz und höchstens ersten nur vage gefühlten Institutionen entstanden sein. Das gilt ebenso für den älteren Homo sapiens in Eurasien, deren Kognition erst einmal zu ermitteln ist. Ich komme bei der Besprechung der Höhlenmalerei darauf zurück, die stets hinsichtlich der Ausgestaltung eines Heiligtums als selbstverständlich dargestellt wird. Doch woher sollte das

¹ Ich danke Avraham Ronen für den Hinweis auf diese Gräber. Zur frühen Herkunft dieser Vorstellung bei nordamerikanischen Indianern schon 1897 Müller. (bei Eggert, 2006)

Wissen um die Institution eines Heiligtums gekommen sein, wenn zugleich lange noch ein sehr einfaches Leben als WildbeuterInnen unterstellt werden muß? Solche, die noch auf dem Weg zur später erst in komplexerer Umwelt ausgebildeten Kognition des Homo sapiens gewesen sein mochten. Wo bleibt in solcher Betrachtung der historische Wandel? Vor allem der des Denkens? Dabei gehe ich ja von einer beim Homo sapiens generell gleich bleibenden (biologischen) *Kapazität* des Gehirns aus, die zumindest in einer Übergangszeit nach der Abspaltung von erectus sich dauerhaft ausgebildet hatte (es kann ja noch besser kommen).

4. Sehen wir uns die grundlegende Entwicklung von Kapazität und Kompetenz in der menschlichen Entwicklung einmal an, bevor die Ontogenese besprochen wird. Wir wissen heute, moderne Menschen teilen mit Schimpansen 98,7% der Genausstattung. Da es gravierende kognitive Differenzen zwischen beiden gibt, kann diese Information offensichtlich nicht von großer Bedeutung für die Kompetenz sein. Die Differenzen betreffen vor allem das Gehirn, die fünf Sinne und das Immunsystem, sagt der Neurowissenschaftler Bauer. (2008) Es ergibt sich daraus, der Unterschied der Genausstattung der Früh-Menschen zu uns ist auf dieser Ebene kaum noch benennbar, nur bestimmte Schlüsselgene oder deren sich ergänzende Funktionen scheinen eine Unterscheidung zu erlauben. Es geht mithin um die Struktur der Gene und um die Funktionsweise des Informationsaustauschs zwischen ihnen; ich verwies oben auf ein solches Schlüsselgen zur Lautäußerung. In der großen Entwicklungslinie zum Homo finden sich sehr verschiedene Schädelformen, die ganz gut in eine Entwicklungs-Reihe zu passen scheinen und auf eine ganz bestimmte Ausweitung der Biologie des Gehirns hinweisen. Daraus läßt sich mit einiger Sicherheit eine Prognose auch für das von Homo neanderthalensis ableiten; das klingt etwas eigenartig, aber es gibt so gut wie keine direkten Hinweise auf dessen Gehirn, Schädelausgüsse sagen nicht genug aus. Es könnte beispielsweise die Blutversorgung beim Gehirn der NeandertalerInnen noch eine andere als dann bei sapiens gewesen sein. (Facchini, 2006) Homo erectus besaß noch ein deutlich kleineres Gehirn als sapiens. Noch einmal sei betont: die NeandertalerInnen sind eine Seitenlinie des erectus, die sich nur *nördlich von Afrika* entwickelte. Sie besaßen ein gegenüber sapiens etwas größeres Gehirn, wenn nicht – was eine jüngere Vorstellung annimmt – beim generell größeren Knochenbau auch die Augenhöhlen deutlich größer waren als bisher gedacht, so daß die Gehirngröße als ähnlich groß einzustufen sei. Auch die Größe scheint kein hinreichendes Maß für die Kapazität des Gehirns zu sein. Heute haben Frauen durchschnittlich gegenüber Männern ein etwas kleineres Gehirn, was ja – gelinde gesagt – nicht gerade schädlich ist. Auffallend ist beim Homo sapiens die deutlich steiler stehende Stirn als bei früheren Primaten und Früh-Menschen. Nun hat sich in einer Studie gezeigt, dort könnte ein Funktionsbereich liegen, der mit Planung und komplexen Handlungen zu tun habe und vielleicht nur bei Menschen, aber etwa nicht bei Makkaken (Affen)

ausgebildet sei.¹ Die alte Vorstellung, es gäbe im Gehirn deutlich abgrenzbare Funktionsbereiche, wie etwa nur ein Sprachzentrum, gilt heute nicht mehr, zu sehr sind mittels Gehirnstrom-Messungen Funktionen über mehrere Bereiche erkennbar.

Es gibt also auf der biologischen Basis der Kapazität des Gehirns nur eine Reihe vager Hinweise auf die mögliche Ausbildung einer jeweiligen, der Lebensweise angepaßten Kompetenz. Zudem es eine weitere Schwierigkeit der Beurteilung gibt: Früh-Menschen mit geringerer Kapazität waren vielleicht dennoch in der Lage, in komplexer Lebenssituation eine *relativ* hohe Kompetenz auszubilden, die der von modernen Menschen mit höherer Kapazität, aber nur in einfacher Weise lebenden und deshalb mit *relativ* gering ausgebildeter Kompetenz ausgestattet, nahekommen konnte. Im nächsten Abschnitt wird in diesem Zusammenhang von der Sprache die Rede sein, die zwar nicht dem komplexen Denken entspricht – sie wird in der Ontogenese viel früher ausgebildet –, die aber die Handlungskompetenz wesentlich unterstützt. Hier kommt das berühmte Zungenbein ins Spiel, das bei einem (!) Schädel von Homo neanderthalensis gefunden wurde. Das müßte wahrscheinlich bedeuten, Homo erectus habe es ausgebildet und zuerst an neanderthalensis und 300.000 Jahre später erneut an sapiens vererbt; Funde fehlen jedoch. Andernfalls müßte das Zungenbein sich zweimal unabhängig gebildet haben.

5. Ungefähr vor 40.000 Jahren war auch in der Schwäbischen Alb zumindest eine der Höhlen bereits als *Basislager* bewohnt, also von temporär *seßhaften* modernen Menschen: Geißenklösterle. Sehr alt auch Funde des Fundortes Keilberg Kirche. Diese beiden sind neben Willendorf II (Österreich) Fundstätten der Kultur: *Aurignacien*, und zwar in dessen ersten Zeit von zirka 40.000 bis vor 35.000 Jahren. Damals gab es etwa parallel dazu noch die Kultur: *Fumanien* in Norditalien (Fumane bei Verona) und am Fuße der Pyrenäen am Mittelmeer (L'Arbreda, Reclau Viver). Erst aus den nächsten 3.000 Jahren fanden sich dann um die zwanzig Fundplätze der beiden Kulturen vom Atlantik bis hin nach Kostenki, das weit im Osten hinter dem Schwarzen Meer liegt. Die Daten der Höhle Geißenklösterle reichen bis 40.000 bp zurück. Es sei ein Lager der Kreativität gewesen. (>Steinzeit, 2009) Während in Westeuropa die Höhlenmalerei entsteht, wird in den Höhlen der Alb figürliche Kunst hergestellt. Am bekanntesten sind wahrscheinlich der sogenannte Löwenmensch vom Hohlenstein-Stadel, den Wunn (2005) eher für eine reine Tierfigur hält, die aus einem langen Stück Elfenbein geschnitzt wurde und – ohne Mähne – eine *Löwin* darstelle! Sie wäre – im Fall einer weiter gehenden Interpretation damals schon – als *Jägerin* zu verstehen, sagt sie. Pferdekopf und Ente aus der Höhle Hohle Fels und Mammut und Pferd vom Vogelherd sind ebenfalls recht bekannt geworden. (Bilder: Müller-Beck/ Albrecht, 1987; >Eiszeit, 2009) Kleine Figuren von meist nur bis zehn Zentimeter, die Löwin dreißig Zentimeter lang. Nicht zu vergessen eine Flöte aus Schwanenknochen.

¹ Universität Oxford: http://www.ox.ac.uk/media/news_stories/2014/140128_1.html

Offenbar war der Mensch als Bild selbst noch kein Thema, wenn von einzelnen Menschendarstellungen mit Tiermasken und wenig ausgearbeiteten Zeichnungen und Reliefs in Bilderhöhlen abgesehen wird.

Wenn vom Geißenklösterle als Basislager gesprochen wird, sehen wir schon für diese frühe Zeit einen wichtigen Hinweis: *Seßhaftigkeit* gab es, wann immer es möglich war; vielleicht mit Basislager und entfernten Jagdstationen, von denen es Funde gibt. Über konkrete Bauten ist – wenn nicht Höhlen als Standort nachgewiesen sind – für jene Zeit nichts bekannt. Früher wurde generell von einer mobilen Lebensweise für die „Steinzeitjäger“ ausgegangen; als Modell dienen die rezenten arktischen Völker und deren Sommer-Zelte. Doch selbst diese sehr einfach strukturierten WildbeuterInnen ziehen – wenn möglich – in einem festen Gebiet umher, das gegenüber Nachbargruppen abgegrenzt ist, und im sinnvollen Rhythmus von Lagerplatz zu Lagerplatz durchwandert wird, um günstige Alternativen der Ernährung wahrzunehmen. In extremen Regionen, wo die Ressourcen selbst mit einer der Natur sehr angepassten Lebensweise übernutzt werden können, und wo Platz genug ist, werden die Gebiete wiederum regelmäßig gewechselt. Bei den Inuits in Nordalaska fand Binford einen solchen Wechsel etwa alle zehn Jahre; alle fünfzig Jahre wurde das erste Gebiet wieder genutzt. Er sieht solche Verfahren auch in Labrador, der Kalahari und in Australiens Wüsten. (1984)

Hahn hat für das Aurignacien einige Fundplätze dokumentiert. (1977) Die dargestellten Siedlungsplätze sind recht klein und reichten für bis zu zwanzig Personen. Er nimmt – an anderer Stelle – pro Person etwas weniger als zwei Kilo Fleisch täglich als nötig an, weil andere Nahrung nicht dokumentiert sei. (1987) Mitteleuropa ist, so seine Schätzung, von einer halben bis zu einer Million Menschen belebt gewesen, auf eine Person kamen knapp zwölf Quadratkilometer Land, oder 0,15 Personen pro Quadratkilometer. Aus einer Gruppe von regional nahen Fundplätzen vermutet er dazu die Größe eines „Dialektstammes“ mit 500 Personen. Diese Zahl wird auch an anderer Stelle genannt, weil dann schädliche Folgen durch Inzucht vermieden worden seien. (>Burenhult, 2004) Einzelne Gruppen werden sonst meist mit durchschnittlich dreißig Personen angenommen, eine Zahl, die von rezenten WildbeuterInnen abgelesen wurde. „Kernfamilien“ aus Eltern und Kindern nebst nahen Verwandten (über die weibliche Linie mehr gefühlt als gewußt vielleicht) könnten die Basis solcher kleinen Gruppen gewesen sein. Später ist darauf zurück zu kommen, daß die *Seßhaftigkeit* wahrscheinlich ein Maß ist, das auch die wesentlichen kognitiven Veränderungen des Homo sapiens im Jung-Paläolithikum einigermaßen abgrenzt, weil Kognition sich durch mehr oder weniger komplexen Umgang mit der Umwelt ausbildet soweit es nötig ist. Für einen langen Zeitraum kann vielleicht ein Lager der Zeit um vor 15.500 Jahren bp – 4.000 Jahre vorm Göbekli Tepe – als typisch benannt werden: Gönnersdorf (Bonn). Die Grabung ergab einige runde Hütten mit *senkrechten* Pfosten und auch als Spitzzelt. Innen befand sich eine Feuerstelle mit Koch-

Loch, in dem Flüssigkeit mit Hilfe erhitzter Steine zum Sieden gebracht wurde. (Bosinski, 1981)

6. Abschließend skizziere ich noch zur besseren Orientierung im weiteren Text die in der Archäologie verwendeten wichtigeren Kulturfolgen des Jung-Paläolithikums. In aller Kürze, später wird an ihnen die Entwicklung dieser Epoche ausführlicher besprochen. Diese Teilungen werden von mir wesentlich als Zeitabschnitte verstanden, obwohl sie in der Archäologie primär als Ensemble der gefundenen Artefakte definiert werden, die überwiegend aus Stein, aber auch aus Knochen und Elfenbein bestehen. Das Neolithikum, der Anfang der Landwirtschaft, beginnt beispielsweise in Europa tausende Jahre später als im Nahen Osten. Die Unterteilungen:

Das *Aurignacien* (40.000 - 32.000 bp) wurde von einfachen WildbeuterInnen bewohnt, die die Höhlenmalerei begannen, gegenüber NeandertalerInnen verbesserten sich die Artefakte.

Das *Gravettin* (32.000 bis 22.000 bp) ergibt schon mehrere Funde, die an Seßhaftigkeit denken lassen, die Frauen-Figurinen vom Typ Willendorf sind (relativ) häufig, für die Speerspitzen werden bessere Steintechniken ersonnen.

Im Nahen Osten beginnt ab 22.000 bp die *Kebaran*-Kultur.

Das *Solutréen* (22.000 bis 17.000 bp, bei 19.500 Höhepunkt der Vereisung) zeigt ab vor 20.000 Jahren vermehrt feste Siedlungen, Vorratshaltung wird nötig, hier beginnt die *Zeit komplexer WildbeuterInnen*, die Speerschleuder erhöht den Jagderfolg, was feste Siedlungen begünstigt; die Nähnadel wird erfunden.

Das *Magdalénien* (17.000 bis 10.000 bp) beendet das Jung-Paläolithikum. Bogen und Pfeil setzen sich durch.

Und ab vor **14.000 Jahren** entwickeln sich im Magdalénien – so meine These – *sozial-differenzierte WildbeuterInnen in größeren Siedlungen*, als die Eiszeit zu Ende geht und es nicht nur wärmer, sondern auch feuchter wird, was zu besseren Gebäuden und Vorratshaltung drängt. Und zu intensiverem Denken.

Im Nahen Osten entsteht ab 13.000 bp die *Natufien*-Kultur.

Nach diesen Hinweisen auf die Entwicklung des Homo sapiens in Eurasien kehren wir zum Menschenbild zurück und fragen zuerst nach Sprache und Kommunikation, danach wird die Ontogenese dargestellt. Daraus wird sich ergeben, warum über diese Kenntnisse ein Rückgriff auf die Menschen jener frühen Zeit in Grenzen möglich ist, warum gesagt werden kann, sie glaubten und dachten in ähnlicher Weise wie Völker des Altertums und rezente Urvölker.

Kommunikation

In der Ontogenese folgt bei allen Kindern dieser Welt die Sprache bereits dem frühen Denken, das mit der Geburt, eigentlich vorgeburtlich schon, von allein beginnt, wenn der Zellhaufen: Gehirn eine dafür hinreichende Größe

erreicht hat. Und etwa gleichzeitig mit der Sprech-Sprache – von der hier die Rede ist und der Zeigen und Gesten vorausgehen – entsteht das *symbolische* Denken. Damit ist *nicht* symbolisches Handeln derart gemeint, daß durch künstlerische Gestaltungen zur Lebenssituation etwas ausgedrückt werden soll, wie es manchmal in der Archäologie diskutiert wird. Etwa wenn die Funktion der frühen Darstellungen von Vulven und dann die Frauenfigurinen oder andere Artefakte gedeutet werden, oder warum zu einer bestimmten Zeit sehr viele Skulpturen entstehen. (Cauvin, 2000) Es geht vorerst um rudimentäre Symbolik als nötiges unbewußtes Hilfsmittel zum Denken, Zeigen und Sprechen.¹

Kauschke (2012) berichtet in einem anderen Zusammenhang von Studien, nach denen bis zu acht Monate alte heutige Kinder 36 und bis zum 16. Monat 190 Wörter verstehen, sechsjährige bereits 9.000 bis 14.000. Oft wird die Frage, was konnten Menschen jeweils an Sprache erlernt haben, eher nur gesetzt/ behauptet als analysiert. Bestimmte Funde, die als bedeutend gelten, werden dann relativ frei mit eigenen Vorstellungen kombiniert. Dabei kommen manchmal gewagte Behauptungen heraus. So heißt es etwa über Homo neanderthalensis: diese Menschen *„konnten fast die gesamte Bandbreite an Lauten erzeugen, die wir von modernen Menschen kennen – hatten also mit Sicherheit [...] eine gut entwickelte Sprache –, sie waren fähig, Gedanken, Erfahrungen und Ratschläge an Gruppenmitglieder der eigenen und der nächsten Generation weiterzugeben, sie sorgten für Alte und Gebrechliche, sie organisierten ihre Gesellschaft“*. (Schrenk, 2009) Andernorts wird sehr bestimmt Homo erectus vom Fundort Bilzingsleben mit seinem dauerhaften Lager von vor 350.000 Jahren ein dem modernen Menschen ähnliches Leben als bewiesen zugeordnet: *„Der Homo erectus ist es auch, der im weiteren Verlaufe einer erfolgreichen biologischen und sozio-kulturellen Entwicklung den Schritt in fremde, in neue Ökosphären wagte und sich weit innerhalb der Alten Welt ausbreitete“*. (Mania, 1998) Allein dieser Gedanke, sie wagten sich in die Ferne, als ob sie neugierig auf sie gewesen seien, trifft kaum die Realität, in der eher neue Ökosphären nur unter Zwang besiedelt wurden, bei Nahrungsmangel, zu dicht werdender Bevölkerung oder Vertreibungen. Und das mit Ausbreitungs-Geschwindigkeiten von kaum zwei Kilometern pro Jahr jeweils nur das unbedingt nötige Stückchen weiter. In einem abschließenden Kapitel *„Der Mensch vor 400000 Jahren – ein kulturelles und bewußtes Wesen“* heißt es: die Fundstelle Bilzingsleben zeige, daß der frühe Mensch (erectus) vor 500.000 bis 200.000 Jahren *„ein geistig bereits relativ hoch entwickeltes Wesen war; das ‚sich seiner selbst und seiner Handlungen bewußt‘ war ... Er schuf sich eine Kultur, auch wenn sie noch recht einfach strukturiert und beschaffen war. Er lebte bereits in für den Menschen typischen gesellschaftlichen*

¹ Wir werden noch sehen, daß die Begriffe: symbolisch, oder auch: abstrakt, hinsichtlich der Ontogenese noch präzisiert werden müssen; ich bleibe hier bei den eingeführten Bestimmungen, daß traditional denkende Menschen konkret denken; für Kleinkinder sind vielleicht Ergänzungen zu machen. (Gopnik u. a., 2003)

² Eckige Klammern [] in Zitaten stammen von mir.

Verhältnissen“. In diesem Schlußwort werden Ansichten, die gegenüber der hohen Kultur des erectus Zweifel anmelden, wie es in: Spektrum der Wissenschaft, 6/ 1996, geschehen sei, lächerlich gemacht: dann müsse von erectus als „hoch entwickelter Affe“ gesprochen werden. „Nun, wir wissen es besser, Bilzingsleben und Schöningen sind ein nicht zu leugnender Beweis“ – für die Ansicht Manias. Nein, kein hoch entwickelter Affe, aber ein *niedrig entwickelter (Früh-) Mensch!*

In einem Buch über „die Neandertaler“ werden diese wie folgt charakterisiert: Sie „lebten als erfolgreiche [!] Jäger. Die Jagd erfordert theoretisches und praktisches Wissen, Erfahrung und Unterricht. Sie gründet Traditionen, schafft Erinnerung und strukturiert die Gesellschaft, in dem sie den sozialen Zusammenhalt und die Kooperation fördert. Das Planen und Durchführen der täglichen Nahrungsbeschaffung erfordert komplexes Denken [!], kognitive Fähigkeiten und soziale Organisation. Es ist aber davon auszugehen, dass sich die Neandertaler [sic] mit ihrem profunden Umweltwissen auch pflanzliche Nahrungsquellen erschlossen haben“. Dann wird auf die Inuit-Frauen verwiesen und auf viele verfügbare Nahrungspflanzen (ähnlich wie es von Bosinski für Gönnersdorf 15.500 bp beschrieben wird). Und am Ende des Absatzes heißt es: „Ein ähnliches Pflanzenangebot stand auch den Neandertalerinnen [sic] im eiszeitlichen Europa zur Verfügung“. (2002) Die Zeichen [!] setzte ich, weil das „erfolgreiche Jagen“ bekanntlich schon für einfache Tiere gilt, also nichts aussagt. Nicht erst Schimpansen jagen, wenn auch nur gelegentlich, „koordiniert“, das geschieht aber, indem ein Tier die Jagd von einem günstig scheinenden Platz aus beginnt und andere dem folgen, die dann die jeweils noch freien Plätze mit (meist sinkender) Erfolgsaussicht einnehmen. (Tomasello, 2011) So funktioniert es wohl bei allen in Rudeln jagenden Tieren. Warum sollte es beim frühen Jäger anders sein, als Zeichen/ Gesten neben früher Sprache noch eingeschränkt zur Verfügung standen? Da mußte es nicht zuvor eine detaillierte Gruppenbesprechung zur Planung geben: Ich hier, Du da, Ihr daneben; oder gar Unterricht! Lernen geschah – wie schon bei Tieren – durch Nachahmen im Mitmachen. Im Vorfeld der Höhlenzeichnung könnten allerdings Umrißlinien der Tiere in den Sand gezogen worden sein, um mit solchen Zeichen als besondere Gesten Beobachtungen mitzuteilen und Tiere mit ihrem Nutzen und ihrer Gefährlichkeit zu unterscheiden. Also Gesten, die bis heute oft Sprache ergänzen, oder sogar andersrum! Wenn Sprache die primär üblichen Gesten zur Kommunikation erst ausbaut; dazu unten mehr.

Welche Kommunikationsformen mögen bei Früh-Menschen schon ausgebildet gewesen sein? Die Sprachwissenschaft und andere haben sich schon seit geraumer Zeit auch mit den allerersten Sprachen befaßt. Unger-Dreilink diskutiert bereits 1966 frühes Denken: „Was haben wir also als methodisches Werkzeug in der Hand, um zum Bewußtsein des ‚Urmenschen‘ vorzustoßen? Die heute auf der Welt gesprochenen Sprachen. Sonst nichts“. Deshalb geht sie auf die Sprachstämme zurück, um die historisch komplexer

werdenden Sprachen (hamito-semitisch, chinesisches, indo-europäisch) aufzuzeigen, in denen die *organische Logik* – das ist eine Entsprechung zur traditionellen Logik bei mir – ihren konkreten Niederschlag gefunden haben müsse. Für die frühe Zeit wird erst ab vor gut 10.000 Jahren von Sprachgruppen gesprochen. Die bekannteste ist wohl das Indogermanisch, oder heute besser: Indoeuropäisch, wie es in anderen Ländern heißt. Schon bevor der afrikanische Homo sapiens sich nach Osten (Asien) und dann Norden (Europa) aufmachte (Out of Afrika II, III), also ab vor etwa 70.000 Jahren, da muß es wohl eine Ursprache gegeben haben, die hinreichend war, um die heutige Gruppe der Weltsprachen mit ihrer gewissen Nähe zueinander später an den verschiedenen Orten ausbilden zu können. (bei >Burenhult, 2004: „Protowelt“) In der älteren Arbeit Tomasellos gibt es plausibel eine *Protosprache* vor dem ersten Auszug des Homo sapiens aus Afrika: „*Grammatikalisierung und syntaktische Schematisierung sind in der Lage, in relativ kurzen Zeitspannen bedeutende Veränderungen der sprachlichen Struktur zu bewirken*“. Moderne Menschen seien jene, die „*als erste symbolisch zu kommunizieren begannen, indem sie möglicherweise einfache symbolische Formen verwendeten, die analog sind zu denen, die von Kindern [!] verwendet werden. Dann zerstreuten sie sich über die ganze Welt, so daß alle gegenwärtigen Sprachen ursprünglich auf jene einzige Protosprache zurückgehen*“. (2006: 62f) Tomasello sieht Sprache – wie schon Dux (1990) – als historisches Wachsen durch Erwerben entstehen. Und zwar Wort für Wort aus zuerst *vereinbarten*, nicht bloß irgendwie entstandenen Gesten/ Zeichen zur miteinander geteilten Vokalisation. (2011) Eine nativistische Vorstellung, Sprache entstamme den Genen oder von denen produzierten Sprachmodulen (Chomsky), weist auch er zurück.

In der Levante könnte sich eine afroasiatische Sprachgruppe gebildet haben. Die Einwanderung der IndoeuropäerInnen begann nach früheren Theorien erst vor 6.000 Jahren bp. Sie verbesserten die Landwirtschaft durch Einführung des Pflugs. (>Hauska, 2005) Vor 9.500 Jahren habe es wahrscheinlich bereits eine anatolische Sprachgruppe gegeben, sagt eine neuere Studie, aus der das Indoeuropäisch entstand. Strittig ist auch, ob während der Eiszeit eine vaskonische Sprachgruppe entstanden sei, als sich viele Gruppen vor der Kälte in Richtung der Pyrenäen zurückzogen. (mit Bezug zum Baskischen, Hamel, 2007; kritisch >Hauska, 2005) Auch von einer nostratischen (=heimischen) Gruppe in großen Teilen der damaligen Welt ist die Rede, sie wäre um 11.500 bp entstanden. Haarmann (2006) vertritt die These, eine weiter als 10.000 Jahre zurückreichende Zuordnung sei linguistisch nicht möglich. Er nennt als gröbere Übersicht vier mögliche historische Sprachstadien über diesen Zeitraum hinaus: Homo erectus konnte demnach die Lautnachahmung und besaß die Fähigkeit zur symbolischen Tätigkeit; neanderthalensis verbesserte die Sprachfähigkeit und konnte vielleicht zwei Vokale (a, e) und acht Konsonanten (p, b, t, d, s, h, n, m), dazu Knacklaute; es gab zuerst noch keine Satzbaupläne. Erst viel später entstanden vermutlich bei Homo sapiens mehrsilbrige Wörter, Nomen, Verben

und Pronomen, mit denen sich die Abstraktionsfähigkeit erhöht, wenn etwa für: Mädchen das Wort: sie eingeführt wurde.

Manches spricht dafür, das Sprachlernen als nicht allzu schwierig anzusehen. Immerhin können sich Vier- bis Sechsjährige bereits relativ intensiv verständigen. Diese Vorstellung wird durch die Entwicklung der sogenannten *Pidgin*-Sprachen gestützt, *empirisch* gestützt.¹ Sie entstehen bei speziellen Bedürfnissen, wo zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen, um beispielsweise Grenzhandel zu treiben oder ein Volk zu unterjochen. Dabei entstehen keine vollwertigen Sprachen, da nur das Nötigste besprochen wird. Interessant ist der Hinweis, es handele sich nicht nur um einen stark reduzierten Wortschatz, sondern darin läge eine starke generelle Tendenz zur Umschreibung und Metaphorik, also zu Gesten. Pidgin-Sprachen bilden weltweit eine gewisse Ähnlichkeit aus. (Bußmann, 1990) Das mag darauf verweisen, sie seien meist mit europäischen Sprachen vermischt, mit denen der Kolonisatoren. Verstetigt sich eine Pidgin-Sprache jedoch, wenn etwa der Handel dauerhaft wird, kann es dazu kommen, daß an solchem Ort Kinder aufwachsen und aus dem Pidgin für sich (!) eine Muttersprache entwickeln, um es etwas verkürzt zu sagen, eine *Kreol*-Sprache. Dabei entsteht ziemlich schnell eine neue vollwertige Sprache. Eine ähnliche Entwicklung fand vor einigen Jahrzehnten in Nicaragua zwischen gehörlosen Menschen in einem für sie eingerichteten Ort statt, die eine Gebärdensprache neu entwickelten. (Tomasello, 2011) Das wird durch Zeichensprachen unterstützt, die es noch bei rezenten Urvölkern gab, und die für stundenlange Unterhaltungen ausreichten, wenn aus rituellen Gründen Sprechen verboten war. (Lévy-Bruhl) Das schnelle Sprachlernen gilt bei Kleinkindern generell, wenn bei ihnen aus Wörtern Sätze werden. Sie bilden dann zur Übung vorübergehend eine eigene Grammatik aus, ihre Versuche sind nicht regellos. (Gopnik u. a., 2005) Die Sprachforschung zeigt auch die Fähigkeit eben geborener Kinder, alle denkbaren Sprachlaute dieser Welt zu erkennen, als Grundlage für alle Kinder, *jede* Sprache zu lernen. Ihre Hörfähigkeit ist noch ungeprägt und verengt sich erst nach wenigen Monaten auf den in ihrer Muttersprache gebräuchlichen Tonsatz; dann verlieren beispielsweise japanische Säuglinge die Unterscheidung der Laute: R und L. Vor dem Spracherwerb differenzieren Säuglinge die gehörten Laute.

Hier und im nächsten Abschnitt stelle ich Tomasello (2006f) recht ausführlich dar, weil er eine interessante Vorstellung über die Entwicklung der menschlichen Kommunikation analysiert hat. Auch für die Beurteilung der Ontogenese bietet er einen moderneren Ansatz als dem Piagets an, auf dem er aufbaut. Auf Basis seiner Forschungen mit/ über Primaten, meist Schimpansen, und vor allem Kindern, sieht er in der Geschichte drei einander folgende *fiktive* Gruppen entstehen. Dabei geht er davon aus, lautliches Sprechen sei *nicht* aus tierischen Lauten entstanden, weil beispielsweise Affen Laute nicht lernen, sondern situativ festgelegt verwenden, also instinktiv. Affen lernen aber

¹ Den Hinweis auf Pidgin- und Kreolsprache gab die Indogermanistin Kristina Stephan von der Berliner Humboldt-Universität in einem Gespräch. (22.8.12) Ich bedanke mich herzlich!

Zeichen/ Gesten, weshalb Tomasello annimmt, eine rudimentäre Zeichensprache (und nicht Sprech-Sprache) könne die Evolutionsreihe Tier-Mensch gebildet haben, bevor die *Gattung* Homo dann langsam das Sprechen entwickelt habe. Die den Affen folgenden drei fiktiven Gruppen will er eher illustrativ verstehen und *nicht* zeitlich einordnen: *Homo*, *Früherer sapiens* und *Späterer sapiens*. Diese Stadien der Menschwerdung, die Tomasello an der wachsenden Fähigkeit zur Kommunikation entwickelt, will ich aber – wie gesagt – zum besseren „Einfühlen“ in die Entwicklung zeitlich nutzen. Die Zeit des entstehenden *Früheren sapiens* könnte vor etwa 200.000 Jahren beginnen, als unsere Art sich bildete, oder ab vor 150.000 Jahren, als *sapiens* das von Tomasello betonte Schlüsselgen für artikuliertes Sprechen (*foxp2*) ausbildete. Auch ein noch jüngerer Zeitpunkt scheint möglich, kurz vor der Wanderung des *Homo sapiens* über die Welt; so gelangte eine (Ur- oder) Protosprache über Afrika hinaus. Den Zeitpunkt des Übergangs zum *Späteren sapiens* bezeichnet Tomasello allerdings recht präzise in qualitativer Hinsicht als erworbene Fähigkeit: für den *Späteren sapiens* sei *das charakteristische Merkmal die Erzählung und eine extravagante Syntax*. Ich komme dazu auf meine beiden Grundthesen hinsichtlich der Entwicklung zurück: wird die Maximal-These unterstellt, also eine sehr frühe weitgehende Entwicklung, könnte Tomasellos Gruppierung auch so gedeutet werden, daß mit dem Ausbilden des Schlüsselgens *foxp2* bereits der *Spätere sapiens* begönne. Frühere Zeitpunkte, etwa schon bei *erectus* hohe Sprachfähigkeit anzunehmen, kommen aus dieser Sicht nicht in Frage; die ersten *Speere* konnten durchaus ohne sie entstehen; schon Tiere benutzen solches Werkzeug. Mit der Mini-These, der ich hier nun weiter folge, ließe sich demgegenüber sagen, noch die ersten Menschen in Westeuropa vor 40.000 Jahren, die die Höhlenkunst begannen, seien vom Typus des *Früheren sapiens* gewesen. Danach wird es etwas schwierig, denn nun bin womöglich ich es, der einen früheren Übergang zum *Späteren sapiens* sieht als das bei Tomasello anklingt, der das, wenn überhaupt, vielleicht erst für Sumer annahm, als er seine Arbeit formulierte, während ich dafür als jüngstem Zeitpunkt die *sozial-differenzierte* Gemeinschaft betone, also ab vor 14.000 Jahren. Tomasello stellt ein *Kooperationsmodell* des phylogenetischen *Prozesses* der Kommunikation und damit der menschlichen Gemeinschaft vor, in dem sogar die Entstehung der Bedeutung des „Ansehens“ eine Rolle spielt, wozu wir noch ausführlich kommen werden. Dabei kann das von ihm betonte Motiv: Altruismus wahrscheinlich auch in Prozessen der *Macht* beschrieben werden, so wie seine: kulturelle Gruppenselektion, die gegenüber anderen Vorteile bringe (er spricht von kulturgeschichtlicher Evolution), ebenso gut als (unbewußte) frühe *Institutionalisierung* faßbar ist. Seine wichtigsten evolutiven Schritte von (heutigen) Affen über die drei fiktiven Typen der Kommunikation sind:

Affen kennen Gruppentätigkeiten und Ziele, verstehen Intentionen anderer und Wahrnehmungen, und ziehen praktische Schlußfolgerungen. Bonobo und Schimpansen, die in menschlicher Umgebung aufwachsen

und trainiert werden, erwerben weitergehendes kommunikatives Können mit Gesten, das bereits dem Typus: Homo nahekomme.

Homo kennt „*Auffordern*“, übt gemeinschaftliche, gegenseitige (mutualistische) Tätigkeiten aus, hat gemeinsame Ziele und Absichten, entwickelt gemeinsame Aufmerksamkeit bei gemeinsamem Hintergrund des Wissens und verfügt über die Fähigkeit zum rekursiven Erkennen geistiger Zustände; zusammen: *Imitation von Handlungen*.

Der *Frühere sapiens* kennt dazu „*Informieren*“, praktiziert indirekte Reziprozität, Bemühen um eigenes Ansehen (!) in der Gruppe, kommunikative Intentionen und wechselseitige Kooperationserwartungen; zusammen: *Imitation durch Rollentausch*.

Der *Spätere sapiens* kennt dazu „*Teilen*“, kulturelle Gruppenselektion, etwa durch gemeinsame Sprache oder „*Mode*“ (Integration in eine Gruppe), sowie Schlußfolgerungen und Normen; zusammen: *soziale Imitation*. Nun werde die grammatische Vielfalt von *Erzählungen*, beispielsweise *Ursprungsmythen* und *Märchen*, ausgebildet. Erst hier ist aus einer, noch vielfältig Gesten verwendenden Kommunikation eine Vollsprache geworden. (2011: 118, 256, 314)

Ich will – als Gedankenspiel – ergänzend die zeitliche Dimension und den Prozeß der Menschwerdung verständlicher machen und noch einen weiteren Schritt zwischen *Affen* – nun als historische Primaten verstanden – und *Homo* ansprechen. Bereits vor sechs bis sieben Millionen Jahren trennten sich die Entwicklungszweige der heutigen Affen und Menschen, die beide aus einem Ur-Primaten entstanden. Etwa zur Hälfte der Zeit lebte die Gattung *Australopithecus afarensis* („*Lucy*“) als direkte Vorgängerin der *Gattung Homo* (nicht dem von Tomasello erwähnten Typus: *Homo*). Ihr wird manchmal die Kognition der heutigen Schimpansen zugeordnet. Greifen wir diese Vermutung auf, hätte also *afarensis* einen Entwicklungsvorsprung von gut drei Millionen Jahren gegenüber dem Zweig heutiger Schimpansen gehabt, die ja auch kaum statisch den gemeinsamen Ur-Primaten gleich blieben. Denn *Lucy* lief bereits auf zwei Beinen, hatte also körperlich bessere Möglichkeiten für die Lautbildung durch einen anderen Kehlkopf erreicht und wahrscheinlich auch für die Bildung der Kognition durch die neu entwickelte „zweibeinige“ Lebensweise. Schon sehr früh hätte nach dieser Vorstellung die Gattung *Homo* gegenüber Affen und Schimpansen einen erheblichen Entwicklungsvorsprung gehabt, der sich dann bis zu *Homo erectus* wahrscheinlich noch vergrößerte. Bei dem könnte sich die Kommunikation mit Zeichen und Gesten bis zum Typus „*Auffordern*“ entwickelt haben, dazu rudimentär eine Sprech-Sprache.

Es scheint nach den empirisch gestützten Erkenntnissen Tomasellos durchaus möglich zu sein, daß beim Beginn des Siedelns in Eurasien noch wesentlich der *Frühere sapiens* mit Zeichen, Gesten und einer nicht voll ausgebildeten Laut-Sprache lebte, die wesentlich mit der *Kompetenz* zusammenhängt. Wer für den *Späteren sapiens* ausdrücklich Erzählungen wie etwa *Ursprungsmythen* als

Voraussetzung annimmt, wird (zumindest im inneren Dialog) an die ältesten bekannten Mythen dabei gedacht haben: an Sumer und Ägypten. Oder an den Göbekli Tepe und Jericho! Von dort kennen wir zwar keine Mythen, bei ersterem könnte aber sogar die Kunst mit Flachreliefs eine Geschichte erzählen. Wir werden bei diesem Monument in der Harran-Ebene noch sehen, daß dort mit den jeweils zwei herausragenden Mittelpfeilern in den einzelnen Kreisanlagen kaum etwas anderes verstanden sein konnte als eine definierte *Religion* mit zwei männlichen Haupt-Göttern. Eine frühe Religion war aber kaum ohne eine *mythische Erzählung* begründbar! Ohne sie ging es nicht! Ursprungsmythen lassen sich durchaus schon in einfacher Form für vorangegangene religiöse Ahnungen vorstellen, wenn anstelle von GöttInnen noch vage gedachte Geistwesen den Ursprung der jeweiligen Gemeinschaft erzeugt haben. Es gibt einfache rezente Urvölker mit solchen Ursprungsmythen, sehen wir noch. Die Form der Kommunikation des *Späteren sapiens* wäre nach meiner These eine solche, die nicht lange vor oder zusammen mit jener (singulären) sozial-differenzierten Gemeinschaft entstand, die den Göbekli Tepe planen konnte. Die beginnende Erwärmung und der häufigere Regen am Ende der Eiszeit ab vor etwa 14.000 Jahren wird ein Auslöser gewesen sein, weil die Änderung des Wetters und damit die sich nach Norden zurückziehende Flora und Fauna einen erhöhten Beratungsbedarf jener traditionellen Menschen zwingend erzeugen mußte, um die Subsistenz zu sichern. Dazu mußten sie Denken und Sprache erweitern, um völlig neue Welten begreifen zu können! So wie einmal „Lucy“ durch den aufrechten Gang auf eine neue Umwelt sah. Wie kommt nun der „Kopp“ zu seinem Inhalt?

Ontogenese

Ich sprach oben vom *kognitiven Systemwechsel* zwischen Tier und Mensch, bei dem von Homo sapiens gegenüber eher instinktiver Reaktion auf die Umwelt das weitgehende reflektierte kognitive Handeln erworben wurde. Die Möglichkeit zu dieser Veränderung beruht auf der rudimentären Lernfähigkeit, die bereits Tiere ausbilden, aus der heraus Menschen ihre Handlungskompetenz als neue Qualität erwarben. Ein relativ genaues Datum kann – wie gesehen – für diesen Systemwechsel nicht angegeben werden, er begann bei Früh-Menschen deutlich erkennbar zu werden und kann bei Homo sapiens generell als „*immer schon*“ vollzogen verstanden werden. (Dux, 2008) Denn die Biologie bestimmt uns gegenüber früheren Menschen als neue *Art/ Spezies*, die sich also nach ihrer Ausbildung generell biologisch nicht wesentlich verändert (sondern gegebenenfalls durch eine andere Art ersetzt wird). Gegenüber Homo erectus und auch neanderthalensis weist sapiens erneut einen veränderten Körperbau auf und – oberflächlich durch die Schädelform ausgedrückt – auch ein erweitertes Gehirn. Auf der biologischen Kapazität aufbauend entwickelt sich die jeweilige historisch erworbene *Kompetenz*. Allerdings zeigen Säuglinge Fähigkeiten, die durch reines Lernen nicht erklärbar sind. (Stern, 1996) Tomasello spricht von „Primatenerbe“. (2011) Wenn auch Instinkte

wahrscheinlich vollständig verdrängt werden, gibt es doch Reaktionschemata: Saugen und Greifen gehören beispielsweise zu den Fähigkeiten, die beim Geburts-Scheck abgeprüft werden. Simple Umwelten und Lebensweise führen dann zu einfacher kognitiver Kompetenz, die wesentlich erlernt wird. Dieses Erlernen von Fähigkeiten und Kenntnissen geschieht in der *Ontogenese* jedes einzelnen Menschen, in der schon ein Säugling unmittelbar nach der Geburt über das Primatenerbe hinaus lernt, seine Umwelt in *Schemata des Erkennens* durch Erfahrung einzuordnen. Nach etwa zehn Tagen lernen Kinder beispielsweise, Brustwarze und die umgebende Haut zu unterscheiden und beginnen gezielt nach ersterer zu suchen, um Milch zu finden. Ist ein solches Schema erfolgreich, eine Art Aha-Erlebnis, wird es zum Erkennen angewendet, solange es sich als hinreichend zeigt. Funktioniert es nicht mehr, wird nach einer Erweiterung des Schemas gesucht, oder womöglich ein neuer Ansatz ausprobiert. Ein Kleinkind ist für neue Erfahrungen auf Hilfe von sorgenden Bezugspersonen angewiesen, was – wie wir noch sehen werden – äußerst bedeutsame Konsequenzen für das Denken und den Glauben hat.

Es war Jean Piaget, der ab etwa dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die Ontogenese als einen bei allen Menschen vorkommenden regelhaften Prozeß entdeckte und erforschte. (Piaget/ Inhelder, 1955; Ginsburg/ Oppen, 1969) Wenn sein Ansatz heute auch von moderner Forschung in Teilen kritisiert und ergänzt wird, müssen wir ihn in Kürze behandeln, weil eine lange Diskussion anhand Piagets Vorgaben geführt wurde. Er unterscheidet vier Stadien der kognitiven Entwicklung (die auf europäische operative Logik orientiert sind): 1. ein *sensomotorisches* Stadium (0 - 2 Jahre), 2. ein *prä-operatives* (3 - 6/7 J.), dann 3. ein *konkret-operatives* (7 - 11/13 J.) und 4. ein *formal-operatives* Stadium. Die Zeiten waren früher vielleicht etwas länger. In meiner Studie geht es also um das prä-operative Stadium, das wohl – voll ausgebildet – etwa dem *Späteren sapiens* entsprechen mag, ohne die Grenzen präzise zu bestimmen; es kommt hier nur auf das Grundverständnis an. Das prä-operative Stadium übersetze ich mit: *traditionales Denken* oder auch: *traditionale Logik*.

Mit traditionaler Logik ist nicht primär ein deduktives Schließen gemeint (wenn A dann B oder: $A=B$ und $B=C$ ergibt $A=C$). In ihrer alltäglichen Praxis kommen traditionale Menschen durchaus halbwegs „logisch“ zurecht. Schon Lévy-Bruhl sieht 1910 die traditionale Logik primär in den *Kollektiv-*Vorstellungen wirken, während der Alltag einigermaßen vernünftig gemeistert werde. Dux diskutiert das traditionale Denken als die Logik des Weltbildes (1990), wie also Menschen ihre eigene Welt begreifen. Die Kategorien, mit denen sie, in der frühen Ontogenese beginnend, das Außen ihrer Existenz erfassen beziehungsweise für sich konstruieren, sind mit dem Denken der Moderne neu prozeßlogisch zu begründen, sagt Dux: *Raum, Zeit, Kausalität, Substanz*, wobei die Kausalität, Ursache-Wirkung, eine besondere Rolle spielt. Dabei wird die idealistische spekulative Philosophie als Leitwissenschaft grundlegend überwunden; dieser Prozeß dauert an. Frazer schrieb ab 1907 vom Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker, (2000) Lévy-Bruhl (1910) über

das Denken der Naturvölker. Jacobsen (1954: 220) sieht in Sumer eine „mythopöische Logik“, eine Mythen schaffende (wohl von: Po-iese), bei der Ähnlichkeiten und Identitäten verschiedener Ereignisse oder Objekte zu Einem verschmolzen seien, in dem etwa ein König im Ritus der „Heiligen Hochzeit“ den Gott Dumuzi darstellt und dies dann im Bewußtsein der Leute in Sumer auch tatsächlich wesenseins *ist*, so wie die Hohe Priesterin in diesem Moment als dessen Frau die Göttin Inanna/ Ishtar *ist*.¹ Beider Vereinigung im Tempel erneuert jährlich das Leben – der gleich darauf einsetzende Frühling *beweist* es! In solchem Denken ergaben sich auch Übereinstimmungen durch bloße Ähnlichkeit der Merkmale, die als *Identitäten* verstanden wurden, wenn etwa eine gelb erscheinende Krankheit (Harnwege, Gelbsucht) durch gelbe Stoffe behandelt wurde, (Lévi-Strauss, 1994) oder das Rot von Rose, Blut, Feuer oder Sonne Dinge verbindet.² (Dux, 1990) Auf den Trobriand-Inseln wird eine Identität zwischen den Löchern, die ein Käfer in die Taro-Pflanze bohrt, und der Ursache für Zahnfäule mit ihren ähnlichen Löchern gesehen. (Malinowski, 1979^b) Die Mythenforschung sehe große Gemeinsamkeiten der Grundthemen in der ganzen vergangenen Welt – heißt es bei Vieyra –, in der alten Zeit für unser Thema also Sumer, Babylon bis hin zum Alten Testament und zu den Griechen, und das gelte auch bei heutigen „sogenannten Primitivkulturen“. ³ (1977)

Ein jüngeres Beispiel: Bei den Maya-Nachkommen setzen sich beispielsweise zum Regenmachen die Männer unter anderem durch ein einleitendes Reinigungsritual in Beziehung zum Regengott, interpretiert Dux. Dabei wird die Unreinheit auf die Frauen übertragen! Sie haben keinen Zugang, kein Mann darf während des Rituals Verkehr haben. Ein berauschendes Getränk als Opfergabe wird auch von den Männern getrunken. Das Geopferte ist nun *identisch* mit der angeflehten Kraft, die während des Rituals auf die Trinkenden übergeht, die entsprechend *ersatzweise* handeln können: Jungen stellen Frösche dar, nasse Zweige werden geschwungen, um das Regnen in Gang zu setzen! Es soll nicht dem Gott nur gezeigt werden, was gewünscht wird. (1990, mit Thompson; Frazer, 2000) Nicht immer wird der den Ritus Führende zielgenau das kommende Wetter erfaßt haben; doch nun liegt die Verantwortung bei allen

1 Das Ritual scheint verbürgt, die Interpretation ist umstritten. Dumuzi ist meist Vegetationsgott, bei Balz-Cochois jedoch sumerischer Held, einer der Hirten, die Nacht für Nacht ihre Herde vor Raubtieren und Räubern schützen, was für Sex- und Kriegsgöttin Inanna viel besser paßt. (1992) Für mich kommt es hier auf die Logik des Rituals an, nicht auf den Inhalt, und Uruk ist zeitlich weit entfernt.

2 Piaget/ Inhelder (1977: 96ff) haben selbst das im Experiment bei prä-operativen Kindern zeigen können: Eine farbig eingeteilte rotierte Scheibe wird durch Magnete, die in einer von verschiedenen gekennzeichneten Schachteln stecken, gestoppt. Mangels Ahnung über Magnetismus wird die äußere Kennzeichnung zur Hilfe genommen: die Scheibe stoppe mit dem roten Teil „bewußt“ an der roten Schachtel, oder an der mit dem gezeichneten Stern, der dem besonderen Stern in der Nacht entspreche.

3 Der Begriff „primitiv“ ist heute umstritten, bedeutet aber: ursprünglich, dem ersten Stadium zugehörig. Es geht gerade *nicht* darum, den primitiven Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, oder den prä-operativen Menschen als einen zu bezeichnen, der etwa hinsichtlich des logischen Denkens, das unserer Hochkultur eigen sei, „*natürlich nicht auf tierischer Stufe, aber doch dem Tiere näher steht als wir*“, wie bei Graebner. (1924: 132)

gemeinsam – und den Geistwesen, von denen andere als die angerufenen dann eben stärker gewesen sind... Widersprüche stören in der traditionellen Logik nicht. Neben der Reinigung soll wohl durch die sexuelle Enthaltsamkeit zugleich die Vergeudung männlicher Lebenskraft verhindert werden, sagt Unger-Dreilink zu solchen rituellen Formen und verweist damit auf eine Problemstellung, der wir hinsichtlich der Geschlechterfrage noch häufiger begegnen werden. (1966) Auch wenn von Vulven als Zeichnungen in den Höhlen die Rede ist, kann nicht unbedingt von „Fruchtbarkeit“ als zugrundeliegend ausgegangen werden, sondern auch von Furcht vor dem Weiblichen, das Männern diese Lebenskraft raubt. Und mit der Fruchtbarkeit in diesem Sinn ist die Macht über Leben und Tod angesprochen; dazu unten mehr.

Piaget begründete seinen *genetischen* Konstruktivismus auf der Erkenntnis, schon Säuglinge begannen, die Welt in ihrem Kopf zu konstruieren.¹ (Piaget/ Inhelder, 1977) Heute ist deutlich, dies gilt nicht vollständig für die ersten Lebensmonate, in denen Kenntnisse vorliegen, die nicht in diesem Sinn selbst erworben sind, weshalb Tomasello von: Primatenerbe spricht. (2006) Mit der bereits erworbenen Kompetenz kann erst weitere Kompetenz erworben werden. Und nur das Kind selbst ist in seiner ersten Lebenszeit dazu durch wachsendes Erfahrungswissen und dessen Reflexion in der Lage, wenn es auch kompetente Hilfe benötigt, um Erfahrungen machen zu können. (Ginsburg/ Opper, 1969) So entstehen wohl auch „angeborene Begabungen“, wenn durch einen solchen relativ autonomen Vorgang eine Vorliebe oder Vorkennntnis etwa für Musik oder Technik zuerst zum Schema wurde. Die sich entwickelnde Qualität des Denkens ist nicht im Erbgut eingelagert, die Gene sind nur dessen biologische Basis (Kapazität > Kompetenz). Entsprechend läßt sich das Denken des Homo sapiens zwar aus dem Tierischen herleiten, es gewann im kognitiven Systemwechsel aber eine neue Qualität und verdrängte offensichtlich die tierischen Instinkte. Ließe sich aus Instinkten die Ableitung der modernen Kognition entschlüsseln – sagt Dux–, dann „*mußte in der biologischen Verfassung ein perfekt organisiertes Tier stecken*“, das bereits das Soziale des Menschens enthält. Das habe noch niemand zeigen können, wie Kulturwerdung durch Instinktreduktion, wie also aus einem Tier durch Verzicht (!) auf tierische Eigenschaften ein Kulturmensch werden könne. (1992) Und mit der Ontogenese ist auch die Frage beantwortet, ob es so etwas wie tief sitzende Kenntnisse gibt, daß etwa Männer bei der heutigen Brautwerbung immer noch „auf der Jagd“ sind; daß sie sich hier und da so benehmen, ist eben kein Zeichen für Angaborenheit, (Nativismus) sondern primär eines der Traditionsübertragung in der Soziogenese, durch Imitation des kulturellen

¹ Kälble (1997) skizziert Kritiken an Piaget. Es kann wohl vermutet werden, daß mit wachsender Modernität, vor allem Technik, Fernsehen, Laufrädern und bereits mit Kindergärten und Vorschulen die Übergänge in spätere Phasen prä-operativen Denkens ein wenig früher entstehen. Vor allem haben solche Kinder kompetente AnsprechpartnerInnen mit weitgehend modernen Weltbildern. Nicht zuletzt deshalb stütze ich mich besonders auf ältere – zu Piagets Tests ganz anders gelagerten – Analysen zu rezenten Urvölkern und deren Mystifikation der Umwelt, wie die von Lévy-Bruhl.

Bestandes (auch wenn Männer besseres Orientierungsvermögen lernen, weil es zum Bild des Mannes gehört, wie das Mitführen eines Taschenmessers).

Es zeigte sich allerdings, daß viele Menschen außerhalb (und sogar innerhalb) des europäisch geprägten Kulturkreises das prä-operative Stadium nicht überwinden müssen, um ihren Alltag zu bestreiten. Die generell *neuerungsfeindlichen* Menschen (Lévy-Bruhl, 1959) des traditionellen Denkens, die ihren Ahnen gleich bleiben wollen, streben nicht nach Wissen, solange es nicht zwingend nötig ist – wie etwa beim Ende der Eiszeit. Bis im 19. Jahrhundert nach dem Zeitalter der Mechanik und der europäischen Aufklärung die industrielle Revolution das traditionale Leben tendenziell aufzubrechen begann, dachten Menschen überall generell in jener *prä-operativen* oder *traditionalen* Logik, in einem Weltbild, das traditionale wie europäische Kinder bis etwa zum siebenten Lebensjahr erwerben. Dabei gilt es an Kinder zu denken, die nicht in der heutigen Kinder-Spielwelt aufwachsen, sondern in einer Zeit des täglichen Mühens um das Lebensnotwendige an solche, die als „Kinder-ArbeiterInnen“ schon „erwachsen“ sein müssen (und wollen). Auch die Erwachsenen benötigten nicht mehr als diese traditionale Logik, waren aber natürlich wissender als ihre Kinder, hatten mehr Erfahrung, eine entwickelte Feinmotorik, Selbstsicherheit, und sie waren in festgefügte, zweifelsfreie Traditionen und Weltbilder eingebunden, die die Ahnen vorgaben. Dieser Punkt – betone ich noch einmal – ist schwer zu kommunizieren. Es gab eine Entwicklung der Kognition von Primaten zum Homo sapiens, die Tomasello mit *Homo*, *Früherem sapiens* und *Späterem sapiens* markiert hat, ohne sich zeitlich festlegen zu wollen. Zugleich gibt es bei ihm wie bei Piaget Altersangaben, wann Kleinkinder bestimmte Formen der Kognition erreichen. An diese Altersangaben denke ich parallel zu den drei genannten Typen der Kognition und verbinde hilfsweise zur besseren Vorstellung das kognitive Niveau Fünfjähriger mit dem *Früheren sapiens* und den *Späteren sapiens* mit dem von Siebenjährigen. Dabei entsteht allzuleicht eine zu simple Assoziation. Diese Annahmen können nur Kennzeichen in einer verständigen Diskussion sein, weil es eben Erwachsene waren, die gemeint sind. Auch daß es bei der prä-operationalen Logik ums Weltbild ginge, ist natürlich nur ein Teil der Wahrheit, da diese Auswirkungen auf das Alltagshandeln haben kann. Das bitte ich künftig zu bedenken, ich spreche von Tendenzen – wie in manchen anderen Bereichen auch. Es müssen diese Altersangaben aber genannt werden, weil sie in den theoretischen Arbeiten von Piaget wie Tomasello vorkommen. Jene Menschen besaßen allerdings ein für uns schwer nachvollziehbar extrem gutes *Gedächtnis* und lernten beispielsweise Farben der Umwelt oder das Zählen nicht als logische Systeme, sondern als Summe von Namen, oder auch lange Mythen auswendig, um sie zukünftigen Generationen zu übermitteln (was nicht lange ohne Veränderungen klappen kann).

Traditionales Denken

Der Kernpunkt des traditionellen Weltbildes und der prä-operativen Logik ist ein Glaube, beziehungsweise die absolute (alternativlose) Gewißheit, alles in der (jeweiligen) Welt sei von Geistwesen (und später von GöttInnen) unmittelbar gesteuert, in allen Dingen wirkten subjektive Kräfte; selbst in dem Stein, an dem jemand sich stieß, waren sie dafür verantwortlich. Allerdings merkt schon Piaget, der sich von dieser Erkenntnis der beschränkten Kognition nur zögernd überzeugen ließ, daß einige Menschen in einzelnen Bereichen des Denkens über ein prä-operatives Denken hinauskommen konnten, etwa durch Übung bestimmter Tätigkeiten. Für Eliten mit besonderen Aufgaben sind weitergehende Schritte in Teilbereichen des Denkens möglich. Experimente mit Menschen in allen Teilen der Welt ließen keinen anderen Schluß zu: ohne europäischen Bildungseinfluß wurde von rezenten Urvölkern, WildbeuterInnen und einfachen Gartenbauvölkern, dieses Stadium nicht nennenswert überschritten und allenfalls das konkret-operative Stadium tangiert. Sie erwarben was nötig war, und auf der Basis der immer schon gleichen geistigen Kapazität des Homo sapiens erlernten sie auch weitergehende Stadien als es dann an der Zeit war und sich ihr Leben durch den Anschluß an die europäischen Kulturen erzwungen erweiterte. Kinder traditionaler Völker – zeigte sich generell in manchen Berichten über sie – lernten wie die der Eroberer, wenn sie etwa mit jenen von MissionarInnen in einer Schule unterrichtet wurden. (Lévy-Bruhl)

Die Kenntnis über die traditionale Logik auch bei Erwachsenen jener Völker wurde durch eine Vielzahl von – gewiß auch deutlich aus europäischer Sicht erstellten – Tests gewonnen.¹ Der bekannteste ist wahrscheinlich einer der Mengenerhaltung: aus zwei gleichförmigen durchsichtigen Gläsern mit farbiger Flüssigkeit wird einmal in ein flacheres und breiteres Glas umgefüllt, zum anderen in ein höheres schmaleres. Die Frage, ob die Menge sich verändert habe, beantworten ProbandInnen prä-operativen Denkens typischerweise damit, im höheren (und schmaleren) Glas befände sich nun mehr Flüssigkeit. Sie sind also nicht in der Lage, gleichzeitig zwei Dimensionen – Höhe und Breite – zu koordinieren; manches Raten gelingt, sehr wenige durchschauen das Problem. Werden Kinder aufgefordert, beim Billard über die Bande ein Ziel zu treffen, gelingt ihnen das schnell. Doch gefragt, was sie gemacht haben, zeigen sie meist nur in einem vagen Bogen, ohne die Bande zu berühren, den Lauf der Kugel an. Das Prinzip – Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel – erkennen sie nicht; dazu ist konkret-operatives Denken durch Schulbildung nötig. Auch der Flug eines Geschosses wird – obwohl gut beherrscht – nicht verstanden. Sie denken vom Anstoß/ Ursprung direkt zum Ziel, der Weg dorthin interessiert geistig nicht. Nur über neue Erfahrung mit Versuch und Irrtum wird gelernt.

¹ Oosterdiekhoff (2006) diskutiert eine Fülle bisher durchgeführter Studien in aller Welt, die generell den Ansatz Piagets bestätigt hätten. Es gilt zu bedenken, Piaget war Pionier, der ein Thema erschloß, dabei selbst aber in den frühen Studien methodisch nicht immer eindeutig gearbeitet hat, dennoch aber die Tendenz der Ontogenese weitgehend erfaßte. (Ginsburg/ Oppen, 1969)

Damit wird ein grundsätzliches Problem angesprochen, das ich schon andeutete: Ursprung und Ziel sind für traditional Denkende *identisch*, der tatsächliche Prozeß wird nicht erkannt; ich komme darauf zurück. Kinder sind aber fähig, manches praktisch zu erlernen, ohne es sprachlich beschreiben zu können.¹

Hallpike, der die Stadien Piagets hinsichtlich rezenter Urvölker aus psychologischer Sicht systematisch überprüft, sagt: „Für das Kind des präoperativen Stadiums ist das eigene Weltbild unmittelbar, subjektiv und absolut“, obwohl es beim Heranwachsen Widersprüche mit der Wirklichkeit bemerkt. Doch es begreift noch nicht, „daß es eine Wirklichkeit gibt, die wahrgenommen wird, einen Denkprozeß, der diese Wahrnehmungen vermittelt, und einen Sprachprozeß, in den das Denken enkodiert wird. Es ist deshalb noch nicht imstande, Namen und Wörter von den Dingen zu unterscheiden, auf die sie sich beziehen, und glaubt anfänglich, sie seien den Gegenständen inhärent, die sie bezeichnen; für das Kind in diesem Alter ist das Denken ein physischer Prozeß, der mit dem Mund oder mit der Sprache identifiziert wird, das Kind glaubt auch, die Träume spielten sich außerhalb von ihm ab. Es ist sich seiner eigenen Gedanken und Gefühle bewußt, aber es sieht nichts Ungereimtes darin, auch der physischen Welt einen Willen, eine Zielgerichtetheit und Gefühle zuzuschreiben. Selbst auf der Ebene der physischen Wahrnehmung nimmt es an, sein Auge sende einen Strahl aus, wenn es Dinge wahrnehme, und es wundert sich, daß die ‚Augen-Strahlen‘ der Leute nicht aufeinander prallen, wenn sie sich kreuzen; es glaubt auch, die Kraft, die benötigt wird, um einen Stein zu heben, sei eine Kraft, die aktiv vom Stein selbst ausgeübt werde“.

(1990: 447ff) Dem Urteil des Kindes fehle die Objektivität, alle Erscheinungen seien ihm *subjektiv* und mit eigenem Willen ausgestattet. Diese Vorstellung bleibt lange erhalten und verschwindet erst mit dem formal-operativen Denken vollständig: mit etwa sechs Jahren nimmt das Kind noch an, Namen – identisch mit den benannten Dingen (!) – hätten selbst Kraft, Gewicht und Geschwindigkeit oder andere physische Eigenschaften. Dann nehmen Kinder von den Namen an, sie seien den Dingen durch ihre Hersteller gegeben worden, durch Gott oder die ersten Menschen (Ur-Mythen). Erst danach wird erkannt, daß Namen reine Zeichen sind. Wir werden gleich noch erörtern, wie Kinder zu solchen mystischen Vorstellungen kommen, alles sei real und belebt, alles sei Subjekt und handele. Traditionale Logik, deutlich aufgehoben in jeder Form

¹ Noch zwei Hinweise zu Piagets System: Jugendliche des konkret- und des formal-operativen Denkens bekommen die Aufgabe, zu bestimmen, welche Parameter die Frequenz eines Pendels bewirken (=Länge des Pendels, nicht Gewicht, nicht erste Schwingkraft). Im früheren Stadium ist zu erwarten, daß im Ansatz ein Test konzipiert wird, der aber nicht (oder nur zufällig) zu Ende gedacht werden kann, im zweiten Fall gelingt das (durch Neutralisieren von Parametern zur Bestimmung jeweils nur eines von ihnen). Was würden wir sumerischen SchreiberInnen zumuten? Eine andere Aufgabe zeigt das formal-operative Stadium besonders gut: Ein Federzug beschleunigt Bälle über eine Ebene, das Gewicht des Balles bremst (Reibung) wie ebenso der Umfang (Luftwiderstand), es wird dennoch herausgefunden, was nicht (!) zu beobachten ist (nicht-konkret), daß nämlich ohne diese beiden Faktoren ein Ball endlos weiter rollen würde. (Ginsburg/ Oppen, 1969: 231f, 247) Vergleiche das Fallgesetz im luftleeren Raum.

des Numinosen/ Heiligen, versteht die Welt völlig anders als wir! Dennoch betont Dux die Logizität dieses Denkens, man sei zuweilen geneigt „*auf die Aussagen der Kinder die Einsichten der Philosophen, etwa des Idealismus anzuwenden, und das nicht deshalb, weil die letzteren wie Kinder dachten, vielmehr weil die ersteren bereits in der Logik zu denken beginnen, die in den Höhen der Philosophie zu abstrakten Sätzen ausgearbeitet wurden*“. (1994: 451)

Die später erworbenen weitergehenden Operationen (Stadien) des Denkens verarbeiten dagegen Erfahrungen reflexiv und internalisieren diese Handlungskomplexe. Sie verweisen auf die Fähigkeit zur schließenden (deduktiven) Logik und sind Reflexionen mit der Tendenz zur wachsenden Abstraktion. Gesellschaftliche Eliten in entwickelteren Gesellschaften, wie König- oder Kaisertümern und in frühen Städten ab Sumer, oder in besonderen Zusammenhängen, wie Klöstern, mögen die Grenze der Prä-Operativität langsam in einzelnen kognitiven Bereichen überwunden haben. Vielleicht auch schon die den Göbekli Tepe planenden Baumeister, Leute also mit besonderen Handlungsaufgaben; wir kommen diesbezüglich gleich auf die KünstlerInnen der Höhlenmalerei zu sprechen. Zum operativen Denken gehört die Fähigkeit, zwei Vorstellungen gleichzeitig zu berücksichtigen, einen gegenwärtigen und einen zukünftigen oder vergangenen Zustand, und später auch einen dazu parallel verlaufenden Prozeß. Besonders die Reversibilität, die gedankliche Umkehrbarkeit von Prozessen, zeigt das Verständnis (nicht nur das Wissen) um das Prozessieren, sie auch wieder rückwärts zu denken, verschiedene Parameter in ihnen zu erkennen. Oder Kompensation, die Aufhebung von Wirkungen durch entgegenstehende Ursachen (etwas wird breiter aber zugleich kürzer). Historisch war es Aristoteles, der erstmalig einen Beweis auf empirischer Basis *und* ohne (rettenden) Bezug auf einen Gott zu führen versuchte und damit das formal-operative Denken streifte. In der Sache ist seine Projektil-Theorie nicht zutreffend, da die Luft, wie er auf Basis eigener Vorannahmen schloß, nicht das von der werfenden Hand gelöste Projektil weiter fliegend vorantreibt, weil sie von der Hand mit bewegt werde. Übrigens bemühen heute Zehn- bis Zwölfjährige oft diesselbe Theorie. (Wenzel, 2000) Ein schönes weiteres Beispiel für traditionale Logik ist die Diskussion über die Kulturgeschichte der Farbe, in der sichtbar wird, wie anstelle empirischer Analyse beispielsweise bei den alten Griechen noch lange ein Vier-Farben-System ideell behauptet wurde, ohne daß die seinerzeit vorhandenen Möglichkeiten der Malerei zur Kenntnis genommen wurden, deren Farben keineswegs aus diesen vier gemischt werden konnten. Die vier ideellen Farbträger sollten Analogien zu den Grundelementen: Feuer, Wasser, Erde, Luft darstellen, das konnte dann auch das Rauhe und das Glatte sein, das Warme (Rot) und eine Zutat aus Hartem und Leerm; bei Empedokles und Demokrit.¹ (Gage, 2001)

¹ In einer Wissens-Sammlung zur Entstehung der Farbe *Blau* in der Mailing-List <https://lists.fu-berlin.de/listinfo/neo-lithics> wurde festgestellt, daß diese Farbe etwa 11.000 bp erstmals aus Kupfer (Azurit) gefunden wurde, in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien, (Michael Rosenberg) das wird

Wann beginnt historisch, phylogenetisch das konkret-operative Stadium? Schon am Göbekli Tepe? Mit der Schrift in Sumer? Piaget sah diesen Schritt beim alten Ägypten und in Chaldäa (um 3.000 bp in Süd-Mesopotamien), sagt Dux und verweist besonders auf den Kausalbegriff zur Beurteilung des griechischen Denkens. (2008) Manches spricht dafür, daß mit der schriftlichen Klassifikation und deren praktischen Anwendungen mittels geschriebener Listen bis hin zu angenäherten mathematischen Beispielrechnungen, die Pichot (1995) für Mesopotamien und Ägypten beschreibt, eine deutliche Zäsur sichtbar wird, wenn auch nur für einen kleinen Teil der jeweiligen Gemeinschaft. Erst bei den alten Griechen beginnt dann so etwas wie eine Mathematik, bei der Begründungen und Logik entscheidend sind, nicht mehr nur der praktische Nutzen. Bei bürokratischer Lagerhaltung durch gebildete SchreiberInnen Sumers sollte beispielsweise das Verständnis der „Erhaltung“ beim Umschütten von „Flüssigkeiten“, wie Öl, Getreide oder dergleichen vorhanden gewesen sein, oder nicht? Auch die praktischen Beispielrechnungen für Mengen und Flächen wurden ja ohne Einfügung göttlicher Kräfte in die Formeln erledigt, wenn auch mit deren Hilfe ersonnen. Auf die Gruppe der ersten Schreibkundigen, zu denen auch Frauen gehörten, könnte das konkret-operationale Denken erstmal beschränkt geblieben sein.

Tomasellos Studien zu Kleinkindern geben diesen Erkenntnissen eine erweiterte Dimension, wobei er als besonderen Aspekt der Ontogenese den Begriff der *Soziogenese* einführt, die diese erweitert. Mit ihr wird von ihm der Prozeß bezeichnet, durch den mehrere Individuen (oder Gruppen) etwas zusammen hervorbringen, sie fehle bei Tieren, auch bei Schimpansen. Das erkläre die immensen kognitiven Leistungen unserer Spezies. Die erste Phase der kindlichen Entwicklung sieht er wesentlich in den ersten 14 Monaten. Dann entfernen sich Kinder von Schimpansen und entwickeln die spezifische Leistung des Homo sapiens. Wenn ein Kind etwas durch einen anderen Menschen lernt, identifiziert es sich mit diesem Anderen. Auf der Kulturleistung früherer Generationen aufzubauen wird 1. durch Imitationslernen möglich, 2. mit Lernen durch Unterricht und 3. durch Zusammenarbeit. Imitationslernen meint, das Ziel der Vorführenden und auch die Strategie der Zielverfolgung zu verstehen und dann auf eigene Ziele und Strategien abzustimmen (nicht: Gesten-Imitation). Mit dem Imitieren der Älteren werden deren kulturelle Fähigkeiten aufgegriffen und in den weiteren Lern-Stufen immer stärker reflektiert und abstrahiert. Tomasellos Konzept in (extremer) Kürze:

A. Solange Kinder sich nur als Lebewesen sehen, die Dinge verursachen können, verstehen sie auch andere so, sie lernen individuell am direkten Verhalten anderer.

auch für das chemisch verwandte Grün gelten. Zuvor gab es Schwarz und die Erdfarben aus Ocker (=Eisen; 500.000 bp), auch Weiß fand sich erstmals um 11.000 bp, in Dja'de/ Levante (Trevor Watkins).

B. Mit der Neunmonatsrevolution fingen sie jedoch an, sich als intentionale Akteure zu verstehen.¹ Sie begannen zu verstehen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloß auf deren direktes Handeln. Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern Reproduktion des intentionalen Verhaltens anderer (Strategie).² Es entstehen im Erwachsenen-Kind-Dialog Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit, in denen das Kind beobachtet, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richte, es mit ihm teile. Jetzt entwickle es ein Imitationslernen durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. Die Perspektivenübernahme geschieht mit der Fertigkeit zur gemeinsamen Aufmerksamkeit, wenn nämlich das Kind in der Lage ist 1. einen Gegenstand, 2. die Bezugsperson und 3. sich selbst (!) in der Interaktion zu erkennen. Es identifiziert sich mit dem Gegenüber und erkennt dessen Intention/ Wollen im Verhalten und kann dadurch das Wissen der Anderen nutzen lernen; so entsteht kulturelles Lernen, die Soziogenese.

(B2) Ab etwa einem Jahr beginne zudem der Spracherwerb: erst verstehe ein Kind die Situation, dann die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Sprache erweitere den Perspektivenwechsel zu verschiedenen Möglichkeiten eines Ausdrucks. Sie werde in sozialen Situationen ganz pragmatisch erlernt. Sprache sei eine Form der Kognition.

C. Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa vier Jahren (!) die der geistigen Akteure, die Tomasello als Simultantheorie beschreibt (mit Harris). Kinder lernen, sich in eine fremde Überzeugung einzudenken, sie simultan zu verstehen. Über Simulation setzten sich die Kinder dann immer mehr in die Lage anderer, reflektierten deren Situation und gewannen – besonders im Gespräch mit Gleichaltrigen! –

(C2) auch *moralische Urteile*, wenn sie den Schmerz der anderen fühlen.

D. Zwischen fünf und sieben Jahren lernen modern erzogene Kinder Selbststeuerung und Metakognition (bei Piaget beginnt hier etwa das konkret-operative Stadium). Sie verinnerlichen und variieren gegebenenfalls die Regeln Erwachsener und beginnen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, die Perspektive einer anderen Person einzunehmen und verfolgen den Eindruck, den sie auf andere machen und andersrum, verstehen verschachtelte Sätze (sie denkt,

¹ Langer kommt zum Ergebnis, die kognitive Entwicklung bei zweijährigen Kindern sei von nichtmenschlichen Primaten in fünf Jahren erreichbar, dabei gäbe es signifikante Gemeinsamkeiten wie Unterschiede. (1994) Darwin spricht davon, er habe bei einem seiner Kinder (wie Piaget) Buch zum Lernen geführt, und er sei frapiert gewesen, wie dieses mit etwa elf Monaten den intelligentesten Hund, den er je gesehen habe, überrundete. (1871)

² In seiner jüngeren Arbeit sieht Tomasello bereits eine Intentionalität bei der Kommunikation von Schimpansen in deren *gestischen* Signalen, nicht aber in der Vokalisierung; im Zeigen liege der evolutive Ursprung auch der menschliche Kommunikation. (2011)

daß ich X denke), entwickeln Fertigkeiten der Metaerinnerung, Erinnerungen an Erinnerungen, die ihnen ermöglichen, bei Gedächtnisaufgaben Planungsstrategien zu verwenden, zu berücksichtigen, was damals Ergebnis ihrer Erfahrung gewesen ist. Und sie fangen mit Lesen und Schreiben an, sofern es ihnen gezeigt wird, wobei sie über Sprache und deren Funktion reden und nachdenken müssen. [Kasten B]

Kasten B: Phasen kindlicher Entwicklung

nach Tomasello (2006, 2011)

(A) Säugling erkennt sich als *Lebewesen* wie Primaten; Grundkenntnisse und -fähigkeiten

(B) ab der *Neunmonatsrevolution* erfolgt *Identifikation* mit Bezugsperson, als *intentionale Akteure* entstehen *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, *Imitationslernen*, Eindenken in fremdes Verhalten/ Strategie,

(B2) *Sprachlernen*,

(C) *Simultanlernen*, *geistige Akteure*, Eindenken in fremde Überzeugung, ab vier Jahren

(C2) *moralische Urteile*

(D) *Selbststeuerung* und *Metakognition*, mit fünf bis sieben Jahren Verinnerlichen der Regeln Erwachsener, nachdenken und sprechen über Problemlösungen. [bei Piaget: konkret-operativ]

Soweit zu Tomasellos Vorstellung zur „kumulativen kulturellen Evolution“, in der Kinder sich in die geistige Welt einer Person hineinversetzen können, so daß sie nicht nur von anderen lernen können, sondern auch durch die Beobachtung anderer, und auf ihnen aufbauend. Dazu müssen sie etwa die intentionale Bedeutung der Werkzeuggebrauchs verstehen, was andere nicht nur wie damit tun, sondern auch warum. Der Hinweis (C2) zum Erwerb *moralischen Verhaltens* bei Tomasello ist wahrscheinlich von besonderer Bedeutung für mein Thema, aus dem die Frage entsteht, ob bei rezenten Urvölkern – und entsprechend jenen des Jung-Paläolithikums – Menschen überhaupt schon in der Lage waren, „moralisches Verhalten“ zu erlernen? Oder waren sie auch deshalb so intensiv in Krieg und Gewalt verstrickt, weil ihnen das Mitleid mit den anderen im besten Sinne des Wortes noch nicht in den Kopf kam? Wie weit fehlt Leuten, die sich primär nur als Sippenmitglieder verstehen können, so etwas wie eine individuelle Persönlichkeit, die sie befähigt, von einem *eigenen Ich* auf das andere Ich zu sehen, da doch wohl erst dann der Schmerz des anderen gefühlt werden kann? Ich komme in den Abschnitten Emotionen und Person darauf zurück. Ebenso behandle ich die Frage später im Abschnitt Höhlenmalerei, ob das intensive Eindenken in fremde Überzeugungen für das Bemalen von Höhlenwänden nötig war?

Um die Spekulation zum traditionellen Denken zu Beginn des Jung-Paläolithikums noch einmal auf die Spitze treiben: wir sehen bei Tomasello

einen markanten Stand in der Entwicklung der Ontogenese bei *vier Jahren*, wenn die Phase (C) der geistigen Akteure beginnt. Eine ähnliche Zäsur findet sich auch bei Piaget: zwischen zwei und *vier Jahren* lernt ein Kind das symbolische Denken, es kann sich etwas vorstellen, das nicht real vorhanden/sichtbar ist. (Ginsburg/ Oppen, 1969) Die historischen Verläufe der Kognition mit diesen Altersangaben zu verknüpfen, ist nur als Analogie vorstellbar. Konnten in diesem Verständnis Menschen mit der Kognition und Logik „Fünfjähriger“ bereits eine Gemeinschaft bilden, die die Fähigkeit zur Höhlenkunst besaß (wenn Erwachsene dieses geistigen Standes mit entwickelter Feinmotorik gedacht werden)? Ich verbinde sie mit dem *Früheren sapiens*.

Mit dem Wissen über die Ontogenese kann die Geschichte des Homo sapiens nun gänzlich als mehrschichtiger Prozeß verstanden werden, sowohl (1) der generelle Übergang von den Früh-Menschen als auch (2) die jeweilige historische Handlungs-Kompetenz und ebenso (3) die individuelle Kognition und Logik. Nun ist aufzeigbar, wie die vorgefundene *soziale* Welt aus der vormenschlichen Natur als Prozeß entstehen konnte. Das ist der angesprochene kognitive Systemwechsel, bei dem *Sinn* aus einer sinnfreien (nur geologischen und biologischen) Welt entstand, den die Menschen selbst ihren Lebensweisen geben. Voraussetzung zum Verstehen dieses Prozesses ist die Konstruktion der Welt, *ohne* dazu mystisch-religiöse Kräfte als „Ursache“ zur Hilfe zu nehmen. *„In der prozessualen Logik lassen wir aus gegebenen Bedingungen Neues entstehen. Dieses Verfahren läßt sich im Prozeß der Enkulturation selbst am deutlichsten zeigen: Wir gehen von naturalen Gegebenheiten der biologischen Organisation aus, aber wir bleiben nicht bei ihr stehen. Wir lassen vielmehr vermöge dieser biologischen Organisation geistige Lebensformen sich entwickeln“*, schreibt Dux. Und *„der Grund dafür, daß sich in dieser Organisationsform eine spezifisch humane Form von Selbstbewußtsein ausbildet, erschließt sich einzig, wenn man dessen Genesis ins Auge faßt. Ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nicht schon von Natur aus eine Organisation des Verhaltens mitbringt, in dem sein Leben verläuft, kann diese Organisation nur in einer einzigen Weise ausbilden: indem es in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt“*. (1992) Durch die möglich werdende Reflexion ergibt sich also der Sinn, den wir unserer Welt geben. Die Genesis, als Prozeß gedacht, nicht der Bibel folgend, muß jedes Kind in seiner jeweiligen Gesellschaft durchlaufen, um sein Selbstbewußtsein, seine Welt im Kopf durch Erfahrung mit der Realität zu konstruieren, wobei zugleich ein Unbewußtes mitentwickelt wird.¹ Nur durch die synchrone

¹ Das ist der Teil des Gehirns, aus dem heraus manche durch Erfahrung in der Ontogenese entstandene Lösung für ein Problem „vorgeschlagen“ wird, die noch vom Bewußten zu bewerten und gegebenenfalls zu negieren ist. Für einige Gen-Techniker ist dieser normale Vorgang – wie sollte „Denken“ sonst ablaufen? – der Beweis unserer geistigen Abhängigkeit von den Genen, weil die schon wußten, welchen Knopf bei einer (extrem leichten) Aufgabe wir drücken werden, bevor unser Bewußtsein dies entscheidet – deshalb seien wir ohne freien Willen! Bei der Koordination eines längeren Gesprächs, womöglich über Jahre hin, geht es allerdings etwas komplexer zu als

Entwicklung kindlichen Denkens mit den Erfahrungen in der realen Welt, mit ihrem Wirkgefüge, ihrer Kausalität, können wir in ihr leben. (Kälble, 1997) Ohne Berücksichtigung dieses Prozesses vom Tier zum Menschen ist Menschsein nicht in seinem Werden verstehbar. Wenn diese Form der Veränderung generell möglich ist, daß Menschen sich sozial an ihre Umwelt selbsttätig anpassen können, wie es die Lebenswelt des Homo sapiens bestätigt, kann gefragt werden, wie es zu jener Differenzierung des Denkens bei Menschen kommt, die Piaget und dann weitergehend Tomasello beschreiben. Und auch, wie es in diesem Prozeß zu einem mystischen Denken und zu einer traditionellen Logik bei allen Menschen erst mal kommen muß, bevor von ihnen dieses traditionale Stadium überwunden werden kann!

Wie entsteht Gott?

Nun kommen wir in einem zweiten Teil dieses Kapitels zu den praktischen Erkenntnissen, die sich aus dem traditionellen Denken ergeben. Oben war gesagt worden, die animistische Vorstellung, alles sei voller Götter, subjektiv und lebendig, ergäbe sich aus der Ontogenese. Dies ist vielleicht das übereinstimmendste Merkmal traditionaler rezenter und historische Völker. Meines Wissens gibt es keine Ausnahme. Wie sollte eine vormoderne Weltansicht auch ohne mystische Kräfte möglich sein? Die Frage kann nur lauten: wann (und vielleicht auch wo) entwickelten sich welche Ausprägungen dieses Denkens. Auch einen prä-animistischen Zustand wird es gegeben haben, als die Geistwesen noch nicht benannt waren, aber doch Angst erzeugten. Wieweit – ist im nächsten Abschnitt detailliert zu überlegen – war diese Mystifizierung im Erklärungsmodell jener Menschen gediehen, die vor 40.000 Jahren die Höhlen bemalten? Und es ist tiefergehend zu fragen: Wie entsteht dieses die Welt umfassende überall nahezu identische Göttliche?

Ein Säugling gewinnt die Erfahrung, fast alle Dinge um ihn herum bewegen sich, weil sie ihm – für das Kind noch unerkennbar – vor allem von einer sorgenden Bezugsperson gereicht oder gezeigt werden. So bilden sich gleich nach der Geburt strukturelle Schemata des Erkennens aus, zuerst die Erfahrung: alles könne sich selbst bewegen, sei also als ein handelndes Subjekt verstehbar, wie die wichtige Bezugsperson auch. Schema bedeutet, nach dessen Aufbau wird alles weitere dazu passende Neue in dieser Weise quasi automatisch unbewußt begriffen, ob es sich konkret bewegt oder nicht: es könnte es! Solche Schemata bestehen so lange, wie mit ihnen das Leben hinreichend zu bewältigen ist. Aus der unreflektierten Erfahrung dieser vollständig subjektiven, sich zu bewegen, ja zu handeln scheinenden Umwelt wird bei rezenten Urvölkern die Erkenntnis verfestigt, in allen Erscheinungen äußerten sich unbestimmte Geistwesen (oder später: GöttInnen). Dux nennt das Handlungs- oder subjektive Logik. (2008) Tomasello geht vom Entstehen dieser Vorstellung durch Sprache aus: Kinder würden aus bestimmten Formulierungen über Zustandsänderungen (schein-) „kausale Akteure“

Meßgeräte der Gehirnströmung es zeigen können. Trostlos.

erkennen, die auch als Geister oder Hexerei in Erscheinung treten könnten. (2006) Und bei solchen Erfahrungen, von Subjekten, handelnden Dingen und Erscheinungen umgeben zu sein, entsteht „die“ Basis der traditionellen Logik. So entsteht Gott.

Im Ursprung aller Dinge – folgt daraus in diesem Denken für die Heranwachsenden – muß entsprechend eine bewegende Kraft existieren. Der logische Widerspruch eines Ursprungs, der selbst keinen Ursprung hat, wie ein Geistwesen oder Gott, entsteht bei jenen Menschen nicht. Für ein Ereignis kann das Nachfolgende die Ursache sein, die also nur als ein individueller Wille eines Schöpfers verstehbar ist; solche Vorgänge finden wir noch in der christlichen Religion und in unseren Märchen. Lévy-Bruhl spricht bereits 1910 davon, Zeichen/ Ereignisse stünden bei rezenten Urvölkern für Ursache. *„So wird jedes ungewohnte Ereignis als das Zeichen und gleichzeitig als die Ursache eines kommenden Mißgeschickes angesehen; aber mit dem selben Recht, nur von einem anderen Gesichtspunkt aus – kann dieses Mißgeschick wiederum als die Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses betrachtet werden“*. Denn es seien subjektiv handelnde Kräfte, Geistwesen, die alles in der Welt bewegen, in welche zeitliche Richtung immer. Es kommt nur auf den Zusammenhang an. Denn die Zeitvorstellung im traditionellen Denken kennt keine universale Richtung, sondern ist wieder subjektiv verstanden. Ebenso erscheinen jenen Menschen die erfolgreichen Riten zu Jagd oder Krieg bereits als erfolgreiche Jagd oder Krieg selbst. War das bei den Faschisten anders?

Aus frühkindlichen Erfahrungen wird also diese *Mystifikation*, die wir bei rezenten Urvölkern und in Mythen überall finden. Solange auch die Erwachsenen noch so denken, da das Leben mit solchen Vorstellungen hinreichend zu bewältigen ist, ist aus diesem Zirkel schlecht herauszukommen – und die Jahrtausende plätschern dahin. Das heißt nun nicht, jeder Gedanke des Alltags wird hinsichtlich möglicher mystischer oder göttlicher Betroffenheit bedacht! Es geht um das kollektive Weltbild, wenn einmal tiefer in Richtung einer Erklärung des Alltäglichen gedacht werden muß. Beide Ebenen hängen aber zusammen. Der Motor der Kognition ist, das eigene Leben zu meistern, mehr wird nicht gesehen und kann also nicht angestrebt werden. Wir kommen im nächsten Kapitel bei der Untersuchung traditionaler Völker darauf zu zurück, um uns ein analoges Bild ihrer Fähigkeiten machen zu können, von den sehr einfachen bis hin zu komplexen WildbeuterInnen des Jung-Paläolithikums.

Höhlenmalerei als Kinderzeichnung?

Nun gilt es die Probe aufs Exempel zu machen. Wenn aus analytischen Gründen anzunehmen ist, wir hätten es zu Beginn des Jung-Paläolithikums mit noch sehr einfachen Menschen vom Typus *Früherer sapiens* zu tun (Mini-These), dann muß gezeigt werden, daß die Höhlenmalerei mit solch schlichter Kognition hat ausgeführt werden können. Als *erstes* gilt es daran zu erinnern, dabei von Erwachsenen auszugehen, die einerseits über das prä-operative Stadium hinaus keine grundsätzlichen Fortschritte gemacht haben. Sie haben

aber andererseits mehr Erfahrung als ihre Kinder – hatte ich betont –, sind in ein gefestigtes Weltbild eingebunden, und – das gilt es an dieser Stelle herauszustellen – sie haben eine ausgebildete *Feinmotorik* bei Werkzeugherstellung und anderen Produktionen erworben. Dazu gilt es *zweitens* zu bedenken, daß innerhalb des generellen Rahmens der traditionellen Logik durchaus in einzelnen Tätigkeiten dieser Rahmen überschritten werden kann. *Drittens* verweise ich darauf, wie sehr bei der Beurteilung der „Höhlenkunst“ zwei Vorerfahrungen in uns wirken. Bei ihrer Entdeckung galten die Bilderhöhlen schnell unreflektiert als Heiligtümer, das geschieht bis heute in der Höhlenforschung. (Lorblanchet) In solchen Räumen, die eine gewisse Erfurcht erzeugen, können dann natürlich ausschließlich „gute“ und „wertvolle“ Werke zu finden sein. Aus den (wenigen) Bildbänden zu den Höhlen lernen wir meist nur die besonders interessanten Darstellungen kennen. Dann wird eine solche verehrende Einstellung durch die moderne Kunst gestützt, deren Exkurs nicht zuletzt von „primitiver“ Kunst rezenter Urvölker ausging. Die „Negerplastik“ wurde etwa von Picasso, aber auch anderen KünstlerInnen aufgegriffen. So entstand ein neues geistiges „Heiligtum“ in unserem Kunstverständnis, in dem nicht zuletzt sehr schlichte Kunstformen verehrt werden. Aus dieser Situation ist die Bewunderung jener Höhlenbilder nachvollziehbar – an ihr soll auch nicht gerüttelt werden! Das soll aber am Begriff des Heiligtums geschehen, wobei oben schon auf ein numinöses Gefühl verwiesen wurde, das bei der Entdeckung der Höhlen im flackernden knappen Lichtschein wahrscheinlich empfunden wurde. Und gerüttelt wird an der übertriebenen Qualitätsbeschwörung einzelner Darstellungen, vor allem an den unterstellten Bild-*Kompositionen*, die manche Wandflächen zeigen sollen.

Die wichtigsten theoretischen Konzepte der Höhlenforschung lassen sich in der Reihenfolge ihrer Entstehung so charakterisieren: eine erste Sicht verstand sie bei der Entdeckung als unbestimmte kreative Beschäftigung: *l'art pour l'art*. In diesem Begriff scheint mir schon zuviel Gymnasialbildung enthalten zu sein. Auch von Freizeitkunst ist kaum zu sprechen für jene Zeit; der Begriff paßt irgendwie nicht. Selbst wenn oder wo das Sammeln und Jagen relativ schnell zu erledigen war, gab es noch soviel mehr in den Arbeitsbereichen von Frauen und Männern zu tun. Allerdings wurden an einigen hochliegenden Stellen die Bilder von Gerüsten aus hergestellt, also mit einem erheblichen Aufwand. Ob schon mit kleinen Lampen, in denen Fett rußfrei verbrannte, oder flackernden Fackeln, deren Reste sich auch fanden, jedenfalls stießen jene Menschen bei der Entdeckung der Höhlen auf eine Zauberwelt. Gebilde tauchten auf, die mystisch fühlende Menschen schwerlich anders denn als irgendwelche geistigen Wesen oder Kräfte empfunden haben können. Manche Schatten erinnerten an die bekannten Tiere, wenn das Licht in besonderer Weise auf Unregelmäßigkeiten von Wänden und Decken fiel. Manche dieser Tierformen wurde als Relief und dann auch in Farbe herausgestellt. Was hätten jene Menschen sonst darin sehen können? Warum malten sie Tiere, nie Pflanzen, sehr selten Menschen? Wieso konnten sie das? Weil sie wissen mußten, welche

Tiere für sie Bedeutung hatten. Weil sie gewohnt waren, Rückenlinien der größeren Tiere als Zeichen in den Sand zu ziehen, um gestenreich mitzuteilen, wo sie welches Tier, welche Beute, welche Gefahr gesehen hatten. Wahrscheinlich.

Noch eine Begründung dafür scheint möglich, daß nur äußerst selten und dann wenig ausgearbeitet Menschen dargestellt waren. Die Fähigkeit war vorhanden. Das zeigen uns die Schnitzereien der Schwäbischen Alb von vor 40.000 Jahren, oder später die zum Teil äußerst genauen Wiedergaben von Tieren an Speerschleudern. Und wir sehen es bei den wenigen Darstellungen von Tiernmenschen schon in der Grotte Chauvet und anderen Höhlen, Menschen mit Tiermasken könnten dargestellt worden sein. Eine Zeichnung eines toten, von einem Stier vielleicht getöteten ithyphallischen Mannes (!; erektierter Penis) findet sich in Lascaux; gegenüber vielen gekonnten Tierdarstellungen eher krakelig ausgeführt. Warum fehlen Menschendarstellungen? Weil sich diese einfachen Menschen noch nicht als abbildbare Wesen verstanden? Weil das „Ich“ noch fehlte, um Menschen als Wesen zu erkennen? Diese Annahme könnte dadurch unterstützt werden, daß die folgenden frühen Skulpturen von Menschen oft sehr betonte Augen zeigen; etwa die um fünftausend Jahre alten Beterfiguren Mesopotamiens. (Sumer/..., 1980: 118f) Doch schon eine beinahe realistisch gestaltete Männerfigur, die in Urfa gefunden wurde und als so alt wie der Göbekli Tepe gilt, hatte wohl eingesetzte betonte Augen. (Becker u. a., 2012) Ähnlich waren bei frühen Schädelbestattungen die Augen manchmal mit Muscheln geschlossen. War das Auge das erste, was Menschen dabei an sich beziehungsweise ihren Gegenübern feststellten? Der Blick des Anderen als Zeichen für dessen „Laune“? Schon Tiere reagieren auf Bilder von Augen (von Beutejägern) sensibel. Und wenn ein gefährliches Tier ein Auge auf einen Menschen wirft, weiß der ebenfalls, es sei besser zu verschwinden. Die fehlenden Bildnisse von Menschen unterstützen jene Annahme, Homo sapiens sei am Beginn des Jung-Paläolithikums noch sehr schlichten Geistes gewesen, der sich noch nicht selbst reflektierte. Auch andere frühe Bildnisse von Menschen oder die von GöttInnen, wie auf den Rollsiegeln Uruks, sind oft eher ungelenkt dargestellt. Aber ich sage noch einmal: es war nicht generelle Unfähigkeit. Das zeigt wiederum die erste *realistisch* gestaltete menschliche Skulptur, deren Ausführung von den Bildnissen des klassischen Griechenlands diesbezüglich nicht unterschieden ist: die Dame (?) von Warka (=Uruk) ist ein lebensgroßer Kopf aus weißem Marmor (woher?), der fast sechstausend Jahre alt ist. Allerdings fehlen offenbar Teile der Arbeit, die Augen, Brauen und ein Schmuck auf dem Kopf; auf die beiden letzten verweisen Rillen, in die wohl noch etwas eingesetzt war. Die ägyptischen goldenen Totenmasken, etwa die Tut ench Amuns (vor etwa 3.300 Jahren), zeigen in dieser Weise blaue Einlegestücke für die Augenbrauen, und die Augen sind deutlich ebenso umrandet und wirken betont. In der früheren Vollständigkeit könnte auch die Dame von Warka besonders betonte Augen gezeigt haben, wie es an einer etwas älteren Figur eines männlichen Oberkörpers erhalten ist. (>Uruk, 2009:

82, 138) Eingesetzte Augen fehlen auch an einer schon aus Kupfer gegossenen realistischen Fürstenbüste der Zeit vor gut fünftausend Jahren aus Ninewe. (Sumer/..., 1980: 144) Die ägyptische Malerei zeigt Menschen im Profil stets mit einem von vorn gesehenen Auge, das entsprechend groß wirkt, und an das Gehörn der Tiere in der Höhlenmalerei erinnert, das ebenfalls bei der Profildarstellung des Tierkörpers regelhaft in abweichender Perspektive gezeigt wird, um beide Stangen sichtbar zu machen. Am Göbekli Tepe gibt es in der Schicht III ein Relief eines kopflosen Mannes in sehr schlichter Zeichnung, sowie aus jener Zeit die erwähnte große männliche Figur aus der Altstadt von Urfa, die ebenfalls noch nicht die realistische Darstellung der Warka-Skulptur erreicht. (Schmidt, 2008: 199) Die menschliche Darstellung bedarf einer intensiven diesbezüglichen Untersuchung (die ohne Kenntnis aller Höhlenbilder nicht möglich ist, von denen aber nur wenige in Bildbänden öffentlich sind).

Entstand vor der Herstellung der Höhlenbilder Beratungsbedarf? Brauchten die SchöpferInnen der Werke eine Art Generalerlaubnis, sich in diese mystischen Dinge einzumischen? Den Genie-Status mittelalterlicher KünstlerInnen vorwegnehmend? Oder stießen sie überwiegend auf Gleichgültigkeit? Verbote auszusprechen war kaum Stand der sozialen Regeln vor 40.000 Jahren. Gab es nur sehr wenige Leute, die das konnten? Wir müssen uns klarmachen: die vielen bekannten Höhlenbilder sind für den langen Zeitraum ihres Entstehens nur Randerscheinung. Für die Höhle Lascaux, die als besonders qualifiziert ausgemalt gilt, läßt sich statistisch sagen: alle sieben Jahre ihrer Nutzung seit vor 17.000 bp entstand ein Motiv, fast immer ein einzelnes Tier. Schon bei Unger-Dreiling (1966) finde ich die interessante allgemeine Auffassung, eine rein gegenständliche (Tier-) Darstellung könne Zeichen für ein primär stimmungsgesättigtes (traditionales) Weltbild sein, das nur geringe andere Ausdrucksmöglichkeiten besaß. Hallpike (1990) spricht davon, in den meisten einfachen Gesellschaften würden häufiger nichtsprachliche symbolische Vorstellungen benutzt als in modernen. Bei Arasse finde ich den interessanten Hinweis, Leonardo Da Vinci habe davon gesprochen: *Zeichnen heißt: in Wahrheit erkennen*. (2005: 274) Das werde vor allem bei dessen auf ganz neuem Niveau befindlichen anatomischen Zeichnungen deutlich (für die – sagt Da Vinci – habe er mehr als zehn menschliche Körper zerlegt). Und Tomasello (2011) sieht in Gesten und dem Zeigen die Vorform sprachlicher Kommunikation. Diese Vorstellungen lassen sich gut mit der Bedeutung des Zeichnens/ Einritzens in den Bilderhöhlen zusammendenken, die dem Ausmalen oft vorausging. Sich der Rückenlinien der dargestellten Tiere (in ihrer Wahrheit) zu versichern, könnte der Ausgangspunkt solcher Darstellungen gewesen sein. Arasse formuliert sogar implizit Hinweise auf die Methode des Aneignens (Ab- Aufsteigen), die „*tätige Hand*“ helfe, wie in der Archäologie, mittels des „*graphischen Aktes*“ aus dem Chaos der ersten skizzenhaften Linien (auf dem Zeichengrund) die schöne Form freizulegen. (291) Aus vielen Linien, mit denen zuerst die Form gesucht

werde – heißt das –, ergab sich erst die Ähnlichkeit mit dem Gesehenen; wer sich mit zeichnerischer Darstellung oder sogar mit Architekturentwürfen befaßt hat, wird das Suchen mit dem Stift gut nachvollziehen können. Oft sind in den Höhlenflächen vielfältige Linien eingeritzt – von „Makkaroni“ wird gesprochen –, bevor die „eine Form“ zum Tier herausgestellt wurde.

Als nächste Phase der Interpretation der Höhlenkunst wurde eher auf magische Funktionen geschlossen, auf Jagd- und Fruchtbarkeitsmagie, wie sie vielleicht bei den Weinberghöhlen bei Mauern (Heidelberg) zu sehen sind, wo zwei Mammutskelette im Verbund mit Perlen, Röteln und Silexwerkzeugen entdeckt wurden; solcher Zusammenhang sei bei Versöhnungszeremonien mit „den“ Tieren auch bei Inuit bekannt. (Probst, 1991) Andere wissen schon, daß Schamanen in den Höhlen tätig waren und die Bilder im Rausch – analog zu dem von LSD! – erzeugt wurden.¹ Schon Lommel (1967) spricht bei der Höhlenmalerei von Schamanismus. Ohne mal plausibel zu machen, woher solche „Berufe“ in jener frühen Zeit einfachster Wildbeuterei gekommen sein sollen. Später wurde nach Zusammenhängen zwischen den Einzelbildern gesucht. Dafür stand lange Zeit der Strukturalismus bei Leroi-Gourhan, (1975) der aber selbst wieder zu weitgehend ins Spekulative geriet, obwohl er mit einer deutlichen Quellenkritik gegenüber früheren Ansätzen begann: ob die Bilder einen Sympathiezauber (zur besseren Jagd) darstellten, oder der Initiation dienten, sei völlig unbekannt, auch das Schließen von Bildern rezenter Urvölker auf die Urgeschichte wies er zurück. Dennoch sah er dann in den Bildmotiven oft ein als (nicht immer biologisch ausgezeichnetes) männliches und ein weibliches Tier als sexuelle Symbolik miteinander verbunden (die andere ForscherInnen den gegenteiligen Tieren zuordneten: Anette Laming-Emperaire; *1917 - 1977). Seine statistische Untersuchung mittels elektronisch verarbeiteter Lochkarten erbrachte für ihn solche regelmäßigen Gruppierungen vor allem von Bison und Pferd (als weiblich - männlich); warum sollte also das Bisonkopf-Mischwesen mit den menschlichen Beinen von Chauvet nicht eine Frau darstellen, wie die Löwenmenschen der Schwäbischen Alb und am Göbekli Tepe eine Löwin, eine Jägerin? Doch wahrscheinlicher war dieser Kopf eine lebenspraktische Jagdmaske, um sich besser an die Tiere anschleichen zu können. (Hoffmann, 1999) Von Indianern kennen wir das. Ich komme unten bei der Besprechung der Mythen und der Kunst im Zusammenhang mit männlicher Fruchtbarkeit zurück. Weitere Vorstellungen über die Bilder führten zu einer magischen Verbindung von Tieren und Menschengruppen, zum Totemismus, in dem rezente Menschen ihre Gruppen mit unterschiedlichen Tieren identifizierten. Eine Gens war meist

¹ In der Literatur ist von oft Schamanen die Rede, die direkt mit sibirischen Kenntnissen verbunden werden. (Ruspoli, 1998) Andere „wissen“ ziemlich viel über solche Menschen und greifen zu medizinischen Diagnosen, sie seien vielleicht irre oder epileptisch gewesen oder hätten ein „neuropsychologisches Wachbewußtsein“, das durch Drogen mobilisiert wurde. Sogar ein Phasenmodell dieses Rausches wird dargestellt. Zuguterletzt wird auch der „Zauberer“ aus der Höhle Les Trois Frères aus neuropsychologischen Phasen abgeleitet (Clottes/ Lewis-Williams, 1997)

durch ein Totem geschützt und bezeichnet. Eine Verbindung von Totemtier oder -pflanze zu einer Gruppe ist dabei im traditionellen Denken als konkrete Verbindung zu sehen, nicht als Symbolik; die Leute des rezenten Stammes der Trumai *sind* Araras (Papageien). Aber vor 40.000 Jahren? Später war bei anderen ForscherInnen von noch größeren Tier-Gruppen in den Höhlen die Rede, um die manchmal lange Reihe von gemalten Tieren in eine geringere Zahl von Motiven zu unterteilen als zuvor. Das hat Konsequenzen bei der angenommenen Zeitdauer der Bildherstellung. Über solche Gruppierungen der Tiere zu größeren Kompositionen, und ob sie überhaupt als solche anzusehen seien, gibt es zum Teil erhebliche Differenzen. Vieles, wenn nicht das meiste, wurde in der jeweils späteren Forschung wieder zurückgewiesen.

Heute gilt einer weiteren wissenschaftlichen Strömung die immanente Analyse der Zeugnisse (Bilder) als zwingend; das ist ein bißchen ein völliger Neubeginn der Interpretation, wofür Lorblanchet steht. (1997) Moderne Techniken bieten dazu bessere Möglichkeiten der Analysen von Material und Chronologie. Lorblanchet hat den Zeitfaktor der Entstehung eines Bildes intensiv besprochen und durch *experimentelles* (Nach-) Malen meisterlich untersucht. Dabei hat er für eine Kopie des Schwarzen Frieses der Höhle Pech Merle mit den Umrissen von etwa 25 Tieren (7 x 2 m) eineinhalb Stunden gebraucht; auch farbige experimentelle Malerei führte er durch, wobei er sechs Tage (32 Stunden) für die Gepunkteten Pferde dieser Höhle benötigte. Bei ihren Arbeiten hätte die steinzeitliche KünstlerIn von ein oder zwei Hilfskräften unterstützt worden sein müssen, stellte sich heraus; zumindest eine Öllampe mußte mit der gerade entstehenden Linie oder Fläche von fremder Hand mitgeführt werden, wenn die KünstlerIn beim Aufspucken der Farbe mit beiden Händen Schablonen bildete. Lorblanchet vertritt gegen den strukturalistischen Ansatz nachdrücklich die notwendige zeichnerische Aufnahme durch die WissenschaftlerInnen vor Ort, um sich in die Kunst einzufühlen („tätige Hand“). Die meinungsbildenden ersten Abzeichnungen von Breuil, dem ersten „Papst“ der Höhlenforschung, sind wohl generell zu frei entstanden, um jeweils eine Figur herauszustellen, sagen Leroi-Gourhan wie Lorblanchet.

Möglicherweise wurden Bilder in den Höhlen immer wieder mal erneuert, jährlich vielleicht oder bei neuer Nutzung der Räume, was die Altersbestimmung noch schwerer macht. Es fanden sich in den Höhlen auch Stücke der tragbaren Kleinkunst. Möglich scheint ebenso, daß die Resonanz der Höhlen eine Rolle für die Bilder spielte, je nach der Tonform, die sich auf den versinterten Wänden durch Trommeln erzielen ließ. (Lorblanchet) Angesichts der Flöten der Schwäbischen Alb ist das vorstellbar; solche Musik könnte dem zitierten stimmungsgesättigten Weltbild zuzuordnen sein.

Bei einigen der oft abgebildeten Händen geht Lorblanchet – wie schon Leroi-Gourhan – davon aus, es seien *Frauenhände*, weil sie klein sind und Männer ihre Fingerglieder nicht so weit biegen könnten, um die oft „abgeschnitten“

scheinenden Finger darzustellen.¹ Warum denn sollten sie nur für Handschablonen tätig geworden sein? Wußten nicht eher Frauen über Farbpigmente Bescheid, die sie vielleicht fürs Färben nutzten? Was ich hinsichtlich der allgemeinen Kunstproduktion ja durchaus Frauen zutraue, ist bei männlichem Gerät natürlich unmöglich; eine von einer Frau geschnitzte Speerschleuder müßte unweigerlich den Speer im Fluge drehen und den Schützen treffen lassen. Vulven, die oft entdeckt werden, konnten als Fruchtbarkeitssymbol auch Frauen malen, wenn nicht überhaupt nur sie, wird die Panik bedacht, die Vulven und Menstruationsblut bei Männern verursachen. Das gilt entsprechend für Frauen-Figurinen; nun fand ich einen Autor, der sie – in Dolni Věstonice – als von Frauen hergestellt begreift: Müller-Beck. (1998) Behn hält besonders im Neolithikum die Frau für eine gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, und Bauernkunst sei – durch das Weben, Flechten und Töpfern – Frauenkunst. (1963) Bei Melling/ Filip ist die jungsteinzeitliche Keramik vermutlich größtenteils von Frauen gefertigt worden, die Verehrung der Muttergöttin trete in manchen europäischen Gebieten in den Hintergrund, die Kleinplastiken seien eher Ausdruck eines Brauchtums gewesen, heißt es dort. (1985)

Sehen wir auf die Grotte Chauvet, deren Bilder zum Teil über 32.000 Jahre alt sind und die als denen der Höhle Lascaux gleichwertig gelten, die erst ab vor 17.000 Jahren gemalt wurden, und zuvor als Gipfel dieser Darstellungen galten. (Lorblanchet) Eine Gruppe entdeckt die Höhle hoch oben über dem Fluß; dann wird es ernst, geht es ins Dunkel der Erde. Die großen Hallen im Fackelschein zu entdecken, müssen erregende Stunden gewesen sein. Vielleicht waren erst Höhlenbären zu erlegen, bevor ein problemloser Zugang möglich war. Die Ältesten (und vielleicht schon HeilerInnen) der Gruppe wurden befragt... Größere „Kompositionen“ entstehen kaum am Anfang, aber nachdem ein Tiergemälde erschaffen ist, sieht eine andere KünstlerIn den Raum daneben nun anders, und ihre Arbeit macht beide zu einer gemeinsamen, manchmal allerdings mit großer Zeitdifferenz, wie Lorblanchet in einer Tabelle der ¹⁴C-Zeiten auflistet. In der „Komposition“ des „Panneau der Pferde“ in Chauvet sind offenbar die (einfacheren) Nashörner die ältesten Bilder, und nicht die (aufwendigeren) bewunderten Pferde, die deutlich jünger sind. Auch ohne dieses Wissen, als wären sie in einem Zug bemalt worden, sehen für mich die Bilderwände nach *Skizzenblock* aus: ein größeres Feuer brannte vielleicht, dann war nicht viel mehr von der Wand zu sehen als zusammengedrängt im Tableau der Pferde oder dem der Löwinen ausgemalt ist. In der Grotte Chauvet gibt es in einigen Flächen Übermalungen, dann allerlei Tiere vermischt, darunter ein ziemlich mißlungenes Mammut... Wieder Nashörner, inclusive einer „*perspektivisch dargestellten Nashornherde*“. (Chauvet u. a., 1995) Deren Tiere werden aber nach hinten größer (!), weil mehrfach das Profil parallel über das

¹ Daß 75% dieser Hände in den steinezeitlichen Höhlen von Frauen stammen hat nun Dean Snow gezeigt. (<http://www.scinexx.de/wissen-aktuell-16762-2013-10-16.html>)

vorgerige gezeichnet wurde. Von wegen Perspektive. Kompositionen?¹ Es läßt sich doch unmöglich der „Skizzenblock“ mit den Löwinnen in der Höhle Chauvet in diesem Sinn verstehen. Oder sehen wir auf die Darstellung in der Höhle Altamira mit den vielen Stieren – wo oder was soll denn da eine Komposition sein? (Behn, 1963) Ich komme unten bei der Besprechung von tragbarer Kunst und Reliefs auf eine Einschätzung der Kunst im allgemeinen zurück; sehr vage bleibt es allerdings, weil die Wissenschaft bisher keine überzeugende Interpretation liefern kann.

Heutige Kinder von dreieinhalb bis vier Jahren haben sich beim Zeichnen und Malen über verschiedene „Kritzelformen“, die sich jedoch weltweit gleichermaßen als kontinuierliche Weiterbildung deuten lassen, zu angenäherten Formen vorgearbeitet, ein Quadrat erscheint noch dem Kreis ähnlich. (Row, 1988; Lange-Küttner, 1989) Diese Formen lassen sich gut aus der wachsenden Möglichkeit ableiten, die Hand frei zu bewegen, zuerst mit aufgestütztem Ellenbogen zirkelförmig rechts - links, dann vor und zurück... Und es sind vor allem „schöne“ Bogenführungen, die die abgebildeten Tiere in den Höhlen kennzeichnen. Durch intensive Übung konnte der Rahmen des traditionellen Denkens hinsichtlich des Zeichnens und Malens ausgeweitet worden sein; eine in einzelnen Bereichen über die typischen prä-operativen Grundkenntnisse hinausgehende Kompetenz erkennt – wie gesagt – schon Piaget. Kinder sind nicht zur Perspektivdarstellung in der Lage, die sie erst in Schulen lernen, malen aber eine Art „Landkarte“ ohne topologische Bezüge auf einer Zeichenfläche verteilt. Dies sei auch bei Stammeskulturen auf Neuguinea gefunden worden, sagt Schuster. (1993) Wir kennen sie aus der älteren Felskunst, wenn etwa eine ganze Herde in dieser Weise ohne eine Raumandeutung dargestellt wird. (Vialou, 1992) Auch Bilder in Çatal Hüyük (8.000 bp) zeigen dies, wo kleine Jäger riesige Hirsche einkreisen, ohne daß ein Landschaftsbezug dargestellt ist. (Mellaart, 1967) Tatsächlich gibt es in der Höhlenmalerei keine Umgebung, keine Landschaft. Es fehle den Kindern noch – heißt es – die Fähigkeit zum Geschichtenerzählen in oder mit Zeichnungen, weil sie das auch verbal noch nicht in logischer Folge könnten. Das war bei Erwachsenen am Göbekli Tepe wohl schon anders, die dortigen Flachreliefs – wohl die des *Späteren sapiens* im Sinne Tomasellos – stellten womöglich eine Gesamtgeschichte dar. (Morenz/ Schmidt, 2009) Vor allem die flächigen Farbgebungen in den Höhlen führen ja auf den ersten Blick scheinbar weit über diesen qualitativen Stand hinaus. Bekämen Kinder nicht Stifte zum Zeichnen und Malen, die Linien fördern, würden sie eher Flächen malen, schreibt Widlöcher. (1993) Und so ist es offenbar zumindest oft in den Höhlen

¹ Behn, der einerseits „Kunstschulen“ für die Höhlenkunst zu erkennen glaubt, sieht in der altsteinzeitlichen Kunst ebenfalls noch keine Komposition als ordnendes Prinzip, wirkliche Gruppenbilder gäbe es ganz wenige. (1963) Es wäre interessant, einmal die Beurteilung der steinzeitlichen Kunst vor und nach Leroi-Gourhan zu überprüfen, wie weit dort selektive Auswahlen zur Besprechung unterschiedliche Aspekte dienen. Ruspoli sieht gar die Kunst vererbende Gruppen, beziehungsweise Söhne und Nachfahren am Werk. (1998)

geschehen, Zeichnungen wurden mit den Fingern in die weichen Flächen gezogen (Makkaroni). Eine typische Besonderheit in einem Kinder-Bild sei die Verschiedenheit der Blickwinkel, weil es letztlich aus dem Gedächtnis wiedergegeben werde, etwa ein Gesicht von vorn und die Frisur von der Seite. Wie in den Höhlen, wenn Tiere fast immer im Profil, ihr Gehörn aber von vorn oder von schräg gemalt wurde, sonst wären nicht beide Stangen erkennbar, oder lange Hörner werden parallel untereinander angesetzt.

Wir können in den Malereien also durchaus eine nur schlichte Kognition erkennen, obwohl – ist zu betonen – die Forschungen zu Kinderzeichnungen unter einem ganz anderen Gesichtspunkt entstanden und (wie manches mehr) für die Höhlenbilder genauer überprüft werden müßten! Das bisher Gesagte erlaubt den Anschluß an die bildhauerischen Arbeiten, die Schnitzereien aus den älteren Höhlen. Die älteren steinzeitlichen Skulpturen können auf schlichte Formen zurückgeführt werden, die durch die qualifizierte feinmotorische Fähigkeit erfahrener „KünstlerInnen“ nachvollziehbar sind. Sie sind wesentlich überhaupt erst durch unsere Vorbildung als besondere Qualität verstanden. Früher können sie auch schlicht Spielzeug gewesen sein, falls es so etwas schon gab, vor 40.000 Jahren.¹

Höhlen-Heiligtum?

Ein gutes Argument dafür, bei den ausgemalten Höhlen von Heiligtümern auszugehen, fand ich bisher nicht, es gilt als selbstverständlich. Natürlich spricht manches dafür, ein besonderes, ehrfürchtiges Gefühl mit ihnen zu verbinden. Fußspuren zeigen manchmal einen allgemeinen Zugang an, auch für Kinder, vielleicht InitiandInnen. Lorblanchet, der sein Buch „Höhlenmalerei“ (1997: 18f) mit einem Exkurs persönlicher Eindrücke beginnt, nutzt den, um Heiligtum, Malerei nach vorgefaßtem Plan, magische Kraft, vorhandene verschiedene religiöse Systeme und den Bezug zur australischen Traumzeit ohne Begründungen einzuführen. Die auf uns gelangten Bilder seien „häufig das Resultat jahrtausenderlanger Ausarbeitung und Entwicklung“, weiß er (womit er nicht die Technik meint). Zugleich sei die Wandkunst keineswegs nur religiös zu verstehen – Profanes in einem Heiligtum? Auch das im Freien liegende Heiligtum Fornols der östlichen Pyrenäen sei „mit Sicherheit die ganze Zeit über einem Kult geweiht“, da es oben auf dem Felsen einige Näpfchen gäbe. Selbst von drei weiblichen Gottheiten ist – anhand einer sehr vagen spielerisch in den Deckenlehm mit einem oder zwei Fingern eingekratzten Zeichnerie – wie selbstverständlich die Rede. Wenn dabei auch von der erst vor 25.000 Jahren bemalten Höhle Pech Merle gesprochen wird, bleibt die Frage, woher das Wissen oder jedenfalls eine intelligente Spekulation über Denken und Glauben jener Menschen stammen soll, sie hätten eine Vorstellung von einem Heiligtum gehabt. Wieder setzt sich in jenem Exkurs ein heutiger Mensch auf den Boden der Höhle, ein Kunstwissenschaftler zudem, um diese Eindrücke hervorzubringen, nicht ein Mensch der Steinzeit. Eine

¹ Spielzeug fand sich nun bereits in Gräbern von Neanderthalensis-Kindern. (Spiegel.de, 28.4.14)

konkrete Entwicklung des Geistes in der Menschheitsgeschichte jenseits der Biologie gibt es bei diesen Interpretationen nicht.

Die Vorstellung eines Heiligtums sei heute – sagt auch die Religionswissenschaftlerin Wunn – nicht mehr zu halten, sie hält die Ausübung dieser Kunst in freien Zeiten für möglich. (2005) Selbst die Existenz von SchamanInnen (oder – bei mir – HeilerInnen) belege nicht die Existenz einer „Kirche“; aber gab es diesen Berufszweig damals bereits? Auch das Bildnis eines Mischwesens in der Höhle Chauvet kann einfach eine Verbindung Mensch-Tier zum Ausdruck bringen. Wie es auch bei den beiden kleinen Skulpturen von Löwenmenschen in den schwäbischen Höhlen des Aurignacien für möglich gehalten wird. (Conard, 2006; Probst, 1991) Zeigt dieses Bild das konkret gedachte Totem der Gruppe? Gab es diese Vorstellung schon? Andere sprechen in diesem Sinn über Kraft und Aggression, die die Kleinkunst des süddeutschen Aurignaciens vermittele. (Hahn, 1986) Doch welches Wissen soll für eine solche Feststellung stehen? Schamanen anzunehmen, ist eine direkte, ungefilterte Übertragungen von rezenten Urvölkern aus Sibirien und Amerika! 40.000 Jahre nach der ersten Höhlenkunst. Während die Tierdarstellungen, soweit sie einigermaßen vollständig und spontan erkennbar sind, mir relativ leicht verständlich scheinen, ist das bei Zeichen und unbestimmten Linien nicht so. Tiere sind überwiegend im Profil dargestellt, haben meist keine Grundlinie, die sich aber manchmal durch die geologische Form der Wand darstellt – Landschaften gibt es gar nicht. Zum Teil sind es hochqualifizierte Bilder. Dabei gilt: alles ist konkret, nichts abstrakt, wieweit von Symbolik zu reden ist, bedarf der Definition. Jede Zeichnung ist natürlich symbolisch. Soll aber gesagt werden, wie es wohl meist in der Archäologie gemeint wird, (Cauvin, 2000) hinter den Darstellungen verstecke sich ausdrücklich so etwas wie symbolische Deutungen, die andere Leute erkennen konnten, sind wieder große Zweifel angebracht. Tatsächlich werde die vor allem von Leroi-Gourhan ins Gespräch gebrachte sexuelle Symbolik der Tierdarstellung heute nicht mehr anerkannt, sagt Lorblanchet. Das hindert ihn nicht, selbst eine andere Symbolik in der Kombination von Wisent und Mammot herauszustellen und dies auch für Frau und Mammot, die zusammen eine geheimnisvolle Verbindung zwischen den Kunstwerken stifteten; die Symbolik wird wieder aus der Konkretion ins Geheimnisvolle, Nichtbenannte und Undefinierte verschoben – Kunst! Der Blick des Kunstwissenschaftlers sieht viel, was traditional denkenden Menschen vielleicht nicht in den Sinn kam, nicht kommen konnte.

Dabei zitiert Lorblanchet – auf die in den Höhlen oft zu findenden („abstrakten“) Zeichen bezogen – Vialou mit dem Satz, *die paläolithischen Menschen hätten keinen einzigen Gegenstand in unzweideutiger Weise dargestellt.* (64) An anderer Stelle spricht Vialou von *naturgetreuer* Darstellung. (1992: 41) Das ist genau das von traditionellen Menschen erwartbare: es gibt keine Abstraktion oder Symbolik mit verschlüsselter Botschaft, alles Denken und also auch Darstellen ist konkret, wie die Geistwesen real um jene Menschen herumschwirren, so wie die häufig zu

findende skizzierte Vulva von uns heute ins „Vor-Pubertäre“ abgeschoben würde: kleine Jungs eben, mit ihrer Panik vor dem Weiblichen. Auch die – viel später – erzählten Mythen mit ihren skurilen Themen wurden gerade nicht symbolisch gedeutet; das kommt uns nur spontan in den Sinn, weil wir das Konkrete der Darstellungen nicht nachvollziehen können, weil für uns das damalige konkret gedachte nicht Konkretes, sondern „Spinnerei“ ist. Manchmal sind Darstellungen in den Höhlen beiläufig in die weiche Wand oder Decke geritzt worden, wirre, übereinander gezogene Linien mit oft zwei Fingern (Makkaroni), oder sie entstanden schlicht ohne Talent, welches andere dieser KünstlerInnen in so hohem Maße aufwiesen, wozu wohl eine gewisse Übung unerlässlich ist. Hinzu kommt bei der Beurteilung dieser Kunst die offenbar unausrottbare Vorstellung, es habe Kontinuitäten über Jahrtausende gegeben.

Die hin und wieder von Lorblanchet eingestreuten Zweifel – am Religiösen oder an einem Dekor – verlieren gegenüber dessen einleitendem Exkurs ihre Wirkung. Selbst wenn es mehr ¹⁴C-Zeitmessungen für die Bildwerke gäbe und die Meßgenauigkeit auf wenige Jahrzehnte einzuschränken wäre, bliebe die Möglichkeit völliger Zufälligkeit und insofern die Willkürlichkeit der Behauptung dieser „Kompositionen“ bestehen. Ob Bilder einer Tiergruppe in einem Zug oder mit etlichen Jahren Abstand gemalt wurden, ist nicht mehr feststellbar; die Fehlertoleranzen der Messungen betragen manchmal Jahrhunderte. Auch die Entzifferung der Farben mit neuen, heutigen Methoden kann keine enge Chronologie liefern, weil auch diese Werte noch viel zu große Meßbreiten aufweisen.

Ohne eine Untersuchung auch mit der Berücksichtigung der traditionellen Logik ist diese Kunst kaum weiter zu entschlüsseln. Offenbar sind alle früheren Annahmen über eine Komposition später widerlegt oder jedenfalls kompetent bestritten worden. Interessant sind die Ausführungen Lorblanchets zu anderen, besonders den strukturalistischen Theorien, gegen die er Einwände formuliert, die sich viel kritischer lesen und meinen Zweifeln teilweise nahekomen. Gab es einen Bilderstreit? Durften die Geistwesen der Tiere von Menschen erzeugt werden? Eher waren Diskussionen dieser Art vor 40.000 Jahren noch nicht üblich. Beschränkte sich Kommunikation auf das Alltägliche? Waren wirklich noch Gesten nötig, um sich überhaupt verständlich ausdrücken zu können? Viele Fragen. Eine langsam wachsende Erfahrung war Voraussetzung, um die ersten hochqualifizierten Bilder herzustellen. Ich meine jetzt nicht die jahrtausendelange Ausarbeitung, bei der es ja gar keine besondere Entwicklung gab, da einige Bilder von Anfang an diese hohe Qualität hatten. Sondern es geht zuerst mal um die ältesten Bilder im El Castillo, am Abri Castanet oder in Chauvet. Wo haben die KünstlerInnen geübt? Vielleicht doch an und in diesen Höhlen, scheint mir nach nochmaliger Durchsicht weniger Bildbände. Und viele Übungsbereiche mit mehrfachen Überdeckungen von Einritzungen lassen sich als Bild gar nicht oder nur schwer erfassen; siehe die *Drei Frauen mit drei Mammuts*, die Lorblanchet bespricht. Da muß Linie für Linie verfolgt werden, um Einzeldarstellungen zu erkennen; wenn es überhaupt gelingt.

An einem kurzen wissenschaftlichen Text von Delluc/ Delluc (1998) zur Höhle Lascaux (im Band von Ruspoli) zeige ich in wenigen Zitaten die Unsicherheit der Beurteilung: Lascaux ist demnach – trotz der langen Nutzung – eine durchdacht eingerichtete Kulthöhle. Die Tiere sind auch innerhalb eines jeden Bildfeldes offensichtlich bewußt zusammengestellt. Wenn es denn ein Bildfeld ist, kann diese Phrase kaum bestritten werden, weil jüngere Malereien Bezüge zu älteren herstellten, zumindest unbewußt. Drei Seiten später heißt es, die Chronologie sei von großer Bedeutung: liegt zwischen den Ausführungen der verschiedenen Figuren eine Stunde oder ein Jahrhundert? Zuvor: Genau gesagt wissen wir, abgesehen von den einander in Angriffshaltung gegenüberstehenden Tieren und den Herdendarstellungen *nicht*, welche Verbindungen zwischen den Tierfiguren bestehen, Erzählung und Anekdote scheint es *nicht* zu geben. Auch zur Ausrichtung der Tiere nach Rechts oder Links scheint es im Moment nicht möglich, eine klare Aussage zu machen, und nichts berechtigt zu der Annahme, die Künstler von Lascaux seien eher Rechts- als Linkshänder gewesen. Und natürlich: die Kunstwerke von Lascaux bringen uns in einem gewissen Sinne (das heißt eher: vage) dem Denken der Menschen des beginnenden Magdalénien näher – einer Denkweise, in der sich tiefe Religiosität mit einem Sinn für das Schöne und sicherlich (!) auch mit magischen Vorstellungen verknüpft.

Wie kam diese Erfahrung, die hochwahrscheinlich immer wieder mal verloren ging, vom El Castillo nach Lascaux? Über Kunstschulen und Künstlerdynastien? Selbst bei der relativen räumlichen Nähe in der Region im Südwesten Europas ist vermutlich diese Erfindung des künstlerischen Schaffens über die Jahrtausende immer wieder gemacht worden. Wie sollte das mit der Farbe anders gehen, als daß Kenntnisse aus dem *Alltag* jener frühen Menschen über die Zeit *praktisch* bewahrt wurden, weil Farbe im Haushalt gebräuchlich war. Der alltägliche Gebrauch von Farbpigmenten könnte das „Archiv“ gewesen sein, aus dem immer wieder mal von neuem die Bildkunst entstand. Wozu konnten Pigmente gebraucht worden sein? Roten Ocker gab es schon vor 500.000 Jahren bei Früh-Menschen in Südafrika. Wurde Kleidung gefärbt? Der Körper? Was spräche dagegen, anstelle überbordender Empfindung schlicht zu sagen: wir wissen über Ursprung und Motive nichts. Dann würde vielleicht auch das Interesse steigen, in diesem Chaos von meist in der Fachwelt wieder verworfenen bisherigen Vorstellungen der Forschung ein neues Fundament zu suchen. Lorblanchet betont die Erforschung der Chronologie, die statistische Verteilung und die immanente Analyse von Bildgruppen als jene Elemente, die nach gut hundert Jahren Höhlenforschung übrig geblieben seien, alles andere sei mittlerweile überwunden. Aus der Sicht der hier vorgetragenen Argumente mit Lévy-Bruhl, Piaget, Hallpike oder Dux ist allerdings das Mystische durchaus eine wahrscheinliche Grundlage, auch wenn es Vorstellungen von Heiligtümern noch nicht gab. Auch nicht in der präzisen Festlegung auf Jadmagie oder Totemismus. Selbst wenn die Bilder und Skulpturen aus reinem Spaß entstanden, können die KünstlerInnen nur aus

einer mystischen oder wahrscheinlich sogar prä-mystischen Denkungsart heraus gearbeitet haben. Das Wissen über die „Kunst“ in den Höhlen ist immer noch gering, wenn es auch technische Fortschritte zu ihrer Beurteilung gibt.

a1. Rezente Urvölker

Wir kommen jetzt zu der sehr schwierigen Frage, wie – und ob! – rezente Urvölker als Quellen für die *Älteren WildbeuterInnen* nutzbar sind. Das ist ein wichtiges Thema, weil wir letztlich doch auf Bezüge zu ihnen bei der Beurteilung steinzeitlicher Menschen angewiesen sind. Auch das müßte einmal konkret entlang der archäologischen Funde zurückverfolgt werden. Eine direkte Übertragung von Lebensweisen rezenter Urvölker auf „Steinzeitmenschen“, wie sie früher manchmal versucht wurde, ist nicht möglich. Doch ihr traditionales Weltbild ist in Forschungen und auch in Berichten von MissionarInnen und Eroberern vielfach bezeugt, so daß nicht von einer vollständigen Verfälschung ausgegangen werden muß, wenn das christliche Denken hinreichend berücksichtigt wird, das die Berichte färbt. Daß Denken und Glauben dieser Völker zudem damals, als sie geschrieben wurden, nicht in der hier interessierenden Differenzierung der historischen Entwicklung der Kognition erhoben wurde, gilt es ebenfalls zu bedenken. Diese Analyse spannt hinsichtlich der beschriebenen Typen den Bogen von einfachen WildbeuterInnen bis hin zu einfachen Gartenbauvölkern. Bezüglich der Kognition scheint es unbedenklich, letztere mit zu berücksichtigen – das wird gleich deutlich werden –, obwohl wir weiterhin mit den Älteren und Jüngeren WildbeuterInnen zu tun haben, in deren steinzeitlichen Siedlungen selbst kleiner Gartenbau bislang im Jung-Paläolithikum nicht gefunden wurde, bevor dann der Wandel zum Neolithikum langsam beginnt. Die Quellen erlauben auch kein anderes Vorgehen, und es gilt schon hier daran zu denken, daß Leistungen, wie die Bauten am Göbekli Tepe und Jericho, von bekannten rezenten Gartenbauvölkern kaum erbracht werden konnten; jedenfalls sind außer den Anlagen in (Groß-) Simbabwe keine bekannt, die aber nur tausend Jahre alt und das Werk eines Königtums sind. (Summers, 1963) Ähnliches gilt für die Hochkulturen Mittelamerikas. Nachdem im ersten Kapitel gezeigt wurde, es sei möglich, von einer sehr geringen Ausbildung der Kognition der ersten Menschen des *Homo sapiens* in Eurasien auszugehen (Mini-These/*Früherer sapiens*), soll diese Vorstellung im folgenden nur beiläufig weiter verfolgt werden, da eine so genaue Thesenbildung für die frühe Zeit wegen der schlechten Quellelage nicht möglich ist, wenn auch die Artefakte eine deutliche Entwicklung über den ganzen betrachteten Zeitraum zeigen. Diese Menschen waren kaum kognitiv durchgängig gleich ausgebildet. Sie werden in parallel lebenden Gruppen mal weniger mal mehr an Kompetenz erworben haben. Bei den hier nun betrachteten rezenten Völkern ließe sich also von einem „Pool“ sprechen, aus dem für alle Zeiten des Jung-Paläolithikums, also auch unten für

den Typus der *Jüngerer WildbeuterInnen* (3. Kapitel) plausible Hinweise auf die kognitiven Strukturen mit der nötigen Vorsicht gewonnen werden können.

Drei wichtige Bereiche zur Ergründung der traditionellen Menschen sollen hier beispielhaft besprochen werden, ihre *Emotionen*, die immer wieder festgestellte *Neuerungsfeindschaft* und die ausgeprägt *kriegerische* und oft auch aggressive psychische Grundstruktur. Manches scheint aus der damaligen Lebenssituation gut nachvollziehbar, was bei der Kampfeslust schon schwerer fällt, weil dadurch, wie etwa auch durch die Blutrache, immer wieder unnötig scheinende Verluste zu bewältigen waren. Im Sinne eines Kampfes ums Dasein sind sie jedenfalls nicht generell zu verstehen; es geht nach den Berichten über rezente Urvölker normalerweise nicht um Vertreibung oder gar Vernichtung eines Gegners, auch nicht um Beute zum Über- oder wenigstens zum besseren Leben. Wir haben es oft mit direkten Folgen des traditionellen Denkens zu tun, wenn beispielsweise ein von Fremden verursachter Tod in der eigenen Gruppe schlicht bei jenen ausgeglichen wird: wie Du mir so ich Dir! Bei den generellen Emotionen ist etwa eine *quasi-paranoide* Grundeinstellung, die sich aus der Lebenssituation ergeben mußte, zu betonen, wobei wir wieder das Problem sehen, heutige Begriffe auf jene Zeit anzuwenden. Das kann also nicht als medizinische Diagnose verstanden werden, sondern um beispielhafte Hinweise zum Verständnis jener Zeit, als Tendenz. Schließlich wurden diese Menschen in solche gefährvolle Lebensweise hinein geboren und besaßen wohl noch nicht die Fähigkeit, Gefahr als solche zu reflektieren, was zum „Verfolgungswahn“ hinzugehört. So ist es auch mit der „Ehre“ als herausragendes Merkmal jener Personen, um mit einem modernen Begriff zu versuchen, so etwas wie ein Grundgefühl der Älteren WildbeuterInnen zu erfassen.

Mit den genannten drei Punkten ist nicht eine „Gesamtpersönlichkeit“ beschrieben, zumal wichtige Themenbereiche im weiteren Text mehrfach anzusprechen sind, wie die Mystifikation, die in diesem Kapitel nicht in einem eigenen Abschnitt besprochen wird. Dazu komme ich unter „Religiosität“ erst unten, wenn es vor allem auf die definierte Religion ankommen wird, die wohl Schritt für Schritt mit geistigen Entwicklungen entstand. Solche, wie sie etwa zum Bau am Göbekli Tepe führten, ab vor 14.000 Jahren mit dem Ende der Eiszeit. Zuvor läßt sich offenbar keine Entwicklung ausmachen, die zu einer wesentlich komplexeren Umwelt geführt hat, an der neues Denken sich ausbilden konnte. Bevor zu diesen Aspekten traditionaler Völker konkrete Ausführungen gemacht werden, ist auch zu diesem Thema über Methodik zu sprechen.

Vor allem Lévy-Bruhl (1910ff) hat das Wissen über rezente Urvölker auf Basis vieler Berichte von Eroberern und vor allem MissionarInnen und ersten AnthropologInnen kritisch wissenschaftlich analysiert, und dabei auch ideologische Grundlagen aufgedeckt; ein Beispiel ist die unsinnige, permanent auftauchenden Annahme einer (immer christlichen) *Seele* bei jenen Völkern. Auf ihn beziehe ich mich zur Darstellung früher Mentalitäten und Kompetenzen, zum Denken, Glauben und Fühlen, zur geistigen Welt jener

Urvölker besonders. Das mag begründungswürdig sein, weil er wegen eines problematischen Wortes als Kennzeichnung für deren Kognition stark kritisiert wurde: prä-logisch. Die Ergebnisse seiner Arbeit wurden dadurch in den Hintergrund gedrängt. Doch die Kritik an ihm ließ sie zugleich aktuell bleiben, weil von Gegnern immer wieder – unerklärt – auf seinen angeblichen „Widerruf“ verwiesen wird. Die Begründungen gegen diesen Begriff, den Lévy-Bruhl doch hinreichend definiert, scheinen eher vordergründig, so daß der Nutzen, noch über von der Moderne „relativ unberührte“ Völker etwas zu erfahren, kaum geschmälert wird. Unger-Dreiling spricht ironisch vom „hellen Aufruhr“, den dieses „prä-logisch“ verursachte, und gibt ein Beispiel: die Aimará verbrennen beim Tod eines Angehörigen Lamahaar und streuen diese Asche in Kreuzform auf dessen letzten Weg, damit durch den Tod kein Hagel entstände. *„Die Aimará denken ganz logisch, aber ‚organisch‘ [traditional] logisch. Also: Beim Tode eines Stammesmitgliedes verringert sich die Lebenspotenz/ Flüssigkeit. Lamahaar ist mächtige konkretisierte Lebenssubstanz [Barthaar macht den Mann]. Es wird mit dem Toten identifiziert. Lamahaar wird dem Feuer zugeführt;[¹] die Lebenspotenz des Toten regeneriert sich. Das Kreuz ist für die christianisierten Aimará das mächtigste magische Zeichen. Auf den Weg (!!) gestreut, wird die Asche/ Lebenskraft des Toten mit der kosmischen Lebenspotenz identifiziert, dem Regen. Auf dem Weg ist genug Lebenskraft: die kosmische Entsprechung der Lebenskraft des Toten, der Regen, kann nicht hart und kalt werden. Es gibt keinen Hagel. Was ist an diesem Gedankengang prälogisch?“*. (1966: 185) Ein schönes Beispiel aus einer langen Reihe der Beschreibungen traditionaler Logik in der Anwendung. Unger-Dreiling betont, warum oft Wasser als auch menschliche Lebenskraft verstanden wird. Es bringt nicht nur Wachstum in die Natur. Identisch mit Wasser ist der flüssige Samen des Mannes, der deshalb ebenfalls Lebenskraft ist und damit der aktive Teil bei der Zeugung (in Südamerika wie schon im alten Griechenland: Aristotelis).

Die von Lévy-Bruhl genutzten Berichte stammen oft aus dem 19. Jahrhundert; sein erstes diesbezügliches Buch ist von 1910 (franz.). Zu berücksichtigen ist dabei: nach der ersten Phase des Wütens gegen die neu entdeckten „Wilden“ im 16. Jahrhundert entstand eine weitere Zeit des ausgeprägten Rassismus¹ im 19. Jahrhundert, als jene Welt während des modernen Kolonialismus² grundlegend unterworfen und aufgeteilt wurde (1888 Afrika-Konferenz in Berlin). Zur Legitimation bedurfte es der „Wilden“, die es nicht besser verdienten als europäisch „kulturell erhoben“ zu werden, um Mensch/ Christ zu werden. Und wir lesen insbesondere nach dem deutschen Faschismus diese Darstellungen erfreulicherweise äußerst kritisch. Bei Lévy-Bruhl ist eine solche Zuordnung nicht deutlicher als bei anderen; auch sein Kritiker Lévi-Strauss spricht von „Primitiven“. Es geht um das Verstehen jener Logik. Prä-logisch ist kein rassistischer Begriff, gerade kein ausdrücklicher

1 Siehe oben die frühen Bestattungen bei Ronen.

Ethnozentrismus, die Welt nur (!) aus der herrschaftlichen Sicht des Weißen Mannes Europas zu bestimmen! Anders sehen können wir sie schlecht; auch das bemühte Einfühlen in jene Menschen entkommt dem nicht, daß es ein europäisch geprägtes Einfühlen ist, auf Basis von Schulbildung auch. Schließlich hat Lévy-Bruhl sich mit diesem Begriff bemüht, das Denken der Naturvölker, die zum Teil unsinnigsten, aber universell entstandenen mystischen Vorstellungen, die sich dabei ja vom christlichen Denken in ihrem Kern nur marginal unterscheiden, unserem Verständnis nahe zu bringen.

Lévy-Bruhl macht es sich bei der Wortfindung des „prä-logisch“ nicht leicht und spricht vom „*Gesetz der Partizipation*“, um die „Erklärungen“ zu beschreiben, die rezente Urvölker als Begründungen für von uns oft kaum nachvollziehbaren Zusammenhängen vorbringen. (1910: 57ff) Ich nutze den Begriff nicht, aber die gegen ihn vorgebrachten Vorwürfe zielen selbstverständlich auf seine Gesamtaussage. Und die nutze ich ausdrücklich als für seine Zeit gelungen. Es seien *mystische* (oder eben prä-logische) Anteilnahmen zwischen den (Geist-) Wesen und den Gegenständen, die – und das ist wichtig – in der *Kollektiv-Vorstellung*, also der Tradition der Gemeinschaft, entsprechend gesehen werden (traditionales Weltbild). Seine KritikerInnen sprechen davon, Lévy-Bruhl habe in einem Notizbuch einen „Widerruf“ zum Begriff „prä-logisch“ hinterlassen. Dabei hat er in dem posthum erschienen Band „*Carnets*“ (1949) nur gesagt, er habe den Begriff prä-logisch schon seit 20 Jahren nicht mehr benutzt.¹ Wie kann das in dieser Weise kritisiert werden, wenn er fast 40 Jahre später seine Erkenntnisse reflektiert? Doch die Kritik sagt nicht zugleich, was er wirklich „widerrief“, (etwa: Hübner, 1985) und es finden sich auch solche Kritiken, die prä-logisch im gleichen Atemzug mit *alogisch* gleichsetzen, obwohl er den zweiten Begriff bereits 1910 ausdrücklich zurückgewiesen hatte.² Er habe nicht an ein (Vor-) Stadium (in Richtung: logisch) gedacht, nicht an anti- oder alogisch, sondern es ginge um

1 Den Hinweis auf den Abschnitt vom 17. Juin 1938 gab Renate Stypinski – besten Dank dafür.

2 Der Kritiker, der das „alogisch“ unterstellte, ist der Volkskundler Koppers, der noch 1956 die Evolutionstheorie anfeindet: „*Die Kirche besteht bekanntlich nur auf der Erschaffung der Seele durch Gott und nicht auch auf wörtlicher Auslegung der Worte der Bibel, daß Gott den Menschen aus Lehm ‚geknetet‘ habe. Schon der hl. Augustinus hat es als allzukindliche Denkweise bezeichnet, sich Gott als Töpfer vorzustellen. Von dieser Seite wird also der Anthropologie volle Freiheit gelassen, die Abstammungsfrage auf rein wissenschaftlichen Wege zu lösen*“. (Christus und die Religionen der Erde, Hg. König, Bd. 1, 1956) Innerhalb der unwissenschaftlichen Kirchendogmen, des Glaubens, kann also wissenschaftlich gearbeitet werden? Auch die Abstammung vom Affen wird genau genommen geleugnet. Von der ging bekanntlich nicht Darwin aus, (1871) der mit Linné vom Primaten sprach, sondern seine geifernden Kritiker, trostlos, wie heute die KreationistInnen. Koppers gehört zur „Wiener Volkskunde“, die maßgeblich gegen Morgan (und zugleich Darwin) gegründet wurde; Kulturrelativismus. (Hildebrandt, 1979) Da wundert es nicht, im gleichen Band von Koppers in seiner Studie über die von ihm besuchten Yamana (Yanomano) noch ernsthaft zu hören, es sei 1830 mit der Phrenologie ein starkes Gefühl für ein höchstes Wesen bei drei Feuerländern entdeckt worden, was dann von ihm durch Gespräche bestätigt wurde; die pseudowissenschaftliche Phrenologie Galls sollte an der Schädelform den Charakter feststellen (auch Karl Marx hat Mitte des 19. Jahrhunderts diese Methode bei seinen Gefolgsleuten angewandt).

das mystische Denken, von dem er gesprochen habe. Jenseits der Kollektiv-Vorstellungen einfacher Gemeinschaften handelten Individuen – von jenen Vorstellungen unabhängig – durchaus „vernünftig“, sagt er schon damals, 1910.

Die Arbeiten Piagets geben dem Begriff „prä-logisch“ faktisch eine gewisse Berechtigung, wenn auch dessen „prä-operativ“ etwas anderes meint und präziser ist.¹ Die Bücher Lévy-Bruhls sind voll von Darstellungen, wie wir sie seit Tylor (*1832 - 1917) oder Frazer (*1854 - 1941) und ebenso jüngeren AutorInnen in gleicher Weise kennen. Die Arbeiten von Malinowski (1979ff) oder Godelier (1987), zusammenfassend Müller (1983) oder Dux (1990) bestätigen dessen Vorstellung; ich zitiere ja einige. Es reicht aus, diese Berichte über rezente Urvölker allein zu lesen, Lévy-Bruhls Analysen außen vor zu lassen, um genau zu dem Schluß zu kommen, im Weltbild jener Völker, in deren Kollektiv-Vorstellung, finde sich universal ein traditionales Denken, eine „organische Logik“, wie Unger-Dreiling sie nennt. Die Fallbeschreibungen sind so vielschichtig, daß sie allein zum Verständnis ausreichen und das traditionale Denken gut belegen. Die Analysen der Mythen der frühen Hochkulturen, Sumer, Ägypten, Griechenland, kommen zum gleichen Ergebnis. (Grimal, 1977; Jacobsen, 1954; Frankfort, 1954) Das gilt noch für die Germanen. (Grönbech, 1954)² Es war Lévy-Bruhl, der neben Beschreibungen zuerst in dieser Weise strukturierte Analysen vorlegte; daran ist anzuknüpfen.

Geertz – dessen Fallbeispiele Lévy-Bruhl ebenfalls bestätigen – versteht die traditionale Vorstellung des Common Sense, des „gesunden Menschenverstandes“, im engen, wechselwirkenden Zusammenhang mit dem Ritus. Ersteres ist das mystische Alltagsverständnis traditionaler Menschen, die alles sehen wie es ist, ohne hinter die Erscheinungen ihrer Welt zu blicken. Im Ritus werde das Religiöse zur umfassenderen Wirklichkeit, die die Welt des Common Sense zurechtrücke und ergänze. Der Ritus wird dabei real. So könne nachvollzogen werden, wenn Leute mit traditionalem Denken sich als Sittich verstünden, wie die südamerikanischen Bororo (oder die Trumai als Papageien). Sie sind zugleich im religiösen Empfinden Sittich und im Alltag ist der Sittich ihr Totem-Tier. Es sei *„das Ritual, d. h. der Komplex heiliger Handlungen, in dessen Rahmen sich in der einen oder anderen Weise die Überzeugung herausbildet, daß religiöse Vorstellungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen und religiöse Verhaltensregeln begründet sind. Die Zeremonie ist der Ort, an dem die Stimmungen und Motivationen, die die religiösen Symbole in den Menschen hervorrufen, und die allgemeinen Vorstellungen von der Seinsordnung, die sie für die Menschen ausdrücken, zusammentreffen und sich gegenseitig verstärken – auch wenn es sich bei dieser Zeremonie vielleicht nur um die Rezitation eines Mythos, die Befragung eines Orakels oder das Schmücken eines Grabes handeln mag. Im Ritual sind gelebte und vorgestellte Welt ein und dasselbe, sie sind in einem einzigen System symbolischer Formen verschmolzen und bewirken daher bei den Menschen jene eigentümliche*

¹ Piaget/ Inhelder benutzen den Begriff prä-logisch auch. (1977) Ebenso Langer. (1994)

² in Dänisch ist von *Völkern* in alten Zeiten, in Englisch von *Teutonen* die Rede.

Veränderung in der Wirklichkeit“ (1983: 78) In dieser dynamischen Verknüpfung, wie Geerts sie beschreibt, mag traditionale Logik – und wieder: Identität – weitergehend verständlich werden. Vor allem wird auch deutlich, daß religiöse Praktiken historisch sind; sie verändern sich im Alltags-Prozeß einer Gemeinschaft, wie das Leben insgesamt – trotz Neuerungsfeindschaft. Ebenso können gleich weit/ hoch entwickelte Völker sehr unterschiedliche symbolische Ausformungen ausgebildet haben.

Individuell handeln jene Leute durchaus vernünftig – betont schon Lévy-Bruhl – und benehmen sich, wie auch wir uns benehmen würden, wenn etwa eine Sache verloren ging, sie suchen danach, so wie sie auch Schutz vor Regen oder Raubtieren suchen. Die mystische Partizipation, von der er spricht, ist oft die „Identität“ mit dem Stamm oder der Familie. Die Anteilnahme/ Beteiligung an der Sippe zeige sich in jenem Verständnis beispielsweise daran, wenn ein Neugeborenes in den ersten Stunden noch sehr gering mit ihr verbunden/ identisch ist, und deshalb manchmal auch getötet werden kann, um später – vielleicht aus den Ahnen – erneut geboren zu werden. Oder es wird diese Vorstellung bei den Riten der Beerdigung deutlich, die oft mit der Entfleischung der Leiche als Vollendung des Todes verbunden sind und diese noch vorhandene Anteilnahme des Geistes des nun Toten am Stamm langsam beendet. Denn die besonders sensiblen noch jungen Totengeister passen auf, ihre Rechte gesichert zu sehen. Oft wird deshalb – bei männlichen Verstorbenen – die Überwachung der Witwe extrem gehandhabt, weshalb diese in vielen Gemeinschaften besondere Trauerpflichten hat, wenn sie nicht dem Toten mitgegeben wird; von Witwer-Verbrennung hörte ich noch nichts. Ebenso wird das Eigentum der Toten ins Grab mitgegeben, zerstört oder verbrannt, um dessen Partizipation mit der sozialen Gruppe zu beenden. In anderen Gemeinschaften entstand stattdessen die Ahnenverehrung, die ständige Furcht vor ihnen (die im Traum weiter ins Leben treten können).

Es gäbe im Denken der Naturvölker *keinen Zufall*, alles sei von Geistwesen – wie ich sie nenne – bestimmt. Doch es finde *„etwas anderes statt als ein naiver und irrtümlicher Gebrauch des Kausalitätsprinzips. Es ist nicht der Umstand, daß ein Ereignis einem anderen zeitlich unmittelbar vorhergeht, welcher bewirkt, daß ein bestimmtes Phänomen an ein anderes geknüpft wird. Die wahrgenommene oder bemerkte Aufeinanderfolge kann die Verbindung nahelegen; die Verbindung selbst fällt mit dieser Aufeinanderfolge nicht im mindesten zusammen. Sie besteht in einem mystischen [!] Zusammenhang (Rapport), den sich der Primitive vorstellt – und von dem er von dem Momente an, da er sich ihn vorstellt, überzeugt ist –, dem Zusammenhang zwischen Vorhergehendem und Nachfolgendem, indem jenes die Fähigkeit hat, dieses hervorzubringen und erscheinen zu lassen“*. (Lévy-Bruhl, 1910: 55) Der Zusammenhang gilt dann in beide Richtungen, auch das Nachfolgende kann als „Ursache“ des Vorhergehenden verstanden werden. Immerhin konnte Lévy-Bruhl die weltweit ganz ähnlichen Ansätze soweit ordnen, daß überhaupt eine gewisse Systematik deutlich wurde und nicht „alles“ bei diesen Menschen noch

länger als wild, unzivilisiert oder dergleichen erscheinen konnte (wie beispielsweise noch Darwin es sah). Ganz offensichtlich gibt es bei den frühen Völkern eine gewisse Entwicklung des Denkens nicht erst seit den Stadtstaaten Sumers oder der alten Griechen. Lévy-Bruhl klassifiziert die rezenten Völker leider nicht ausdrücklich; er bezeichnet nur gelegentlich solche Stämme, die im Rahmen der von ihm betrachteten Völker auf niedriger Stufe stünden und besonders intensiv mystisch dächten. Vor allem in Australien und Amerika gäbe es sie; damit sind also sehr schlichte WildbeuterInnen im Gegensatz zu Häuptlingssystemen und einfachen Gartenbaugemeinschaften gemeint; ohne daß wir wüßten, ob sie so schlicht geblieben oder im Kolonialismus erst geworden sind.

Oft sind es neue oder seltsame Erscheinungen, die traditional denkende Menschen erschrecken, etwa die langen Kleider der Missionare, oder wenn ein neues Schiff gesichtet wurde, das plötzlich drei Schornsteine statt nur der bekannten zwei aufwies (also in neuerer Zeit). Sie können für die bestehende Dürre verantwortlich sein. Dann sind Riten oder dergleichen notwendig. Manchmal reicht eine zeitliche Folge als Anlaß, mystische Zusammenhänge zu sehen: ein Mann aus Neuguinea grübelt, warum er keine Fische fing, sieht im selben Moment einen Freund kommen, erkennt ihn deshalb als den bösen Zauberer und tötet ihn im ersten günstigen Moment. Ein Missionar zeigt bei den nordamerikanischen Huronen per Schattenspiel, es gäbe in seiner Heimat Kaninchen; am nächsten Tag werden mehr Fische als gewöhnlich gefangen, und nun soll er das täglich abends machen. Auch die Jagd-Zeremonie, mit denen das Wild den Jägern zugeführt wird, gehört zu diesen Vorstellungen, oder daß der Erfolg des Jägers vom Wohlverhalten seiner Frau im heimischen Lager abhängt, ebenfalls eine weltweite männliche Auffassung, wie Frazer über Seiten, (2000) Malinowski (1979) oder Kästner berichten. (1998) Männer! Im Mythischen lebt und handelt alles; wir sahen, wie diese Vorstellung so universal entstand; sie entwickelt sich in der Ontogenese.

Solche „Fälle“ sind endlos zu zitieren. Schon Frazer (zwölf Bände) sieht in der Magie vor allem zwei Verständnisse, eine die bei Ähnlichkeiten Identität erkennt, und eine, bei der Dinge, die sich berührt haben, identisch sind. Entsprechend wirke eine Handlung an ihrer Nachbildung wie direkt an der Person durchgeführt. Oder mit der Medizin in einer bestimmten Farbe wird eine ähnlich aussehende Krankheit zu heilen versucht. (2000) Etwa gelber Schleim durch Kamillenblüten. Assmann spricht anstelle von Identität für Ägypten von Analogie. (2010) Ebenso ist die Gewißheit der realen Existenz eines – oft als „Seele“ mißverstandenen – „*doppelten Ichs*“ kennzeichnend für jene Geisteslagen, wenn der Geist einer Person als Zauber zugleich anderswo tätig wird. Müller spricht diesbezüglich von Vital- und Freiseele. (1983) Als „Voodoo“ erheitern diese Vorstellungen noch in weiten Teilen der Welt, soweit nicht Lynchjustiz in diesem Zeichen geschieht.¹ Lévy-Bruhl (1956) kritisiert

¹ Auf Neuguinea wurde gerade eine junge Mutter, die angeblich einen Nachbarsjungen verhext hatte, entkleidet, gefoltert und dann auf einer Müllkippe verbrannt. (Spiegel.de 7.2.13; ähnliches

den von Tylor begründeten Prä-Animismus und Animismus, mit denen bestimmte Formen von Geistwesen bezeichnet werden, die von einer *Seele* belebt seien, die aus bestimmten Personen sich lösen kann, um anderwärtig tätig zu sein, zu guter oder böser Magie etwa. Vor allem Missionare verstünden Schilderungen von rezenten Urvölkern in dieser Weise. Aus christlichem Verständnis gesehen ist die Seele deutlich vom Körper getrennt, beziehungsweise trennt sie sich im Tode vom Körper. Bei den rezenten Urvölkern – sagt Lévy-Bruhl dagegen – gibt es diese Trennung gar nicht. *„Der Missionar glaubt an die Unterscheidung zweier Substanzen, von denen die eine körperlich und vergänglich, die andere geistig und unsterblich ist. Im Leben vereint, bilden sie die menschliche Persönlichkeit; der Tod trennt sie und befreit die geistige Substanz, die Seele, die eigentlich der Mensch ist. Nichts liegt aber der Denkungsart des Primitiven ferner als eine solche Gegenüberstellung der beiden Substanzen, deren Attribute einander widerstreiten. Sie sieht vielmehr alle Wesen als gleichartig an. Es ist keines rein stofflich, noch viel weniger aber rein geistig. Sie sind für den Primitiven ausnahmslos Körper und besitzen, allerdings in verschieden hohem Grad, jene mystischen Eigenschaften, die wir nur den Geistern zuerkennen“*. (1956: 207) Die genannten Wesen seien deshalb so etwas wie ein *„doppeltes Ich“*, als das jeder Mensch existiere. Jede Person kann sowohl real irgendwo sein, ein Haus bauend oder schlafend zwischen der Familie, als *zugleich* auch an ganz anderem, auch weit entferntem Ort. Bösen wie guten Zauber ausübend, unsichtbar oder sichtbar, etwa in Form eines Raubtieres, das einen Feind dieser Person verschlingt. Es gibt dafür einen schlagenden *Beweis*: die Erfahrung eines Traums, in dem die Träumenden ja tatsächlich zugleich anderswo sein können; und obwohl sie dabei vielleicht sogar Verstorbene treffen, bleibt der Traum real – oder gerade deshalb. Träume galten auch in Sumer als real. (Zgoll/ Lämmerhirt, 2009) Unterstützen die Älteren dann diese Vorstellung, wird sie verbindlich! (Döbert u. a., 1980) Nicht-christliche traditionale Menschen sehen ihresgleichen also deutlich anders als jene. Heute wird *Animismus* – soweit ich sehe – ohne den Bezug auf die Seele verstanden; dem schließe ich mich an. Und für die ersten BewohnerInnen des Homo sapiens in Westeuropa untersuche ich die Möglichkeit, gedanklich von einem Prä-Animismus auszugehen (Mini-These).

Traditionale Völker als Quellen?

Empirisches Wissen für die Steinzeit kann nur bedingt aus der Kenntnis über rezente Urvölker gewonnen werden.¹ Das gilt schon ganz grundlegend wegen der Zeitdifferenz. Es bedeute *„einen Verzicht auf historische Forschung als solche, wollte man den Steinzeitmenschen einfach mit dem australischen*

Zeit.de 13.7.11) Der Regierung fällt dazu ein – die Todesstrafe zu aktivieren! (taz.de, 2.5.13) Jetzt wurde das Hexerei-Gesetz (!) abgeschafft, das für solche Taten mildere Umstände ergeben konnte. (Spiegel.de, 29.6.13) Was die wohl in ihren Schulen lehren?

¹ Vergleiche dazu die ältere Debatte in der Archäologie zum Thema: Analogien. (Bernbeck, 1997)

Primitiven in Parallele setzen, ohne darzulegen, mit welchem Verbindungsprinzip man den tatsächlichen Zusammenhang exakt wissenschaftlich verantworten könnte“, schreibt schon Unger-Dreiling, wobei sie ja die Sprache für einen denkbaren Zusammenhang hält. (1966: 77f) Wir stehen also vor einem lang diskutierten Problem. Ich halte die Denkstruktur für den möglichen Zusammenhalt, ohne daß die Schwierigkeiten deshalb schon ganz beseitigt wären, auch diese Strukturen sind ja nur vage empirisch faßbar, da es Tests an historischen Gruppen nicht geben kann. Es geht um ein grundlegendes Verstehen dieses Komplexes, nicht um präzise Details. Die Analyse der uns interessierenden Lebensformen viel früherer Menschengruppen ist vor allem deshalb schwierig, weil letztlich doch aus Berichten sehr viel späterer Zeit Schlüsse auf die Frühgeschichte gezogen werden, als seien jene Völker seit der „Steinzeit“ unverändert geblieben. Auch wenn es für uns oft so aussehen mag, kann davon keine Rede sein; selbst Schimpansen haben sich gegenüber den Ur-Primaten sicher verändert. Berichte über rezente Urvölker gibt es seit dem 16. Jahrhundert von den Eroberern fast aller Teile der neuen fremden Welten und von den sie begleitenden christlichen Priestern, die eigene Interessen verfolgten, primär die geistige Unterwerfung, aber auch die direkte Versklavung unter Klöster, zum Beispiel in Kalifornien. Kurella betont, wie in spanischen Quellen die Härte des Widerstandes der Indianer in Kolumbien deren Beschreibung negativ beeinflusst hat, die darauf reagierend noch mehr als „Wilde“ diffamiert wurden. (1993) Später kamen Analysen von EthnologInnen hinzu. Doch schon die Eroberungen veränderten die indigenen Welten völlig. Das geschah durch ungeheure Epidemien unter den nicht gegen jene Krankheiten immunen Völkern, die EuropäerInnen meist leicht überstehen (Pocken, Scharlach...). Das konnte vor dem direkten Kontakt mit Eroberern passieren, weil andere ihn hatten, die die Keime brachten, und mußte diese Menschen völlig verstören, wenn es plötzlich zum Massensterben kam: warum könnten die Geistwesen plötzlich so wütend sein? Dann wurden durch Ausrottungsfeldzüge jene indigenen Lebensweisen gezielt zerschlagen. Schon durch die Kriegssituation wurden Sozialstrukturen verändert. Beispielsweise werden sich Völker durch das Einstellen auf Widerstand umorganisiert haben. Kriegshäuptlinge bestimmten nun oft, läßt sich denken, und die bis dahin wahrscheinliche männliche Übermacht in jenen Gemeinschaften wurde dadurch noch verstärkt. Denn Männer sind typischerweise für die Verteidigung des Bodens zuständig (außen). Insofern mögen auf den ersten Blick antike Quellen Sumers treffender Auskunft zur Analyse früherer Zeiten geben – doch das sind städtische Gesellschaften.

Peter-Röcher (2007) bestätigt die zum Teil obskure Quellenlage zu rezenten Urvölkern in ihrer Arbeit über Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa und zeigt die Unmöglichkeit, viele Berichte als halbwegs solide zu verstehen. Da war von isolierter „natürlicher“ Lebenslage wirklich keine Rede mehr; Missionsstationen, Händler und Ausbeuter des Urwaldes waren reale Bedrohung. Das bestätigt Herzog-Schröder für die Yanomano in Brasilien, die

sie 1993 in Venezuela untersuchte, als die bereits mit eigenen Kooperativen ihre Körbe und ähnliches gegen Industriewaren eintauschten. (2000) Solche Verbindungen mögen die früher bei diesem Volk vorfindliche aggressive Gewaltbereitschaft langsam mindern, obwohl die auch in ihrer Studie noch generell bestätigt wird. An der Arbeit Peter-Röchers wird zudem deutlich, wie problematisch die von Herzog-Schröder besprochenen Versuche sind, mit globalen Theorien Klärung beispielsweise über „den“ Krieg oder „die“ Aggressivität zu schaffen.

Von Nordamerika wissen wir mittlerweile recht genau, wie die Horden christlicher weißer Männer mit dem unbedingten Willen, die „Wilden“ auszurotten, selbst wenn die sich taufen ließen, die indigenen Völker, soweit sie überlebten, weitgehend degeneriert haben. Das Alte Testament mit dem Bericht über permanenten Völkermord auf dem Weg zur Gründung des Gottesstaates Jahwes konnte als Vorbild dienen. (2 Mos 34, 11ff) Ebenso die edelste europäische Geisteshaltung, die uns – als Vorbild für gebildete Menschen – die Ilias singt: Angriffskrieg, Vergewaltigung, Mord, Versklavung, Verrat, Verschenken und Opferung von Töchtern (Iphigenie, in Aischylos: Die Orestie, 2.450 bp). Zum Teil wurde das Wissen der Eroberer von den alten Griechen (im positiven Verständnis) auf die „Wilden“ rückübertragen, um Worte zu ihrer Beschreibung zu finden. (Humboldt, 1967; Lafitau, 1726) Schon früh belegen verschiedene Epochen der amerikanischen Mounds, große Erdhügel vor allem im Mississippi-Gebiet, weit entwickelte Gemeinschaften seßhafter Landbauvölker dort. Um 1.000 bp herum war Cahokia durch eine Blüte des Maisanbaus der Hauptort, bis zu 40.000 BewohnerInnen werden vermutet.¹ Diese Stadt nahe der Einmündung des Missouri in den Mississippi hatte schon in jener Zeit wohl wegen Problemen mit dem Maisanbau keinen Bestand, beschreibt aber die Möglichkeiten und die grundlegenden Fähigkeiten zur Ausbildung von Farmlandschaften. Amerika hatte durchaus eine Geschichte, die indigenen Völkern auch in der Wissenschaft oft nicht zugebilligt wurde. Nicht nur in Mittel-, sondern auch in Nordamerika gab es beim Eindringen der Fremden bereits höhere Kulturen, wie heute immer deutlicher wird. Sie wurden durch die europäischen Eroberungen niedergemacht. (Mann, 2005; Fagan, 1990; Grunwald, 2009; Bolz, 1993; Kiernan, 2009) Noch Mitte des 19. Jahrhunderts wurden beim „Marsch der Tränen“ Stämme, die sich der amerikanischen dörflichen Lebensweise mit Getreide- und Sägemühlen völlig angepaßt hatten, die sogar eine Schrift für ihre Zeitung entwickelten, unter großen menschlichen Verlusten aus dem Osten in die „Wildnis“ gejagt. (Josephy, 1998) Amerika zeigt uns an weiteren Beispielen besonders deutlich,

¹ Es gibt verschiedene Phasen der Mounds. Neuere Grabungen am Mound A des Poverty Point, Mississippi, zeigen eine Bauzeit von 90 Tagen; er wurde vor 3.200 Jahren von Nomaden (!) erbaut, schreibt Scinexx.de, (1.2.13). Das wären dann aber komplexe WildbeuterInnen gewesen. Der Mound A einer viel größeren Anlage ist zehn Meter hoch und umfaßt 240.000 m³ Erde. Ohne Nutztiere oder Schubkarren mußten um die dreitausend Arbeiter mit Säcken oder Körben volltags arbeiten. Es gibt in den Schichten keine Regenspurten im regenreichen Gebiet, längere Regenspauzen als 90 Tage seien unwahrscheinlich gewesen.

wie dort Völker durch die Ankunft der Eroberer von Feldbauern in frühere Lebensformen zurückgestoßen wurden, etwa zu WildbeuterInnen und Hirtenvölkern, den berittenen Jägern – Reitpferde brachten erst die Spanier mit. Vielleicht zu solchen Menschen wie den früher sehr einfach lebenden auf Feuerland, die – wie die UraustralierInnen – einer besonderen Diskriminierung ausgesetzt sind.¹

Auch Australien ist diesbezüglich erst spät einschätzbar geworden. Die Urbevölkerung wurde mit extremen Vorurteilen gesehen. „*Wir müssen uns nach einem primitiven Volk umsehen*“ – zitiert Binford (1984: 84) ein „köstliches Büchlein“ von 1922 –, „*das unter ähnlichen Verhältnissen lebte und etwa auf der gleichen Kulturstufe steht wie die Moustérien-Leute, und schauen, ob wir einige Vergleiche anstellen können, die uns weiterbringen. Die Ureinwohner Australiens sind ein solches Volk*“. Die Moustérien-Leute sind NeandertalerInnen! Und warum sollten diese UreinwohnerInnen inmitten der Wüsten leben, wenn sie nicht aus besseren Lagen an Küsten und Flüssen mit brutalster Gewalt vertrieben und dezimiert worden wären? Es muß überhaupt verwundern, wie anzunehmen war, daß nach dem britischen Völkermorden an den Urvölkern Australiens die Vorstellung aufkommen konnte, es ließen sich dort noch „Urformen“ früherer Lebensweisen studieren. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts – so schreibt Australien-info.de – „*wurden Aboriginal People auf sonntäglichen Treibjagden von Viehtreibern erschossen und ,ihre Köpfe auf der Veranda zum Trocknen aufgestellt‘. Illegal – aber durchaus entsprechend dem Zeitgeist*“. (/aborigines.html, 2/2013; Supp, 1994; >Burenhult, 2004; Kästner, 2009) Wie in Amerika könnte auch hier eine höhere Kultur bestanden haben. Selbst die geringen heutigen Erkenntnisse zeigen diese Menschen als Völker, die nicht nur Handelsbeziehungen, etwa mit Steinäxten, entwickelt hatten, (>Burenhult, 2004) sondern auch aktiv die Umwelt bearbeiteten. Das geschah vor allem mit kontrollierten Feuern; Supp – der das Leiden jener Menschen deutlich beschreibt – sieht das negativer, eine „ökologische“ Vorstellung habe es dort nicht gegeben, und mit dem Feuer sei nachlässig, wenn nicht rücksichtslos umgegangen worden. Ihnen wurde in einigen Berichten durchaus Ackerbau zugeordnet. Sie pflanzten nützliche Bäume, lenkten kleine Bäche um und lockerten den Boden für das Wurzelwachstum. (>Burenhult, 2004) Felsbilder sind aus einer Zeit von vor zehntausend Jahren bekannt. Es wurde von zwei der ersten Erforscher (Grey, Eyre) sogar im Südosten und Süden des Kontinents von regelrechten Dörfern mit Hütten aus Holz oder Stein für fünf oder sogar zehn Familien berichtet. (durch Crichton; Supp, 1994) Kästner bestätigt diese Ansichten im Großen und Ganzen. Die

¹ Für die Yaghan, die Feuerland südlich des Beagle-Kanals bewohnten, wurde ein Wörterbuch von immerhin 32.000 Wörtern notiert. (>Bild-5) Darwin, der mit der zweiten Fahrt der Beagle drei Feuerländer, die in England gelebt hatten (bei der ersten Fahrt verschleppt?), zurück begleitete, war zwiespältig: einerseits waren die in Feuerland lebenden Menschen „niederste Barbaren“, andererseits gleichen die geistigen Fähigkeiten der mittlerweile englisch sprechenden Mitreisenden nun den englischen. (Darwin, 1871)

Quellenlage ist bezüglich „ursprünglicher“ Lebensformen geradezu desaströs. Zur wirtschaftlichen Situation, also zur Ernährung, gingen ab 1950 *„die meisten der in Australien arbeitenden Forschenden – mittlerweile waren auch Frauen in kleiner Zahl vertreten – allerdings davon aus, dass die Gelegenheit verpasst worden war, funktionierende Subsistenzsysteme der Aborigines zu erforschen. Zu dieser Zeit lebten nahezu alle Aborigines auf Missionsstationen, Viehfarmen oder auf ‚Aboriginal Reserves‘“*. (2009: 135) Jüngere Forschungen beurteilt Kästner nicht wesentlich anders. Und dann sollen die Lieder der „Traumzeiten“ tausende von Jahren zurückreichen? Diese Lieder ersetzen zum Teil Landkarten, die den eigenen Bezirk der Gruppen beschreiben, um die Orientierung mittels des Auswendiglernens an die Jüngeren weiter zu geben. Bei Vertreibungen wie bei ökologischen Veränderungen mußten sie also der neuen Situation angepaßt werden.

Malinowski weist in seinen Studien ab 1915 auf den Trobriand-Inseln – nördlich der Ostspitze Neuguineas – mit deutlichen Worten auf die Zerstörung der traditionellen Ordnungen durch Kolonialregierung und christliche Unterdrückung auch ohne direkte Gewalt hin, die dort nicht nötig war. (1979; 1979^b) Solches Verhalten hat sich auf die Entwicklung und auch auf die Berichte über jene Völker ausgewirkt. Manche Mythe dieser Völker kann also schon auf das Verlangen von Priestern orientiert sein und christliche Themen aufgegriffen und transformiert haben; sie können kaum so alt sein, wie deren ErzählerInnen es glauben, die über den realen Ursprung ihrer Welten nichts wissen konnten, die nicht auf reale Ereignisse so weit zurück verweisen können. Trotz dieser Probleme bei der Einschätzung rezenter Urvölker ist plausibel, daß die Strukturen ihres Denkens über Zeit und Raum als ziemlich gleichförmig verstanden werden können, wenn sie hinreichend allgemein analysiert werden. Zu manchen Grundformen des Zusammenlebens, oder der Machtentfaltung, gibt es kaum denkbare Alternativen, wenn auch die jeweiligen konkreten Verhältnisse etwa des Geschlechterverhältnisses, der matri- oder patrilinearen Verwandtschaften oder der sozialen Organisation nicht generell bestimmbar sind. Was war, bevor die Berichte über rezente Urvölker entstanden? Das Übersichtswissen läßt vermuten, fast immer haben wir es mit Leuten zu tun, die beim Zusammentreffen mit den europäischen Eroberern den einfachen Land- oder Gartenbau kannten. Große Regionen mit Stämmen ohne die Kenntnis zumindest kleiner Gärten und Haustieren zeigen sich uns höchstens in Australien und in Nordamerika, wo eine zweite große Region bloßer WildbeuterInnen gefunden wurde. Doch zugleich war Landbau weithin bekannt. Und auch dort muß eine intensive Kommunikation über weite Regionen vermutet werden, wie sie in Eurasien des Jung-Paläolithikums belegt ist. Der „Ethnographic Atlas“ von Murdock (1967) erfaßt große Teile der Welt und erlaubt zusammen mit anderen Quellen diese grobe Beurteilung.¹ Und wir

¹ Der Ethnographic Atlas (Murdock, 1967) mit sehr vielen Angaben zu ihrer Lebensweise umfaßt 862 Stämme/ Gruppen in 412 Clustern in aller Welt. Darunter sind auch Babylonians und Anc(ient) Egyptians genannt, so daß es sich wohl nicht nur um rezente Völker handelt, aber doch wohl fast

können nicht davon ausgehen, daß WildbeuterInnen, die Landbau neu kennen lernen, dann freudig diese Produktionsform aufgreifen, wenn nicht besondere Situationen ihr Leben beeinträchtigen. Sie empfinden höchste Verachtung gegenüber den „Bauern“, die zudem Mutter Erde den Bauch aufreißen. Das Wissen über die rezenten Urvölker vor dem 16. Jahrhundert ist sehr vage, sie waren zum Teil schon vor dem Eindringen der Europäer mit fremden Einflüssen konfrontiert. Die Baruya von Neuguinea beispielsweise wurden erst 1951 entdeckt, heißt es, doch dann erfahren wir nebenbei vom Anbau der Süßkartoffel, die aber bereits von den Portugiesen oder Spaniern eingeführt worden sei; ihr Ursprung ist Mittel-Amerika. Welche Einflüsse mögen jene ausgeübt haben, die sie brachten? Nein, von Völkern, die nicht der Archäologie wichtige Bauten und andere materielle Objekte hinterließen, haben wir nicht viel konkretes Wissen.

Emotionen

Eine *Psychologie* der Steinzeit würde wohl ergeben: jene Menschen können nicht anders als mißtrauisch gewesen sein und leicht erregt. Zumal wenn sie oder ihre Sippe sich bedrängt und beleidigt (oder gar angegriffen) wähnte; ob zu Recht ist eine andere Frage. Nicht nur neuerungs-, sondern auch fremdenfeindlich! Aber warum sollten Menschen einer späteren Entwicklungsform, also in Gartenbauvölkern, aggressiver sein als einfache SammlerInnen und Jäger? Nach der Entstehung von individuell nutzbarem Eigentum wäre das vorstellbar, wenn es also um verbreiteten Raub ginge, doch zu einer solchen Lebensform gibt es keine Darstellungen bei Lévy-Bruhl, der wesentlich von Ehrverletzung und Geistglauben als Ursachen für Gewalt spricht, die die rezenten Urvölker kennzeichnen. So weit war die Zeit noch nicht gediehen. Wir blicken auf eine Kompetenz jener Menschen, die sich noch im Anfangsstadium befand. Bis zum Bau der großen Monumente im Nahen Osten wurde das Denken sehr viel weiter entwickelt. Für Sumer sind dann bereits „pädagogische“ Schriften überliefert, um das enge Zusammenleben zu trainieren, wie wir noch sehen, wenn über die Person gesprochen wird. Bereits größere Gruppen und Mega-Siedlungen, von denen für das Neolithikum gesprochen wird, erforderten eine soziale Anpassung zur Konfliktvermeidung. Auch der Umgang mit Emotionen wurde in der Phylogenese weitergehend verarbeitet, nicht nur in der Ontogenese. Etwa in der Art, von der Elias für die Neuzeit spricht. Onto- wie Phylogenese beeinflussen sich gegenseitig. Insbesondere spontane (aber nicht triebgesteuerte) Aggressionen mußten bewältigt und deren Unterbindung in Regeln gefaßt werden.¹ In der Ethnologie

nur um solche. Bezogen auf größere Regionen betrachtet, betrieben nur die Völker in Australien und um die Hälfte der in Nordamerika weder Viehhaltung noch Landwirtschaft. Es läßt sich offenbar sagen, das Wissen um beides war – außer in Australien – schon sehr lange allgemein. In Fragen der geschlechtlichen Arbeitsteilung kritisiert ihn Owen. (2005)

¹ Auch wenn ich hin und wieder über (Aggressions- oder entsprechend Sexual-) Triebe ablehnend spreche, soll im Text nicht in eine intensivere Diskussion eingetreten werden, da die über einen Schwarz-Weiß-Gegensatz hinaus geführt werden müßte. „Trieb“ wäre zu definieren.

wird WildbeuterInnen bisher oft Friedfertigkeit zugeordnet. (Müller, 1989) Wenn es denn möglich ist... Wurden sie erst friedlich angesichts viel stärkerer Nachbarn? An einer generellen Friedfertigkeit, wenn Konflikte nicht innerhalb, sondern zwischen größeren sozialen Einheiten entstanden, werden heute immer stärkere Zweifel laut; dazu später im Abschnitt: Kriegslust.

Mich gegenüber einer generellen Friedfertigkeit skeptisch zu zeigen, hat auch damit zu tun, daß ich am Ende des Jung-Paläolithikums nicht mehr nur typische einfache WildbeuterInnen sehe; schließlich versuche ich hier, drei unterschiedliche Typen jener Lebensweisen zu skizzieren. Später könnte beim Zusammenleben größerer Gruppen noch etwas Einschneidendes passiert sein: es kam zu Kämpfen um Ressourcen der Umwelt, also um den Boden insgesamt, und vor allem entstanden durch die wachsende Größe der stärker institutionalisierten Stämme auch „Armeen“. Denn die große Zahl der Männer, die die Monumente bauten – Roaf spricht für Jericho von einem *Heer* von Arbeitern – bestand aus Jägern. Und Jäger waren zugleich: *Krieger*! Gerade die „Erziehung“ spielt für die Verhinderung von Aggressionen eine große Rolle, wissen wir heute. Damit wird eine *soziale* Ursache für die latente Gewaltbereitschaft sichtbar. Waren Menschen vor 40.000 Jahren nicht nur gewaltbereit, weil ihre Umwelt das zum Überleben verlangte? Sondern auch, weil eine hinreichende „Erziehung“ seinerzeit noch nicht „erfunden“ war? Es geht ja nicht um permanente Ausrottungskriege oder dergleichen, sondern um das Verhalten im Konfliktfall, meist nur zwischen Einzelnen und deren Sippen.

Die psychische Struktur der Menschen des Jung-Paläolithikums war wohl – wie ich es bereits ansprach – im heutigen Verständnis quasi-paranoid, geprägt von ständiger Wachsamkeit, Misstrauen und ähnlichen Empfindungen, die jedoch fürs Überleben nötig waren. Gerade auch gegenüber fremden Stämmen an den Grenzen der in Anspruch genommenen Region! Eine Art „Verfolgungswahn“ mußte zur alltäglichen psychischen Grundstimmung schon jener Älteren WildbeuterInnen werden.¹ Das machte sie vielleicht erst überlebensfähig in einer Umwelt, in der nicht nur andere Stämme gefährlich waren, sondern hinter jedem Busch, hinter jedem Kraut Gefahr steckte. Kleine Tiere, Schlangen oder Insekten, selbst giftige Pflanzen konnten Unheil bringen. Große Tiere, Löwen, Bären, aggressive Nashörner, Rindvieher beherrschten das Land wie die Wasserstellen, noch eine Gazellenherde konnte Menschen überrennen. In jeder Verletzung schien der Tod auf, wie in jeder Geburt. Und jede nachbarschaftliche Gruppe konnte spontan zum Todfeind werden, selbst jedes Mitglied der eigenen Gruppe, wenn plötzlich ein Zauber es sich unterwarf oder eine Ehre irgendwie verletzt wurde. Nicht bei knappen Ressourcen, sondern gerade bei viel freier Zeit und materiellem Überfluß sind heftige

Wahrscheinlich ist dabei von (biologischer) Reaktion plus kultureller Handlungsalternative ausgebar, wie es gleich besprochen wird.

¹ Für Hinweise danke ich Renate Stypinski herzlich. Ich vermeide an dieser Stelle den Begriff Angst, da deren wissenschaftliche Fundierung derzeit für das Jung-Paläolithikum nicht hinreicht. (Koch, 2013)

Überfälle bekannt, wie wir noch sehen werden. In diesem Kampf ums Dasein – hier stimmt der Begriff – war die Sippe der einzige Halt, wahrscheinlich war die *Gewohnheit*, in sie hineingeboren zu sein, Basis allen Fühlens. Und doch mußten auch die einzelnen Menschen sich alltäglich behaupten, Ehre und Ehrverletzung werden zum bedeutenden emotionalen Wert. Da müssen jene frühen Menschen wohl auch angesichts der heiligen Geistwesen als ständige unmittelbare Nachbarn ein ungutes Gefühl gehabt haben. Sie spotteten wohl kaum über sie und sich, weil Versuche magischer Beeinflussung so selten erfolgreich waren. Waren sie albern, wie Kinder? Beides vielleicht? Bereits Unger-Dreilink sagt zur Psychologie der Naturvölker: *„Das Bewußtsein des primitiven Menschen, daß sein Leben bedroht ist, also ‚Schuld‘ auf ihm lastet, ist ungeheuer. Das ‚Böse‘ ist für ihn kein abstrakter oder sittlicher Begriff, sondern substantiell empfundene Gefährdung seiner gesamten Existenz. Der Glaube an das Böse, an böse Geister und Dämonen, ist die schrecklichste Krankheit der Menschen. Angst ist wirklich eine Weltkrankheit“*. Und Krankheit des Körpers zeigt das Wirken der bösen Geister schlechthin. Das gelte nicht nur für die Naturvölker, sondern auch für die Hochkulturvölker, etwa Chinas oder Summers. (1966: 52f) Der Regentanz soll auch schon mißlungen sein. Erst die HeilerInnen könnten dann ihre Chance gesehen, sich wichtig gemacht und den Ernst der Sache beschworen haben, wie später der humorlose Jahwe. Die „Erziehung“ war auf Wehrhaftigkeit angelegt, etwa in der als Ritus entstehenden Initiation. Die Ontogenese produziert dazu durch die Erfahrung des Kindes mit der allmächtigen Bezugsperson absolute Autorität!

Diese Aussagen zielen *nicht* auf eine allgemeine und vor allem aggressive Triebhaftigkeit jener Menschen, nicht auf eine Killermentalität oder dergleichen, wie es auch vertreten wird. Eher gibt es gegenüber Gewalt innerhalb nachbarschaftlicher Sippen eines Dorfes eine gewisse Gelassenheit, da Gewalt als göttlich bestimmt gesehen wird, die andere Sippen nichts angeht. Deshalb spreche ich auch dagegen, jene Zeit sei primär die der (quasi frauenlosen) „Jägerkultur“ gewesen, die eng mit dieser unschönen Tradition einhergeht, Menschen als triebhafte Aggressoren zu behaupten (und die – darauf läuft das hinaus – Führung brauchen). Neuerdings spielen Theorien in der Neurowissenschaft wieder einmal diese Melodie, wenn sie Menschen als von seinen Genen gesteuert behaupten, da die wüßten was der Mensch machen wird, bevor der selbst es wisse. Eine solche Vorstellung kann nur auf die biologische Kapazität des Gehirns zielen, nicht auf die Ausbildung historischer Kompetenz. Mit der Betonung der Ontogenese als individuellem Lernen und der damit einhergehenden Zurückweisung eines instinktgesteuerten Menschens lassen sich solche Fabeln ohnehin nicht verbinden. Selbst Schimpansen sind überwiegend Pflanzenfresser und jagen nur gelegentlich; innerhalb ihrer eigenen wildlebenden (!) Horde sind sie ziemlich verträglich. Schon bei ihnen gibt es deeskalierendes Verhalten.¹ (Henke/ Rothe, 1999)

¹ In der Erforschung wildlebender Affen wurde das beobachtet, bis dann Nahrung ausgelegt wurde, um die Tiere nahe des Beobachtungspunktes zu halten; danach entstand bald Aggressivität

Eine weitere Frage ist: gab es bereits so etwas wie Ehre und deren Verletzung im Bewußtsein jener Menschen am Beginn der Jung-Paläolithikum? Institutionen fehlen – nach meiner Mini-These – zuerst weitgehend, nur vage Verwandtschaftsbeziehungen werden mehr gefühlt als etwa definiert; noch lange keine Kreuzkusine, kein Mutterbruder. Die Stämme sind noch unstrukturiert, mal leben sie zusammen, mal müssen sie in karger Umwelt als Sippen allein ihren Lebensunterhalt gewinnen. Mal zwingt Streit zur Gruppenauflösung. Gegenüber schon den Leiden von Nachbarn besteht Gleichgültigkeit, gegen Fremde gibt es keine Rücksicht. Aufkommende aggressive Reaktionen in den Gruppen werden vielleicht befriedet, wenn sie zu heftig werden. Einem Tötungsakt, aus welchem Grund auch immer, folgt die Blutrache, endlos, vielleicht durch Kopfjagd einfach nur als Streßabbau. (Plamper, 2012; Ramstedt, 2013) Blutrache und die Verpflichtung einer Sippe (!) zum „Schadensausgleich“ – es muß nicht unbedingt der Mörder sein, ein höherstehendes Mitglied der feindlichen Sippe ist eher besser, ein Bruder, oder ein wenigstens erreichbarer Verwandter tut's auch – fanden sich weit verbreitet bei rezenten Urvölkern. (Lévy-Bruhl, 1959; Godelier, 1987; Malinowski, 1979^b) Ein Recht gibt es nicht, außer dem sogenannten Recht des Stärkeren. Nimmt der Stärkere sich eine Frau des Schwächeren, muß der zusehen und leiden, wie Dux von den Inuit berichtet. (1997) Vielleicht weniger wegen des Verlustes der Gefährtin als wegen der verletzten Ehre. Aus solchen Problemen entsteht die Institutionalisierung von Friedensregeln, wenn solche Auseinandersetzungen die Gruppe gefährden. Aber ab wann waren Urvölker dazu in der Lage? Zuvor mußte es einen Lernprozeß gegeben haben, überhaupt „Ehre“ zu empfinden. Einer Emotion diesen bestimmten Ausdruck zu verleihen, verlangt zuvor, von Ehre (des Stammes) zu wissen. Sie ist schwer bestimmbar. Doch Ehre ist nicht nur verletzbar, sondern kann auch aufgehäuft werden, durch Tapferkeit etwa. Ehre gewinnt nicht nur der Krieger im gewonnenen Kampf gegen einen ehrenvollen Gegner, sondern mehr noch geht es offenbar darum, wer die – trotz deren Niederlage – ehrenvolle Macht anderer seinem Ich und dem Ruhm der Sippe hinzufügen kann, indem menschliche Trophäen erbeutet werden, seien es Hände, Köpfe, Skalps, seien es bloß dem Fremden wichtige Gegenstände, wie später dessen Rüstung als Zeichen von Lebenskraft, oder es geht um dessen Demütigung. Die Ilias als Kriegsberichterstattung ist noch eine vielfältige Quelle dafür; aber war das schon zur Zeit der Ausgestaltung der Höhle Chauvet so, oder am El Castillo? Jene Zeiten waren kaum solche friedlichen, in denen Menschen in ihrer Freizeit vor den Höhlen oder Behausungen allein Kultur und Kunst, dem Gesang und Flötenspiel frönten, wie Ruspoli es für die Höhle Lascaux annimmt, (1998) oder Meller für Mittel-Europa. (2005)

Bei der Behandlung des Gefühls der Ehre scheint es in der Literatur – etwa bei Lévy-Bruhl – selbstverständlich zu sein, daß diese Ehrverletzung, die

Beleidigung, oft stattfindet. Doch was genau ist oder bedeutet sie, warum empfindet ein Mensch sie? Warum erleben gerade einfache Menschen so intensiv die Ehrverletzung? Und dies in einem Maße, um Mord und Totschlag einzusetzen, die Ehre wieder herzustellen. Meier definiert: „*Ehre haben*‘ heißt, *sich selbst als zugehörig zu betrachten, als Zugehöriger geachtet zu werden und geachtet werden zu dürfen – eine Berechtigung, die man sich durch entsprechendes, den Normen der Gruppe angemessenes Verhalten erwirbt und aufrecht erhält, die aber auch von den anderen anerkannt werden muß, was eben durch Geachtetwerden erfolgt*“. Es genügen Handlungen, aus denen der Beleidigte folgern könne, dass der Beleidiger ihn in den für die Selbsteinschätzung relevanten Aspekten geringer einschätze als er beanspruche. (2007: 28f) Das war nicht gleichgültig zu nehmen, denn im –vorerst individuellen – Akt der Mißachtung lag der Ausstoß aus der Gruppe rudimentär geistig bereits vor, bis „alle“ so dachten... Also zieht der traditionale Beleidigte wahrscheinlich los, den Ehrverletzer zu erschlagen, worauf der normale Prozeß der Blutrache anspringt, die Lévy-Bruhl in erster Linie als *mystische* Abrechnung bezeichnet: Leiche um Leiche. Denn es stehen „*die Personen einer Familie in einem geradezu organischen Zusammenhang, so daß der einzelne gleichzeitig die Gesamtheit und die Gesamtheit gleichzeitig das Einzelwesen vorstellt*“. Es geht also um Identität: was dem einen der Familie passiert, sei zugleich allen anderen widerfahren. (1956: 98, 100) Es geht aber auch ein wenig um Individualisierung; die Kränkung wird auch als gegen das eigene Ich gerichtet erlebt.

Ehre, deren Verletzung Menschen irrational aufwühlte, steht im sehr engen Zusammenhang mit Emotionen. Weitgehende Beherrschung der Gefühle scheint eine spät erworbene Fähigkeit im frühen Prozeß der Institutionalisierung zu sein. Am ehesten ist diesem Problem wohl mit *Grund-Emotionen* nahe zu kommen, wie: Freude, Furcht, Wut, Traurigkeit, Scham. (Mitmansgruber, 2003)¹ Auch sie sind offenbar weitgehend auf Kognition gegründet. Von den genannten Grund-Emotionen scheint am ehesten Scham zur Ehre zu passen. Aristoteles spricht von ihr als Ehrverlust. (Meyer, 2011) Wenn es sie denn gibt; es scheint möglich, daß der Körper in bestimmten Momenten immer gleich reagiert und die Betroffenen selbst darauf aufbauend erst „bestimmen“, welche Grund-Emotion jeweils vorliegt. Dieser Grund-Vorgang der auftauchenden Emotion wäre dann zu den Reflexen zu zählen. Alle diese Prozesse müssen sich – so oder so – bio-chemisch im Gehirn/ Körper manifestieren. Ein „roter Kopf“ und/ oder Herzklopfen kommt ja von innen und muß bearbeitet, wenn nicht nur bewältigt werden; aber denken wir uns die Menschen nicht zu einfach. Diese Analyse ist wohl ohne Psychoanalyse, doch kaum ohne Psychologie möglich. Röttger-Rössler hat diesen Komplex und dabei auch die Körperbildung der Emotion ausführlich erläutert; sie differenziert Emotion und spricht von *Sensibilität* als auf Psyche und

¹ Für den Hinweis danke ich Sylvie Lebeda-Kreiner herzlich.

Biographie als kultureller Modellierung beruhend, und von *Empfindung* als auf sozialer Interaktion und physiologischer Erregung: *Gefühl* könne je nach Kontext beide anderen Zustände annehmen. Emotion sei kein statisches Phänomen, sondern ein relationaler Prozeß. (2004)

Impulsive Emotionen sind heute von vielen Menschen bewußt eingrenzbar. (Elias) Doch wie weit war das steinzeitlichen modernen Menschen schon möglich? Fielen sie zuerst weitgehend spontan übereinander her, bevor das bewußte Steuern solcher Emotionen erlernt wurde? Offenbar gab es diese gewalttätige emotionale urtümliche Äußerung, die abreagiert werden mußte, wenn eine solche Emotion entstand, also als steuerbare Reaktion auf eine Situation, nicht als Trieb. Wie entsteht die Kontrolle solcher Emotionen? Einmal in der frühen Ontogenese noch relativ unbewußt. Ich fragte oben schon, ob das Empfinden des Schmerzes des Ichs eines Gegenübers, das für die Ausbildung „*moralischen Verhaltens*“ bei Kindern zwingend ist, nicht die Fähigkeit zur Empfindung des eigenen Ichs voraussetzt, sie sich wechselseitig erzeugen. Dabei hat Tomasello den Zeitpunkt der möglichen Erlernung von Moral innerhalb der Ontogenese deutlich vor Ablauf des traditionellen Denkens schon ab etwa vier Lebensjahren angenommen! Doch er spricht für heutige Gesellschaften, in denen wir die Moralentwicklung bei Kindern beobachten können, wenn sie untereinander Bezüge herstellen. Für das ältere Jung-Paläolithikum ist diese Bestimmung unzureichend, weil es seinerzeit kaum schon ein solches bewußtes Ich gegeben hat (Mini-These). Dazu mußten wohl noch tausende von Jahren vergehen.

Es gibt jenes weitere Problem, das zur Einschätzung der WildbeuterInnen herangezogen werden muß, die „Erziehung“. Bauer skizziert bei seiner Darstellung der neurobiologischen Entwicklung des Gehirns die *heutige* Bedeutung der Erziehung. Die wirke vor allem auf die Ausbildung des Präfrontalen Cortex hinter der Stirn, der sich in den ersten Kinderjahren entwickle, also jene Hirnregion, die bei Homo erectus und neanderthalensis vielleicht weit weniger ausgebildet oder wenigstens sichtbar war (fliehende Stirn). Erziehung sei „*ein vacettenreicher Prozess, der beim Menschen den Schutz des wehrlosen Kindes, seine Ernährung, emotionale Zuwendung, sichere Bindungen, Identifikation mit Vorbildern und soziale Unterstützung einschließt, aber auch Kritik an nicht angepasstem, nicht sozialdienlichem Verhalten*“. Und: „*Sozial abgestimmte Verhaltensweisen haben zahlreiche kognitive Voraussetzungen: die Fähigkeit zur Übersicht über ein System mehrerer miteinander interagierender Menschen, die Fähigkeit, die Perspektive anderer einzunehmen, und abzuschätzen, welche Folgen das eigene Verhalten auf das Verhalten anderer haben wird*“. (2011:108; siehe Tomasello) Nun will ich nicht auf ein liebloses Verhalten der Eltern des Jung-Paläolithikums hinaus, die Frage ist aber: konnten die das alles schon, was bei Bauer für heutige Erziehung formuliert ist? Selbst bei entsprechenden Abstrichen für die frühere Zeit bleiben Zweifel, ob seinerzeit in diesem Sinne von einer Erziehung zu sprechen ist, die die geforderten Leistungen hinreichend

erbringen konnte; die Kinder wurden wahrscheinlich sehr wenig unterwiesen und mußten überwiegend durch Beobachtung und Mitmachen unreflektiert lernen. Doch nur unter den zitierten Bedingungen – sagt Bauer – könnten Kinder die nötigen Reifungsschritte erreichen; gelinge dies, „*verhalten sich psychisch durchschnittlich gesunde Kinder ganz überwiegend egalitär, d.h. sie verteilen Güter gleichmäßig zwischen sich und anderen*“. (109) Damit ist zwar nicht schon gesagt, dies gelte auch hinsichtlich der Macht in Gruppen, aber nehmen wir das ruhig einmal an. Dennoch bleibt die Frage offen, ob jene Kinder der Steinzeit zu den entsprechenden Fähigkeiten in der Lage waren? Ohne diese notwendigen Erfahrungen – so Bauer weiter – entwickeln sich bleibende schwerwiegende Hirnreifungsstörungen vor allem des Präfrontalen Cortex, der dann sogar eine geringere räumliche Ausdehnung zeigen könne.¹ Und diese Problematik führt (heute) oft zu psychopathischen und schwer gewalttätigen Menschen. Hier sehen wir auf die Möglichkeit einer *sozial* entstandenen generellen Aggressionsbereitschaft, die ontogenetisch entsteht und dennoch sich auch für die Zeit Älterer WildbeuterInnen faktisch als phylogenetisch zeigen konnte, weil es nur solche Menschen gab. Die „Störung“ war das Normale. Natürlich denken wir jetzt an die relativ friedlichen Mbuti, Hadza oder /Koisian. Doch ganz so einfach ist das nicht, wenn wir beim älteren Jung-Paläolithikum generell noch von erstmaliger Herausbildung dieser Fähigkeiten beim Homo sapiens ausgehen. Die Kompetenz war noch in der frühen Formung. Heutige WildbeuterInnen haben 40.000 Jahre längeres Lernen hinter sich (und starke Nachbarn). Das sind Überlegungen, die weiter geprüft werden sollten. Damit besteht auch für die Einschätzung oder auch nur die Beschreibung des psychischen Zustands jener Zeit ein umfassendes Problem. Wir sehen zwar durchaus eine Entwicklung des Individuums, der Person, und die seiner Gefühle und deren Ausdruck,² aber lange noch eine so rudimentäre Form innerhalb des Stadiums der Prä-Operationalität, daß von der Ausbildung des Ichs im heutigen Sinne, von der erst ab der europäischen Aufklärung wirklich auszugehen ist, noch keine Rede sein kann. Für die Moralentwicklung und die Aggressionsbereitschaft wird das Auswirkungen gehabt haben. Eine Zeit, in der das Zerschneiden von Tieren Alltag ist, fördert kaum entsprechende Empfindsamkeiten.

1 Daß es solche Abweichungen gibt, ist heute belegt. Mithen, ein Prä-Historiker, machte beispielsweise einen Selbstversuch, ließ sein Gehirn beim Singen scannen, nahm dann ein Jahr lang Gesangsunterricht, ließ sich wieder scannen und konnte eine deutliche Veränderung der Gehirnströme feststellen. (2010)

2 Zgoll/ Lämmerhirt haben bereits für das antike Mesopotamien auf Emotionen hingewiesen und fanden dabei deutliche Unterschiede zwischen Weinen und Lachen: Weinen war in jener Zeit oft protokollarisch gefordert, selbst Gilgamesch weint an der Leiche des Freundes Enkidu wie ein Klageweib, wie er selbst betont, oder der berühmte Herrscher jüngerer Zeit Assurbanipal vor der Göttin Ishtar/ Inanna, nachdem er vom Vorrücken einer feindlichen Armee hörte. Das Lachen erscheint dagegen in den sumerischen und akkadischen Schrifttafeln eher als spontane Äußerung in vielfältiger Weise von An- bis Auslachen. (2009; darin weitere Beiträge besonders zum kontrollierten Weinen bei traditionellen Völkern)

Gehen wir also davon aus, daß die konkrete Ausprägung einer Emotion wesentlich eine kognitive Dimension hat. Wenn auch ein Reflex wahrscheinlich Auslöser ist, (Ramstedt, 2013) wird damit über ältere Vorstellungen hinaus gegangen, wie sie etwa Darwin (1871) formuliert, der zwischen Menschen und höheren Säugetieren keinen fundamentalen Unterschied hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten sieht. Für ihn gehören Emotionen zum archaischen Inventar der Menschen wie gleichermaßen der Tiere. (Frevert, 2009) Mit dem von mir herausgestellten Systemwechsel in der Kognition geht jener Ansatz einher, der auch der Emotion einen hohen sozialen und historischen Anteil an einer entsprechenden Reaktion zuordnet. Bender hat das kurz für die Unterschiede des Ärgers in Deutschland und Tonga skizziert: in der Südsee wird Ärger zu zeigen (heute) negativ beurteilt, vor allem gegenüber ranghöheren Personen. (2009) Auch darin ist eine Strategie der Befriedung zu sehen. Gefühle sind – mit anderen Worten – ganz wesentlich auch historisch veränderliche Empfindungen, also solche der Lebensweise, aus der sich auch die historische Kompetenz entwickelt. Und sie sind generell oder tendenziell beherrschbar, eine Fähigkeit, die sich im Zuge der Institutionalisierung immer stärker ausdehnte – jedenfalls in den geistigen Eliten. Die spontane Gewalttätigkeit verändert sich im Laufe der Zeit bis endlich das staatliche Gewaltmonopol durchgesetzt ist. Krieg wird irgendwann zum *geplanten* Unternehmen, wenn auch die individuelle Emotion bei Staatsführern weiter eine Rolle spielt (noch 1871 ist es nicht zuletzt die beleidigte Haltung Napoleons III., der Frankreich zu früh in die von Bismarck gestellte Falle treibt: Emser Depesche). Und immer deutlicher wird heute der Streß des Krieges zur erkennbaren Belastung selbst bei freiwilligen SoldatInnen (Irak, Afganistan), wie bereits bei jenen, die freudig in den Ersten Weltkrieg zogen; doch das Jubeln über den (im traditionellen Denken eigentlich schon errungenen, und deshalb bejubelten) Sieg gab sich ja bald.

Wird – wie es immer deutlicher sich zeigt – bei der Entwicklung hin zur und dann während der frühen Neolithisierung *nicht* mehr davon ausgegangen, sie sei aus kleinen Dörfern entstanden, die ihrerseits wieder Wurzeln in Lagern wildbeuterischer Gruppen hatten, ergibt sich ein anderer sozialer Prozeß als bisher oft gedacht. In sehr frühen *komplexen* Siedlungen bis hin zu *sozial-differenzierten* wurde der Umgang mit der Ehre – ich nutze diesen Begriff nun mehr als Kennzeichen einer Reihe ähnlicher Empfindungen – wahrscheinlich zu einer wichtigen Konfliktsituation. Dafür geben schon kleine rezente dörfliche Stammesgemeinschaften Anschauung genug. Das enge Zusammenleben mußte eingeübt werden. Es entstanden *soziale Rollen* im Zuge der Institutionalisierung, die horizontale wie vertikale Differenzierung zu „bewältigen“ hatte und sie zugleich formte. Nicht zuletzt werden die Geschlechter-Positionen in den größeren Siedlungen neu definiert worden sein, wie es der Göbekli Tepe mit den Männer-Göttern nahelegt, die als die „starken Männer“ der Gemeinschaft erscheinen. Neue Funktionen entstanden durch Arbeitsteilung, gewisse Formen des Handwerks für andere erhalten eine

Chance, wenn ein Kundenstamm in der Groß-Siedlung anwächst. Auch Handel bekam dort eine neue Dimension mit schon einer nennenswerten Zahl an AbnehmerInnen, zumal dazu in den Nachbar-Siedlungen weitere Kunden leichter erreichbar sind. Handel mußte *friedlich* umsetzbar sein. Nun wurden zwar bei Beginn des Handelns noch Gaben hin und her gegeben, im eigentlichen Tausch dann jedoch Äquivalente getauscht, wie Gebel es für das Neolithikum als Kommerzialisierung skizziert. Getauscht wurde wahrscheinlich am Ende einer „Handelskette“ vor allem Fleisch, da die Jagd bei solchen Familien geringer wurde, wenn der Jäger sich auf andere Arbeit spezialisierte; aber auch das Nähen und andere weibliche Tätigkeiten konnten einbezogen werden und die Familien weitgehend dem alten Leben des Sammelns und Jagens entziehen. Nicht nur im Inneren der Siedlungen, sondern auch zwischen diesen laufen solche Prozesse, die nicht immer nach neuen Regeln gelöst werden können. Der bewaffnete Konflikt bekommt bei der Verdichtung der Bevölkerung eine neue Dimension.

Oft wird Gewalt als Kampfspiel regelhaft in das Sozialleben integriert. Bei den Hausa im Sudan binden Kämpfer sich große Knochen an eine Hand, um damit den Kopf des Gegners zu treffen. Oder es werden schwere scharfkantige Kupferscheiben am Arm zu diesem Zweck getragen, wie bei den Nuba; ein Schiedsrichter stoppt den Kampf vor einer Tötung möglichst. Bei den Anakil am Roten Meer sind Blutfedern geradezu nötig, um die eisernen (!) Armbänder zu erhalten, die es für zehn (zwei Hände voll) getötete Feinde gibt; ohne ein solches Armband sei die Brautsuche schwierig.¹ (>Bild-2) Um nur willkürlich einige einfache Stämme aus einer Region vor wenigen Jahrzehnten (!) anzusprechen. Wir sehen das ebenso in Sparta, wo die jungen Leute angehalten wurden, ständig Holeten, die unterworfenen Nachbarn, zu überfallen und zu töten – zu Trainingszwecken. Und alles ohne Aggressionstrieb! Kampftraining steht in aller Welt für Männlichkeit. Es ist für den Schutz der eigenen Sippe, dann den Stamm zwingend, um zu überleben. Nichts spricht dafür, solche Aggressionen gäbe es erst nach der neolithischen Revolution. Im Gegenteil ist zu vermuten, daß die Betonung von Ehre und Ansehen als nicht reflektierte Gefühle permanent zu individueller und damit kollektiver Kränkung und Beleidigung führen muß, die bei Entstehung größerer Siedlungen mit neuen Regeln einzudämmen sind, um die Orte nicht insgesamt zu gefährden. Wir kommen auf ein besonderes System möglicher Deeskalation zurück, wenn von den Trobriand-Inseln die Rede sein wird.

Neuerungsfeindschaft

Lévy-Bruhl (1959) und andere haben von rezenten WildbeuterInnen und einfachen Landbauvölkern eine Menge Belege dafür zusammengetragen, bei ihnen generell von einer „*Neuerungsfeindschaft*“ auszugehen, sich immer

¹ Tauchmann berichtet von den Kankanaey, Philippinen, ein junger Mann müsse einen Kopf erbeutet haben, bevor er heiraten konnte; auch dort gab es ein Rangordnungs- und Verteilungsfest zum Prestigeerwerb der Gruppen. (1983) Dazu später mehr.

wieder den Ahnen anpassen und gerade nicht ihre Gemeinschaften „modernisieren“ zu wollen. Dabei geht es wohl primär um den Bestand der geistigen Konstitution ihrer Gruppen, vielleicht schon um Mythen, weniger um Äußerlichkeiten. Es geht auch um Autorität, die in der Ontogenese durch die Bezugsperson den Kindern als (fast) unüberwindbar zum Schema wird. Die Ahnen zu kränken müßte Katastrophen bringen. Nur in einer Darstellung, von Turnbull, fand ich – ausgerechnet – bei den Mbuti eine andere Sitte. Bei diesen schlichten wildbeuterischen Pygmäen im Regenwald des Kongo werden die Erwachsenen von den Jugendlichen wie von den Älteren häufig gemäßregelt. *„Da die Älteren nicht mehr so lange zu leben haben, kümmern sie sich wenig um Kritik. Während es die Aufgabe der Jugendlichen ist, die gesellschaftlichen Werte umzuformen“*. (2009: 104) Hat aber wenig genützt, die Mbuti sind eines der Völker, die – nicht recht nachvollziehbar – für das ewig gleiche Leben seit der Steinzeit in Anspruch genommen werden. Es ging dabei um neue Werte *innerhalb* ihrer traditionellen Welt. Ich komme später auf sie zurück.

Immer wieder ist zu hören, daß doch Menschen besonders neugierig seien; aber ob das nicht eher eine romantische Überzeichnung ist? Nicht selten klingt eine solche Vorstellung durch, wenn über die Wanderungen durch die Welt philosophiert wird: Neugier zog Menschen nach Australien und anderswo hin und ließ sie den Schritt in fremde, neue Ökosphären wagen, hörten wir schon. Doch diese Neugier betrifft nur Kinder, kleine Kinder, sonst könnten sie nicht „ihre“ Welt entdecken. (Gopnik u. a., 2005) Und es ist – was für meine Betrachtung wichtig ist – eine „konservative Neugier“, wie bei Piaget zu sehen ist. (Ginsburg/ Oppen, 1969) In der Ontogenese wird nicht „die Welt“ erkundet, sondern versucht, schnell an die Welt der Bezugspersonen Anschluß zu finden, mehr nicht. Nachahmung ist wichtiges Bemühen schon von Säuglingen; wie sollten sie sonst komplex zu handeln lernen. So mußte in der Erziehung gar nicht versucht werden, ihnen diese Neugier rechtzeitig wieder auszutreiben, ihr Wissen zu kanalisieren, ging es doch um die Einbindung in die Traditionen. Es gibt in der traditionellen Logik auch eine mystische Neugier, wie die Beziehungen zu den Geistwesen sind, was die denken oder planen. (Lévy-Bruhl, 1910) Das ist für jene Menschen ein alltäglicher Vorgang. Ob eine solche Regung für Homo erectus sich schon entwickelt hatte, ist noch eine ganz andere Frage. Wir wissen nicht einmal, ab wann regelhafte traditionale, also mystische Logik bei Homo sapiens sich herausbildet, ab wann es Mythen gibt schon gar nicht, was die bei ihrer Erfindung bedeuteten sowieso nicht. Mythen entstehen erst nach langem Grübeln über die Welt, darf angenommen werden. Für das Bemalen von Höhlen waren sie kaum schon Vorbedingung, weil in ihnen noch keine Erzählung sichtbar wird; anders am Göbekli Tepe.

Für junge Leute heute mag es schwer nachvollziehbar sein, wie religiös verbrämte Erziehung noch nach dem Zweiten Weltkrieg Ängste in die Seele pflanzte, der Teufel käme bei Sünden, oder Onanie zerstöre die Wirbelsäule. Nicht umsonst ist die Grundlage aller Faschismen, Religionen oder der bisherigen Kommunismen, hin und wieder auch „alternativer“

Erziehungsanstalten, Menschen ein fremdes Denken zu implantieren, um sie manipulieren und vergewaltigen zu können. In ähnlicher Weise funktionieren schon Initiationen, bei den jungen Männern nicht zuletzt oft auch zur Verinnerlichung weiblicher „Minderwertigkeit“, die bei den jungen Frauen – sofern es eine Initiation überhaupt gab – ein Pendant in der „Einsicht“ haben mußte: Einsicht in patriarchale Zustände. Zumeist sind es ja nur kleine Schritte. Wie sollen Kinder aus einer „natürlichen“ mystischen und autoritätsgläubigen Erfahrung entkommen, wenn die Eltern selbst sich davon nicht emanzipieren konnten, von solchen Ideen gar nichts wissen und den „Alten“ ausgeliefert bleiben, die davon ebenfalls – im besten Sinn des Wortes – keine Ahnung haben. Es gibt im Wissen dieser Welten keine Alternativen, sage ich noch einmal. Bei Untersuchungen bei den Atayal in Formosa/ Taiwan fand beispielsweise Kohlberg (um 1966), daß deren Kinder (wie amerikanische auch, nur etwas langsamer) von Träumen bei steigendem Alter immer deutlicher annahmen, diese seien selbst erzeugt. Doch das Volk der Atayal glaubt ganz „offiziell“ an den Inhalt von Träumen als Realität; die Traumhandlung hat stattgefunden!¹ Tatsächlich gingen die Ansichten der älteren Kinder (ab zwölf Jahren) wieder davon weg, und die sagten dann, Träume seien real – so wie es Brauch war! (Döbert u. a., 1980) Es ist nicht so, daß es keine Erklärungsansätze für einen jahrtausende währenden weitgehenden Stillstand gäbe. Dennoch ergeben sich alltäglich neue kleine Probleme, die zu lösen sind. Das gelingt meist mit den bekannten Instrumenten; aber nicht immer, dann können sich erhebliche Veränderungen „ergeben“. Erst seit der europäischen Aufklärung wird eine Verbesserung des Lebens von Generation zu Generation – wenn auch generell noch im von Gott und Vaterland erlaubten Rahmen – *angestrebt*! Rationales Handeln wird immer wichtiger und macht die unvermeidlichen Nebenfolgen jeden Handelns sichtbar, die die Lebensprozesse mitbestimmen. Ob sie als solche irrationalen Elemente erkannt werden, ist eine andere Frage.

Schon 1910 schreibt Lévy-Bruhl – mit Bezug auf Frank Hamilton Cushing,² auf den sich später auch Lévi-Strauss beziehen wird –, warum beispielsweise Anfertigungen bei Naturvölkern bis ins *mystische* Detail stets gleich bleiben wie bei den Vätern und Ahnen. Das sei nicht bloß Gewohnheit, sondern das *„unmittelbare Resultat eines aktiven Glaubens an die mystischen Eigenschaften der Gegenstände, Eigenschaften, die an ihre Form geknüpft sind und die einem mit Hilfe dieser zur Verfügung stehen, die aber sofort der Kontrolle des Menschen entgehen würden, wollte man das kleinste Detail der Form an ihnen ändern“*. (27) Eine Änderung – so befürchteten die ProduzentInnen solcher

1 Wie mögen diese Menschen, die noch nie zuvor davon hörten, ein Traum könne *nicht* real sein, darauf reagiert haben? Schwer vorstellbar, daß die jüngeren Kinder nicht zuerst „informiert“ wurden und den Fremden erstmal glaubten, deren erste Fragen schnell die Runde machten.

2 Cushing hat 30 Jahre vor Malinowski die teilnehmende Beobachtung begründet, er lebte fünf Jahre, bis 1884, bei den Zuni, Pueblo-Indianern im Süd-Westen der USA. Noch früher lebte Lewis H. Morgan jedenfalls kürzere Zeiten bei den Irokesen, dessen Buch „Die Urgemeinschaft“ 1877 (engl.) erschien.

Arbeiten – könne sie selbst und die zu ihnen Haltenden, wie die Sippe, ins Verderben stürzen; wir erkennen das bis heute in der Tradition touristischer Souvenirs. Für die Monumentalarchitektur des alten Ägyptens spricht Assmann in gleicher Weise: nichts darf weggenommen, nichts hinzugefügt werden, um das kulturelle Gedächtnis für die Ewigkeit zu bewahren. (1988^b) Ebenso könnte eine Veränderung, die Menschen am Zustand des Bodens vornehmen, durch neue Bauten oder auch dem Niederreißen eines Gebäudes, oder allgemeiner, die Änderung an der festen Ordnung der Dinge, furchtbare Konsequenzen haben. Manche Indianer Nordamerikas würden es deshalb *für eine Freveltat halten, den Boden zu bearbeiten*. (Lévy-Bruhl, 1910: 26; auch Fungshui wird als am Alten haftend erwähnt) Damit hatten vielleicht die ErfinderInnen der Landwirtschaft im Nahen Osten auch zu kämpfen, daß sie nun diesen Boden mit Hacken aufreißen müßten; und die noch wildbeuterischen Nachbarn erst! Diese Furcht, das kleinste Detail bei mystischen oder rituellen Dingen zu ändern, wird auch bei der Interpretation der Kunst am Göbekli Tepe zu bedenken sein. Und doch entstanden dort (oder zuvor) Götter!

Grundlegende Neuerungen sind also durch Zwänge und zufällige Nebenfolgen bedingt, nicht durch planvolle Weiterentwicklung, die immer nur sehr kurze Wege in die Zukunft machen kann; die Neolithisierung ist kaum zielgerichtet, womöglich auf der großen Zentralversammlung Naher Osten beschlossen worden. In der Neuerungsfeindschaft spiegeln sich zwar auch Abwehrhaltungen gegenüber den weißen Kolonisatoren, wenn diese Leute aus mystischen Gründen mißtrauisch gegen die Nahrung der Fremden waren, die sie den eigenen Geist-Kräften entfremden konnten, weshalb sie sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten. Es gäbe einen Widerwillen, alte Gebräuche aus Furcht vor Ahnen und Geistwesen für neue preiszugeben, sagt auch Müller. (1983) Wie sollte hinreichend mit den Ahnen kommuniziert werden, zumal wenn die Ältesten deren Meinung teilten; da bleibt es besser wie es ist. Schließlich haben die Alten Macht dadurch bewiesen, daß Geistwesen oder andere gute Kräfte ihnen ein so hohes Alter schenkten. Einzelne NeuerInnen oder erfolgreiche Leute mußten sich vor dem Verdacht der Zauberei fürchten, und das war ein dramatischer – und leicht zu erhebender – Vorwurf. Lévy-Bruhl zitiert: ein Häuptling im Kongo habe einem Schmied verboten, aus eisernen (also schon europäischen) Faßreifen gute Messer herzustellen, er würde ihn sonst der Zauberei bezichtigen; dort heißt es auch, eine erfolgreiche Heilerin wurde als Zauberin verdächtigt, denn woher sollte sie sonst so gut Bescheid wissen, so daß sie diese Tätigkeit aufgeben mußte, um nicht getötet zu werden. (1959) Die Verehrung der Ahnen und die Alten – deren Vertretung auf Erden – als Richter über Gut und Böse schaffen eine generell *konservative Struktur*.

Kriegslust?

Kriegshandlungen im allgemeinsten Sinn des bewaffneten Konflikts zwischen den Familiengruppen oder Sippen spielen zwischen rezenten

Urvölkern eine große Rolle, wenn auch meist nicht als Feldschlacht, sondern durch kleine Gruppen aus dem Hinterhalt heraus geführt, um etwas zu rächen beispielsweise. Durchaus auch den Tod des eigenen Häuptlings durch Unfall oder Altersschwäche, der aber feindlichen Geistwesen zugewiesen wird, aus der traditionellen Logik heraus zugewiesen werden muß, wie Lévy-Bruhl zeigt. Meine bisherigen Ausführungen machen wohl deutlich, wie wenig ich mit einem Aggressions-*Trieb* oder dergleichen im Sinn habe. Die Ausführungen zu den Emotionen scheinen es aber zweckmäßig zu machen, die Gewalt deutlich herauszustellen, um sie bewerten zu können. Zu den Baruya finden wir bei Godelier (1987) Hinweise darauf, Kriege gegen Nachbarstämme würden schlicht auch mit falschen Begründungen nach Beratungen im Stamm/ Dorf gegen Nachbarn angezettelt. Wie sollten sonst die Krieger Ansehen gewinnen? Dort waren Kriege vor allem die Kämpfe von Großen Kriegern und solchen die es werden wollten; Diese Helden gingen, unterstützt von einer kleinen Hilfsgruppe, Mann gegen Mann aufeinander los. Der Sieger suchte Arme oder wenigstens die Hände des Unterlegenen mitzunehmen. Offenen Krieg gibt es auch, wie mit verschiedenen *Farb*-Fotos, also in jüngerer Zeit, beispielsweise von den *Dani* auf Neuguinea, belegt scheint, deren Hauptbeschäftigung das Kriegführen sei, wie es heißt. Ein Toter – der dort auch abgebildet ist – reiche meist aus, um die Ehre (in der Blutrache) wieder herzustellen. (>Bild-1)

Die *Yanomano* am Rio Orinoco im Grenzbereich von Brasilien und Venezuela scheinen mit einer der am aggressivsten Stämme zu sein, die bekannt geworden sind.¹ Das beginnt im eigenen Dorf mit Kampfspielen, bei denen einer von zwei Gegnern erst einen Schlag des Gegenüber zuläßt, um dann seinerseits, zuletzt mit einem Holz, einen Schlag auf den Kopf oder die Brust des anderen zu tun. Ein Häuptling überwacht die Regeln. (Peter-Röcher, 2007) Dennoch können daraus weitergehende Auseinandersetzungen entstehen. Farbfotos zeigen auch schon eiserne (!) Beile. Peter-Röcher diskutiert die Berichte über sie sehr kritisch. Auch die Darstellung von Chagnon, (>Bild-5) von dem der hier als Grundlage verwendete Text stammt, wird entsprechend kommentiert. Diese Kritik an Chagnon kommt ebenfalls von Herzog-Schröder, (2000) die dennoch die meisten Hinweise auf Gewalt noch aus ihren Feldstudien um 1993 beiläufig bestätigt, obwohl sie die besondere Stärke der Frauen dort untersuchte; dazu gleich im Exkurs. In ihrer Darstellung erscheinen die *Yanomano* den WildbeuterInnen nahe. Sie leben nur etwa die Hälfte des Jahres in ihren abgeschlossenen kreis- oder elipsenförmigen Dörfern, die andere Zeit in Waldlagern. Doch können sie solche Gebäude eben bauen; für mein Thema ist das von Bedeutung. Neben den im Brandrodungsverfahren gewonnenen Gartenfrüchten sammelten diese Leute viel, betrieben aber keine Vorratshaltung. Die Arbeit sei ziemlich gleichmäßig zwischen den Geschlechtern beim Sammeln und Jagen verteilt, die Frauen jagden aber eher

¹ Für die oft als friedlich und matriachale minoische Gemeinschaft Kretas wird nun gesagt, sie sei äußerst kriegerisch gewesen. (<http://journals.cambridge.org/action/displayAbstract?fromPage=online&aid=8785119>)

kleinere Tiere! Allzugroße Jagdtiere gibt es wohl im dortigen Urwald nicht. Die informellen Anführer hätten die größeren Gärten, bekämen dafür aber keine (?) Anerkennung und müßten viel verschenken, so daß sie ärmer als andere sein könnten. Es werde bei den Yanomano das großzügige Geben als Tugend gepflegt, wer hat der muß (!) geben; es käme deshalb zu deutlichen (Gegen-) Forderungen; und Raub sei eine solche. Zum universal gefundenen System des Gebens und zu Ansehen und Macht komme ich später unter dem Stichwort: Macht zurück. Männliche Gewalt gegen Frauen komme vor, auch von Frauen gegen Frauen, und die Kinder beiderlei Geschlechts würden zur aggressiven Reaktion im Konflikt erzogen. Ebenso gab es Frauenraub, durchaus mit der Absicht, dabei Männer zu töten und gelegentlich auch mal die geraubte Frau kollektiv zu vergewaltigen. Doch sei manche dieser Aktionen auch im gegenseitigen Einvernehmen mit einem Bräutigam zu sehen. Bei der Jagd würden – was wiederum zur behaupteten egalitären Position der Frauen etwas aufzeigt – erlegte weibliche Tiere mit einem Stock penetriert. Es würden auch nie Fallen aufgestellt, weil dann das jagdliche Töten entfiele. Bei den von Männern veranstalteten Jagdzügen führen auch hier die Frauen zuhause Rituale zum Erfolg der Jagd durch. Und die um eine Frau konkurrierenden Männer entschieden unter sich (!) mit dem Stock-Duell, wer sie bekommt. Selten kämpften auch Frauen mit Keulen. Chagnon (>Bild-5) bestätigt diese Erkenntnisse.

Es ist ja nicht davon auszugehen, solche gewaltgewohnte Gemeinschaft lebe aktive Gewalt jeden Tag und auch untereinander aus. Die Frage ist immer: was passiert im Konfliktfall. Mit den Yanomano sehen wir also auf eine gegenüber anderen simplen Völkern, wie den Mbuti, ganz anders befindliche Gruppierung. Und diese Differenzierung von Mentalität und Lebensform ist für mein Thema ein wichtiger Punkt. Die Dörfer der Yanomano haben schon deshalb selten mehr als 200 Personen, da sonst die interne Gewalt unbeherrschbar werde, heißt es über sie in älteren Quellen. (>Bild-5) Vor allem mit den Nachbarn (des gleichen Volkes) gäbe es permanente Kriegshandlungen. Das geht so weit, daß Dorf A Dorf B dafür gewinnt, Dorf C einzuladen, um plötzlich über die Gäste herzufallen; Flüchtende werden dann von draußen lauernden Mitgliedern des Dorfes A erschlagen. Gibt es keinen direkten Rachegrund, wird der leicht auf Zauberei gegründet erfunden. Die Nahrung ist dort reichlich, Platz ist ebenfalls genug vorhanden, und doch seien die Feindseligkeiten grausam und mörderisch. (>Bild-5) Das „und doch“ müßte allerdings durch ein „weil“ ersetzt werden. *Weil* sie nicht permanent sich um Nahrung kümmern müssen, haben die Männer Zeit zu Kriegen. Anders als von einigen nordamerikanischen Indianern gesagt wird, deren Überfälle eigentlich nur Handberührungen, oder die mit speziellen Stäben sein sollen, die – von den Kumpanen bezeugt – zu weiteren Adlerfedern und dergleichen führen, zu Ruhm oder Ehre also, geht es bei den Yanomano neben dem Ansehen für die Krieger auch ums Töten selbst. Wenn es nach einer Tötung auch Reinigungsrituale gibt. Bündnisse wechseln,

oft basieren sie auf Handel, bei dem es aber auch schnell Streit und Entehrung gibt, wenn über die Wertigkeiten keine Einigkeit erzielt wird.

Die *Jivaro* in Peru und Ecuador sind Kopfbäger. Ihre Kriegshandlungen sind ähnlich permanent. Ohne daß sie sich durch eine Mangelsituation bedroht fühlen müssen, gibt es ständig Konflikte und Blutfehden untereinander und Ausrottungskriege gegen entferntere Stämme. Erbeutete Köpfe werden mitgenommen und schon auf der Flucht zurück eingekocht, sobald die Krieger sich nicht mehr verfolgt fühlen. (das Rezept: >Bild-5) Bei den *Kamayurá* am Xingu in Brasilien – auch sie haben Feinde, die in Schlachten möglichst getötet werden sollen – spielen die Männer heilige Flöten, die die Spieler beim Musizieren selbst zu Geistern machen (wie im typischen Ritual). Sie werden auf dem Dorfplatz (!) in einem Schrein aufbewahrt. Frauen dürfen sie nicht sehen, geschieht das doch, werden sie vergewaltigt oder sogar getötet. Dazu heißt es auch: „*Wenn eine Frau die Flöten zufällig sehen sollte, sei es daß die Instrumente unter freiem Himmel gespielt werden oder die Frau von den Männern dazu gezwungen wird, so kann sie von den Männern des Stammes vergewaltigt oder verbannt werden*“. (>Bild-5: 46ff; Hv. h.)¹ Schwirrhölzer, deren Geräusch den Frauen gegenüber als Beweis für Geister ausgegeben wurden, waren auch bei den Baruya vor Frauen geheim; die getötet werden konnten, falls sie dies Geheimnis zufällig entdeckten. (Godelier, 1987)

Diese Schilderungen scheinen Extreme darzustellen. Und doch gilt es zu bedenken, daß solche Grundeinstellungen universal das Leben rezenter Urvölker bestimmt haben. Immer wieder finden sich solche Schilderungen in meist allerdings nicht so sehr aggressiver Art beziehungsweise eher in kleinerem Umfang: ein Toter gegen einen Toten. Da mag auch oft eine Zurückhaltung gegenüber den BerichterstatterInnen eine Rolle gespielt haben, solche Sitten zu offenbaren. Diese Aggressionen sind schwer zu erklären. Nur in seltenen Fällen liegt ihnen – in den Berichten – eine Notwendigkeit in unserem rationalen Verständnis zugrunde, daß etwa Land erobert werden mußte. Das könnte vor der Kolonialisierung und in der Steinzeit anders gewesen sein, wenn es ums Überleben ging, um einen guten Platz mit Wasser, Sammelgut und Jagdbeute zu gewinnen. Aber am heftigsten scheinen diese Auswüchse unter günstigen Lebensbedingungen gewesen zu sein. Damit hätten wir ein auf Tradition gestütztes Verhalten vor Augen. Evolutionär im Sinne der positiven Selektion im Kampf ums Dasein ist die Erklärung dafür kaum möglich. Doch aus der Ontogenese her ist das zerstörerische Verhalten verständlich, wenn wir noch einmal an das Problem der Ehre und das der Identität denken und an die Erziehung zur Aggression. Männer-Spiele!

¹ Das klingt alles tendenziös, die Herausgeber der Reihe >Bild sind aber seriöse bedeutende Wissenschaftler: Hg. Evans-Pritchard, Edward, Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle.

Exkurs: Gleichstellung bei den Yanomano?

Zu Herzog-Schröders Versuch, das Leben der Frauen der Yanomano (2.000; bei ihr *Yanomamĩ*) als egalitär mit den Männern zu beschreiben, soll nun eine andere Bewertung der von ihr beschriebenen Situation gegeben werden; andere Quellen werden nicht herangezogen. Ich beziehe mich im folgenden nur auf einen kleinen Teil ihrer Argumentation zum Menstruationsritual. Dieses Volk am Orinoco gilt meist als besonders gewaltbereit, auch gegen Frauen, den eigenen wie vor allem fremden Frauen. Die Studie zeigt den besonderen Wert, wenn Ethnologinnen in solchen Gemeinschaften mit den Frauen enge Beziehungen knüpfen. So kann deren Leben relativ intensiv erforscht werden. An dieser Stelle ist für meine Arbeit interessant, ob von einer gewissen Macht der Frauen im Inneren dieser Dörfer zu sprechen ist, und wie das Geschlechterverhältnis konstruiert wird. Daß Frauen im Dorf institutionelle Macht haben, muß wohl verneint werden; eine starke Rolle wie bei den Irokesinnen ist nicht erkennbar. Aber es mag in dieser Arbeit durchaus eine typische Beteiligung von Frauen an letztlich männerdominierten Stämmen beschrieben sein.

Die Macht der Männer über die Frauen – die ja nicht primär alltäglich durch Gewalt gekennzeichnet sein kann, selbst nicht in Völkern mit deutlicherer Männermacht – bleibt für mich hinter dem Versuch, die Egalität der Geschlechter bei den Yanomamo zu zeigen, deutlich sichtbar. Aber eine gewisse Annäherung der Geschlechter im nicht-konfliktuellen Alltag wird nachvollziehbar. Die Frauen mischen sich auch in die allgemeinen Dinge des Alltags ein, womit über formelle Entscheidungen noch nichts gesagt ist. Daß sie über einen geplanten Überfall mit Frauenraub auf die Nachbarn mitreden, wird allerdings nicht gesagt. Sie haben einen eigenen Bereich, den sie miteinander bestimmen, und in den die Männer wenig involviert sind. Allerdings geht beispielsweise ein Großvater mit in den Wald – zum Schutz (!) –, wenn eine Frauengruppe dort den letzten Akt des Ritus' *yĩpimou* der Erst-Menstruation an einer Initiandin vollzieht, ein Ritus, der aber in allen Ablauf-Phasen vollständig den Frauen zugehört. An anderen Riten seien sie beteiligt, an anderen wieder nicht. „*Die strikteste Trennung der Geschlechter tritt im Bereich des Religiösen auf. Annähernd alle Yanomamĩ-Männer unterziehen sich irgendwann in ihrem Leben einmal dem Initiationsritual, durch das sie zum Schamanen werden. Die Zeit der Initiation erstreckt sich über mehrere Monate oder auch Jahre, in denen sich der Novize wiederholt tagelang Unterweisungen unterziehen muß*“. (2000: 24) Das Religiöse ist aber oberstes Gesetz.

Wieder finden wir panische Furcht vor dem Menstruationsblut: in Minuten muß beim ersten Eintrittsfall die junge Frau hinter Baldachinen versteckt werden, sonst könnten vor allem Männer großen Schaden nehmen. Daß zur Menstruation für die Mädchen, aber nicht analog für Jungen, ein Ritual existiert, kann im ersten Moment als genereller Vorteil für die Frauen verstanden werden. Ich habe Zweifel daran, zumal nach dem obigen Zitat, wo doch reichlich Gelegenheit fürs Vermitteln männlicher Zuständigkeiten gegeben ist. Es ist nur eine andere, besonders intensive Form der männlichen Initiation. Auch daß Mädchen oft früh und auch einem manchmal viel Älteren versprochen werden, daß der mögliche Schwiegersohn lange schon den Eltern Jagdgaben bringt, zeigt – wie der Frauenraub bei Nachbarn noch in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts – die Lage der Frau. Sie verweist auf eine relativ eigenständige Rolle der Frauen, aber im Rahmen männlicher Aufsicht, wie vom Großvater beim Menstruationsritual. Nein, mit dem Gedanken an matriachale (Rest-) Strukturen hat diese Form kaum etwas zu tun. Die Männer erschaffen auch hier den Boden für die Gartenflächen, sie machen die Brandrodung, die Frauen zerhacken die gefällten Bäume.

Die Konkurrenz um die Frauen kann in Gemeinschaften, in denen nur der verheiratete Mann etwas unter den Männern (und damit auch unter den Frauen) gilt, eine andere Form dessen ergeben, was wir in vielen Ursprungsmythen erkennen; Herzog-Schröder sieht ebenfalls die Häufigkeit solcher Mythen, doch ohne einen direkten Bezug zum Menstruations-Ritual. Wie darin Frauen oft zuerst das Chaos darstellen, die Leere ohne Ordnung, so scheint hier die Möglichkeit auf, daß schlicht die Heirat die erste Initiation vom Jungen zum Mann darstellt, die bei der schamanischen Ausbildung vertieft wird. Mir scheint das eher eine besonders gründliche Trennung der Geschlechter zu sein, wenn vielleicht auch nicht ganz so rigide wie bei den von Godelier beschriebenen Baruya; dazu unten mehr. Bei Konkurrenzen um Frauen entstehen für diese gewisse Freiräume. Aber letztlich unterstellt ihre Initiation sie – lese ich aus der Studie Herzog-Schröders – unter die *Ordnung* der Männer. Der Schmuck der Initiantin, wenn sie als neugeboren in das Dorf zurückkehrt, hebt – bei den meist nur mit einer Schnur „bekleideten“ Yanomano – deutlich ihre Vulva hervor. Zuvor war ihr Geschlechtsverkehr verboten, ob immer schon oder nur in den Monaten vor dem Ritus wird nicht klar. Das Hymen wird früher schon von einer alten Frau zerstört, um die Reifung des Mädchens zu fördern; Reifung für die Männer.

Die Krebse, deren Jagd in der letzten rituellen Phase die Initiantin mystisch in die Lage versetzt, eine Familie in Dorf/ Lager zu versorgen, stehen stellvertretend für jene Speise, die der Bräutigam ihren Eltern über Jahre schon brachte: besonders nämlich Gehirne von Vögeln und Kleintieren. Damit soll wiederum die Reife des Mädchens beschleunigt werden. Denn: diese Hirne wie später das (offensichtlich als identisch verstandene) Krebsfleisch spielen die Rolle des *Spermas*! Der Krebspanzer wird dabei als Kopf verstanden. „*Die Frauen unternehmen, wenn sie Krebse erbeuten, quasi eine ‚Kopffagd‘, wie im Gegenzug* [?, da stimmt die Reihenfolge nicht] *auch die Bräutigame, wenn sie sich für die Entwicklung ihrer Braut einsetzen, indem sie ihr Tierköpfe bringen*“. (260) Die werdende Braut übernimmt doch „im Gegenzug“ nun aus der männlichen Ordnung „Sperma“. Ist das nicht eher Anpassung an die männliche Vormacht? Leider fehlt der Darstellung der historische, der prozessuale Aspekt: wie haben sich diese Stämme entwickelt, sind sie in den 80er Jahren, als Herzog-Schröder sie noch erforschte, vielleicht „friedlicher“ als zuvor? Weil bereits Handel mit der eigenen Kooperative der Stämme ein neues Verhältnis zu Nachbarn schafft? So kann Herzog-Schröder auch eine Bemerkung des von ihr zitierten Dux¹ als statische Position miß-verstehen, als gäbe es die Macht der Männer quasi „natürlich“, während der stets das Werden solcher Erscheinungen betont, wenn er – sogar im von ihr kritisierten Zitat – etwa auf die frühen Mythen und andere Quellen (!) verweist. Da helfen Hinweise auf Ideologien um das „Gender“ in der Wissenschaftsgeschichte nicht recht weiter, die relativ intensiv diskutiert werden; auch die Soziobiologie wird kritisiert, die Frauen generell nicht mit betrachte, weil es in ihr auf die männliche Konkurrenz ankomme, seine Gene zu streuen. Daß einige (!) Bräutigame sich während des Menstruationsrituals ähnlich fastend verhalten wie ihre Bräute, mag ja deren Nähe zu ihrer baldigen Frau betonen, eine egalitäre Position im Stammesleben ist daraus kaum zu lesen. „*Als Konsequenz dieser unterschiedlichen Ausdrucksformen können ForscherInnen mit Yanomami-Männern lange Gespräche führen und von den eloquentesten unter ihnen elabörierte* [!] *Deutungen dieser Rituale erfahren. Dagegen können Frauen Verhaltensmaßregeln des yipimou zwar beschreiben, verweigerten sich jedoch einer Erklärung. Frauen zeigen im Symbolgebrauch ihre eigene Praxis: Sie verwenden ihren gesamten Körper als Inszenierungsobjekt für Bedeutung*“. (269) Wissen sie vielleicht schlicht nichts über Inhalt und Schaffung des Ritus yipimou durch die Männer

beziehungsweise die initiierten Schamanen? Sondern kennen nur den äußerlichen Ablauf? Dazu steckt in dieser Aussage Herzog-Schröders gerade jene bekannte patriarchalische Deutung: Natur der Frau - Geist des (elaborierten) Mannes.

Der traditionale Mensch

Offensichtlich kamen traditionale Urvölker mit dem prä-operativen Stadium in ihrem Leben zurecht, das organische Einbindung, Gehorsam und nicht Individualität fördert. Dux sagt dazu, wenn eine Gruppe eine lebbare Form gefunden habe, stocke der kognitive Erwerbsprozeß „*an der Schwelle [!] zur konkret-operationalen Kompetenz*“ (2008: 323) Und ebenso scheint eine noch nicht voll ausgebildete Form des traditionellen Denkens bei schlichten WildbeuterInnen vorstellbar, wenn mehr nicht benötigt wird, weil es noch keine weitergehenden „sozialen Umwelten“ gibt, an denen die entsprechende Kompetenz ausgebildet werden konnte; vergleichbar vielleicht mit dem *Früheren sapiens*. Es ist ein langwieriges Wechselspiel von sich verändernden Lebensformen und der daran gebundenen Ausbildung, die wiederum neue Kompetenz ermöglicht. Sind Forschungsergebnisse aus der (meist teilnehmenden) Beobachtung rezenter Urvölker aussagekräftig? Nichts kann beweisen, daß solche rezenten Gruppen noch wie in der Steinzeit leben, selbst wenn es uns so vorkommt; die traditionale Logik belegt es nicht, die kommt noch heute selbst in modernen Gesellschaften vor. Aber es bleibt nichts anderes übrig, als nach plausiblen Analogien zu sehen. Lévi-Strauss (1973) hebt – auch gegen Lévy-Bruhls Zuordnung eines prä-logischen Denkens gerichtet – eine Reihe von Forschungen über das Vermögen des „*wilden Denkens*“ traditionaler Völker hervor, die über das für sie Wichtige erhebliche und systematisierte Kenntnisse hätten; schon Lévy-Bruhl betont diese Fähigkeit und deren sehr gutes Gedächtnis. Mehrere hundert Namen von Pflanzen und Tieren – sagt Lévi-Strauss – seien oft als Grundwissen gefunden worden. Solche Klassifizierungen lassen sich jedoch – füge ich ein – wesentlich mit Hilfe des guten Gedächtnisses formulieren, ohne operatives Denken im Sinne Piagets. Solche nur summarisch erlernten Klassifizierungen sind gerade ein entscheidendes Ordnungsprinzip prä-operativen Denkens. (Hallpike, 1990)

„*Der Mensch des Neolithikums oder der Urgeschichte ist also der Erbe einer langen wissenschaftlichen Tradition*“ – sagt Lévi-Strauss sogar –, eines großen Wissens mit dem Nutzen für den Alltag und sogar für die Zucht. (1979: 27) Dann sieht er allerdings zwei verschiedene Arten des von ihm angesprochenen wissenschaftlichen Denkens, eine, die der sinnlichen Intuition näher, („Bastler“) und eine – unsere –, die ihr ferner läge. („Wissenschaftler“) Seine Folgerung ist auch: „*Wir beginnen erst langsam zu ahnen, daß frühere Beobachtungen, die man ebenso seltenen wie scharfsichtigen Forschern wie Cushing verdankt, keine außergewöhnlichen Fälle aufdecken, sondern daß sie auf Formen des Wissens und der Reflektion [!] hinweisen, die in den sogenannten primitiven Gesellschaften außerordentlich verbreitet sind. Aufgrund dieser Tatsache muß sich das traditionelle Bild, das wir uns von*

dieser Primitivität gemacht haben, ändern. Niemals und nirgends war der ‚Wilde‘ wohl jenes Lebewesen, das, kaum dem tierischen Zustand entwachsen, noch der Herrschaft seiner Bedürfnisse und Instinkte ausgeliefert ist, wie man es sich allzuoft vorgestellt hat“. (1973: 55) Ob Reflektion in unserem Verständnis bei Klassifizierungen wirklich bestand? Die Unterscheidung von nur sinnlich arbeitenden „Bastlern“ zu späteren „Wissenschaftlern“ ist es doch gerade, auf die Lévy-Bruhl schon so intensiv hinweist. Und nur wenige Zeilen später benennt Lévy-Strauss dieses Wissen als dem im alten Griechenland und Mittelalter entsprechend! Er nähert sich – ein demagogischer Streit um Worte (und „Ansehen“) – Lévy-Bruhl also wieder an, der schon in seinem Buch von 1910 auf Cushing und die „*wilden Philosophen*“ bei Tylor verwiesen hat.

Zur Beurteilung der Lebensweise traditionaler Völker ist zudem intensiv *einerseits* die große Bedeutung von Geistwesen, Träumen, GöttInnen, Mythen im Leben früher Völker zu bedenken, die zu irrationalen Lebensvorstellungen führt, und *andererseits* die Fähigkeit der Individuen jener Urvölker zum Umgang mit diesen mystischen Systemen im Alltag. Lévy-Bruhl teilt diese Vorstellungen in drei Kategorien ein: 1. Geistwesen der Verstorbenen, 2. die Geistwesen, die natürliche Dinge beleben, Tiere, Pflanzen, unbelebte Wesen (Flüsse, Felsen, Meer, Berge, von Menschen hergestellte Gegenstände und so weiter), und 3. die Hexereien oder Zauberwerke, die aus Handlungen der Zauber herkommen. (1959) Schad-ZauberInnen – die nicht mit anerkannten HeilerInnen im von mir verwandten Sinne zu verwechseln sind – sollten am besten getötet werden, heißt es in traditionellen Vorstellungen, um weiteren Schaden abzuwehren. Aber mit ihnen wird doch immerhin nach Ursachen durch Handelnde in der Gemeinschaft, also nach „Schuldigen“ gesucht, wenn auch der Beweis, jemand habe verzaubert, völlig irrational beziehungsweise ohne jede wirkliche Beweiskraft in unserem Sinn erhoben wird, wie mit der „Ordalie“ (bei uns: Gottesurteil). Und hinter den Verdächtigen werden immer Geistwesen wirkend gesehen, nicht eine menschliche Ursache.

Um einen weitergehenden Eindruck von traditionellen Menschen zu bekommen, gebe ich noch einige Hinweise aus einer der Arbeiten Lévy-Bruhls zur geistigen Welt der Primitiven. (1959) Ich will nur den einen Band einmal recht willkürlich durchblättern, um ein paar weitere Eindrücke zu vermitteln. Schon im Inhaltsverzeichnis betont Lévy-Bruhl, es sei nicht der Mangel an natürlichen Fähigkeiten die Ursache der Abneigung bei der primitiven Mentalität gegen logische Denkopoperationen. Und er hebt das gute Gedächtnis hervor, das solche Menschen stets anstelle des Nachdenkens einzusetzen versuchten. Es gäbe durchaus wissenschaftlich befähigte (!) Köpfe, was nicht gleichbedeutend ist mit wissenschaftlich denkend, und Kinder könnten, wenn sie beschult würden, ungefähr ebenso schnell und gut lernen wie Kinder unserer Länder. Es fehle aber weitgehend das Verständnis des Kausalzusammenhangs der Erscheinungen. Vorstellungen beschränkten sich stets auf eine nur kleine Zahl von Gegenständen, nicht auf komplexe Zusammenhänge, heißt das. Beim Eintreten eines Todesfalles gehen diese

Menschen beispielsweise von einer Ursache aus, die für uns im Mystischen liegt, weil also Zauber bestand, eine geheimnisvolle Macht. Und da sie schon wüßten, daß dies so sei, komme es ihnen auf die genauere Todesursache nicht an, nicht einmal bei Altersschwäche. Die Toten wurden von magischen Mächten verurteilt; schließlich gäbe es ja Menschen, die älter sind und noch leben. Ob konkret ein Krokodil sie tötete, oder der Speer eines Feindes, immer war im speziellen Fall eine magische Kraft am Werk, die andere verschonte. Es gibt in diesen Vorstellungen keinen Zufall, keine Unfälle. Wenn der Blitz zuschlägt, der Ast vom Baum bricht und den Schädel zertrümmert, so war es von Geistwesen bestimmt – vielleicht, wenn nicht wahrscheinlich, jenen der Nachbarn. Und gibt es offenkundig konkrete Urheber für ein Unglück, so mußten die nicht unbedingt schuldig sein, sie wurden vielleicht vom Zauber benutzt. Ein ganzes Kapitel widmet Lévy-Bruhl Zaubern und Krokodilen. Diese Tierchen sind harmlos, töten niemals Menschen – es sei denn, sie seien verzaubert. Kommt es bei der Beerdigung von XY zu einem heftigen Gewitter, wird ernsthaft davon ausgegangen, dies sei vom Geist des XY geschickt worden, dem vielleicht irgendetwas an der Feier nicht paßt. Ein Todesfall muß gerächt werden, wenn er durch Zauberkraften anderer Menschen verursacht ist, was meist angenommen werde. Es seien fast immer Todesfälle, die Kriege gegen Nachbarstämme verursachen, um den tötenden Zauber zu vernichten und dessen ganze Verwandtschaft, heißt es mal für ein Volk. Daß Träume als Realität gesehen werden, erwähnte ich schon. Als ein Häuptling zwei oder drei mal von einem Mann träumte, ließ er ihn töten, weil er darin eine Bedrohung durch Zauberei sah. Sehr wichtig sind auch die Vorzeichen, die oft von Vögeln angezeigt werden (wie in der Ilias oder bei uns die schwarze Katze von links).¹ Das Vorzeichen ist nicht ein einfaches Zeichen, schreibt Lévy-Bruhl, es ist zugleich eine *Ursache*, oder um es besser zu sagen, diese Geistesart der Leute unterscheidet nicht zwischen Zeichen und Ursache (es wird als Identität verstanden, ohne natürlich davon zu wissen). Fischen zwei Freunde am gleichen Ort und einer fängt deutlich mehr, könnte die Anklage der Zauberei folgen. Kinder, die mit den Beinen vorab aus dem Mutterleib kommen, werden oft getötet, ebenso solche, die zuerst oben Zähne bekommen. Es geht wohl nicht um einen körperlichen, sondern um den mystischen Mangel, der sich in der Anomalie ausdrückt. Abweichung von der Ordnung (Neuerung) ist immer gefährlich. Bei Weissagungen und Befragungen der Geistwesen wird oft der Schädel eines Ahnen befragt, weil der als Teil für den ganzen Ahnen steht. So etwas wird auch bei den steinzeitlichen Schädelbestattungen und der

¹ In Mesopotamien wußte ein Arzt über den Heilerfolg etwas, wenn er auf dem Weg zum Kranken rechts von sich einen Falken fliegen sah. (Pichot, 1995) Diese Menschen seien sehr „abergläubisch“ gewesen, die Zahl 7 als Unglückszahl wurde dadurch wohl zum Sonntag der Bibel. Stammen vielleicht die christlichen Engel wie die Sintflut aus Mesopotamien? Kramer zeigt drei Abbildungen von Göttern, deren Funktion in Sonnenstrahlen, Pflanzen und Wasser symbolisiert sind – allen drei wachsen aus den Schultern Flügel. Die Ausstrahlung Mesopotamiens auf andere war ausgeprägt. (1979) Schon dortige Geistwesen und sogar (vergöttlichte) Königsdarstellungen werden mit Flügeln dargestellt. (Roaf, 1998)

Nachbildung des Gesichts mit Gips und Muscheln zu bedenken sein, die am Fundort Jericho und schon viel früher an anderen Stätten ausgegraben wurden.

Sehr verbreitet war die Ordalie. Wer der Zauberei verdächtigt wird, und alle können diesen Verdacht aussprechen, hat dann beispielsweise eine Gifttinktur zu trinken; die kann stark oder schwach zubereitet werden. Erbricht sich der Mensch ist er unschuldig, stirbt er, oder wird nur vorübergehend krank, ist er schuldig. Die Ordalie wird gern auf sich genommen, das Vertrauen scheint grenzenlos. Sie soll das böse Prinzip (!) bekämpfen und wird deshalb noch vor einer beschlossenen Hinrichtung ausgeübt. Auch die Beschuldigten akzeptieren sie offenbar; sie wußten dann nichts von dem Zauber, der sie ergriffen hatte. Ist der Verdächtige für die Ordalie nicht greifbar, kommt auch ein Bruder oder anderer Verwandte für die Probe in Frage (wie bei Blutrache). Solche Verfahren sind also reine Willkür, so wie noch bei den Germanen Recht unter anderem durch Zweikampf gesprochen werden konnte; wer gewinnt, gewinnt den Prozeß. Auch das Tauchen einer Hand in kochendes Wasser ohne entstehende Verletzung kann Unschuld beweisen. Allerdings scheinen Ordalien nur bei entwickelten Häuptlingsgesellschaften beobachtet worden zu sein, nicht in einfacheren Gemeinschaften, schreibt Lévy-Bruhl. Eine Institution entsteht!

Eine Sammlung von verallgemeinerten Fähigkeiten beziehungsweise deren Fehlen stellt Hallpike zusammen, ich füge sie kommentarlos sehr verkürzt an, um eine weitere Stimme zu Wort kommen zu lassen, manches hörten wir schon. (1990) Prä-operative Menschen sähen stets nur absolute Qualität: die Sonne geht an jenem Berg auf und an jener Küste unter, sieht ein Mensch bei einer Reise die Sonne an der Küste aufgehen, sucht er nach (für uns) mystischen Ursachen; die Erde als Kugel zur Erklärung gibt es nicht. Zeit ist ähnlich nur die Erfahrung der Dauer von Ereignissen und Tätigkeiten, sie wird nicht quantifiziert und schon gar nicht als lineare Weltzeit verstanden. Auch eine lineare Distanz wird nicht gesehen, ein Zauberwort kann das Reisen beschleunigen oder den Weg verkürzen. Auch Gewicht wird nur sinnlich wahrgenommen, der Rücken schmerzt, Kinder oder Frauen können es tragen oder nicht. Maße werden als sinnliche Bilder empfunden, wie lang eine Falle sein muß, am Körper gemessen (nicht quantifizierend an einem Dritten, einem Äquivalent, wie einem Maß-Stock, analysiert). Der Alltag verläuft wie in einem Organismus, weshalb Gemeinschaft und Natur in enger Beziehung zueinander stehen und in Analogien gedacht werden. Durch weitgehenden Mangel von Maschinen und Technik – bekannt sind Tierfallen, Webstühle, (Segel-) Boote – lernen sie nicht Relationen und Kausalität. Reaktionen von Dingen auf andere Dinge sind unvertraut. Skaläre Kontinuen (von heiß bis kalt) werden eher als polare Gegensätze verstanden (entweder - oder). Angesichts bestimmter Traditionen und vorhandener Naturmittel, etwa beim Hausbau Holz und Blätter, gibt es *keine* Planung (!) und Kalkulation. Die Hebelwirkung ist faktisch bekannt, etwa beim Grabstock, wird aber nicht als Prinzip erkannt. Experimentieren wird (eher als Probieren mit Versuch und Irrtum und) nicht als kontrolliertes Experiment ausgeübt. Der Mensch wird als fertig auf die Welt

kommend betrachtet, der Wissensschatz entspricht kosmischer Ordnung, er wird nicht durch lernende Erfahrung, sondern durch Offenbarung vergrößert (wie noch im Geniekult des 19. Jahrhunderts). Wichtig an diesen Hinweisen ist, es fehlt nicht nur an dieser oder jener Erfahrung, sondern es geht darum, daß nicht in solchen Dimensionen gedacht wird, und es geht um den typisch prä-operativen Menschen. Neue Entdeckungen können dann auch nicht Anlaß zum weiteren systematischen Entwickeln sein; viele Neuerungen, die die Missionare mitbrachten, galten zwar als interessant – aber nur für sie. Schließlich gab es ja noch die eigenen Ahnen und Geistwesen. Manche Haltung kenne ich übrigens noch aus meiner Jugend, etwa die fertige Existenz des Individuums mit „angeborenem Charakter“.

Lebende Fossile?

Die Überschrift zu diesem Abschnitt klingt respektlos, ohne so gemeint zu sein. Aber als Analyse aus dem zu den rezenten Urvölkern gesagten entsteht tatsächlich die Frage, wie einfache, noch bis in unsere Zeit hinein lebende Völker als „Modelle“ für steinzeitliche Lebensweisen gefaßt werden konnten? Heute abgedrängt in öde Landstriche, die wiederum ihre Schlichtheit garantieren, erscheinen sie in der Tat die VerliererInnen der humanen Weltgeschichte zu sein; sie leben heute unter dem Einfluß stärkerer traditionaler Völker, von den Folgen der Kolonialisierung durch die europäische Kultur abgesehen. Gleichwohl sind sie hier darzustellen; wir haben keine besseren Vorbilder für jene ganz andere Zeit. Aber ob eine so schlichte Lebensweise nicht schon vor 40.000 Jahren schon eine „zurückgebliebene“ gewesen ist? Schließlich sind schon für das Jung-Paläolithikum manche Errungenschaften sichtbar geworden: Schmuck, etwa Flöten, oder (Fern-) Handel. Kognitiv allerdings scheinen rezente WildbeuterInnen im Rahmen dessen einzuordnen zu sein, den andere rezente Urvölker bilden, von denen wir hörten. Hier könnten die 40.000 Jahre Entwicklung seit dem Beginn meiner Untersuchungszeit sichtbar werden, die alle Menschen weiterentwickelt haben. Wir haben auch keine Ahnung, seit wann die hier besprochenen Völker so existieren.

Für das ältere Jung-Paläolithikum vermute ich – parallel zum *Früheren sapiens* – Menschen, die noch nicht das vollständige kognitive Inventar des prä-operativen Stadiums nach Piaget erreicht hatten, sondern denkbar wäre jene Entsprechung zur traditionellen Logik „Fünfjähriger“ als Erwachsener, auf deren Problematik ich schon nachdrücklich hinwies. Die Kommunikation wäre damals noch deutlich von Gesten und Zeichen bestimmt worden. Gefundene Zeichensprachen bei rezenten Urvölkern, die für stundenlange Unterhaltungen reichen, könnten Hinweise sein. (Lévy-Bruhl) Bei Früh-Menschen (*Homo erectus* und *neanderthalensis*) ist hilfsweise – um es besser vorstellbar zu machen – vielleicht an Leute mit (mäßigem) Down-Syndrom zu denken.¹ Wir

¹ Down hat dieses Phänomen erstmalig erforscht. In Hamburg gibt es eine Gruppe solcher Menschen als KünstlerInnen-Kollektiv: Die Schlumper. Dort entstehen komplexere Malereien als wir sie in der frühen Höhlen-Kunst sehen.

sahen die Entwicklung bei Tomasello, der gelegentlich beispielhaft auf bestimmte autistische Menschen verweist. In der Ethnologie wurde nicht speziell nach dem Prozeß der Kognition geforscht, weil das Problem einer sich entwickelnden Operationalität des Denkens in der Ontogenese nicht gesehen wurde, obwohl manche Tests von Piaget in aller Welt überprüft wurden. Erkunden wir noch ein wenig mehr Material über einfache WildbeuterInnen, um sich „Steinzeitleben“ – entsprechend „übersetzt“ – ein bißchen besser vorstellen zu können. WildbeuterInnen oder SammlerInnen und Jäger werden in einem Übersichtswerk von Lee/ Daly (1999: 4ff) so definiert:

- (1) Es seien diese Menschen relativ gleichgestellt und hätten keine Führungsfiguren, sie lebten
- (2) mobil und könnten „mit den Füßen abstimmen“, wenn ihnen etwas an der Struktur ihrer Gruppe nicht gefällt. Es gäbe
- (3) ein Muster von Konzentration und Verteilung im Raum, etwa wird im Winter in kleinen Gruppen „überlebt“, im Sommer der Stamm aber zu einer großen Gruppe vereint. Es wird
- (4) Land als gemeinsamer Besitz verstanden, das alle Individuen nutzen können. Eine zentrale Regel sei
- (5) das Teilen, wobei Gegenseitigkeit gelte, Geschenk und Gegengeschenk; wir werden später bei den Trobriand-Inseln noch sehen, daß weniger das Teilen als das Geben betont wird. Die Umwelt gilt
- (6) als religiös/ spirituell durchgeistigt und nicht als Wildnis, wie bei jüdisch-christlicher Tradition, Natur ist animistisch, und
- (7) die Ahnen vertreten das Frühere (als anderen Ort, betone ich noch einmal). Eine zentrale Figur ihres Glaubens ist
- (8) der Trickster, eine widersprüchlich mal gut mal böse agierende Figur in den Mythen (wir sehen ihn schon in Mesopotamien mit Enki, Germanen: Loki und bei den Mbuti). Als weitere Gemeinsamkeit wird auf
- (9) SchamanInnen verwiesen. Und diese Völker gelten
- (10) generell als ethisch und sozial (was immer das sein mag). Different seien die Lebensformen hinsichtlich
- (11) der Gewalt oder der Friedlichkeit. Auch die Wertung
- (12) des Geschlechts (gender) ist unterschiedlich, mal sind Männer sehr gewalttätig gegen Frauen, mal diese relativ gleichberechtigt; eine perfekte Gleichheit gäbe es nicht. Letztlich seien
- (13) WildbeuterInnen mehr oder weniger einfach oder komplex strukturiert.

Es fehlt also die Besprechung der Kognition. Und die Frage, ab wann denn die Mystifikation ausgebildet worden sein könnte – selbst in einfacher Form wurde sie offensichtlich nicht von den Primaten her „mitgebracht“. Manchmal werden rezente WildbeuterInnen auch glorifiziert, sie lebten bewußt im Einklang mit der Natur, ohne Hierarchien, die Geschlechter seien gleichberechtigt und dergleichen. Nochmals sei betont, es geht nicht um eine

generelle Zurücksetzung, doch wir haben gesehen, welche Wirkung ein solcher Bildungsstand üblicherweise hat. Vor der Jagd die Geistwesen der Tiere um „Erlaubnis“ zu bitten und dergleichen mehr, kann kaum als Einsicht (!) in ökologische Zusammenhänge verstanden werden.¹ Bei den Yanomano in Venezuela wird im Urwald ein Baum schlicht gefällt, um seine Früchte zu ernten. Tiere werden auch aus Spaß getötet. (Herzog-Schröder, 2000) Sehen wir auf einige dieser Urvölker.

Die *Mbuti*, Pygmäen im Kongo-Urwald, sind „Sammler und Jäger“, die mit Bogen und Netz jagen.² (Godelier, 1973; nach Turnbull) Es handelt sich bei ihnen um eine sehr einfache Lebensform. Sie gelten, wie die afrikanischen Khoisan, /Kung³ und Hadza, als einfachste WildbeuterInnen und kämen auf den ersten Blick als mögliche Vorbilder für das Leben des beginnenden Jung-Paläolithikums in Frage, weil sie mit ihrer Schlichtheit einen Pol der denkbaren Gruppenstrukturen bilden. Tatsächlich werden sie aber eng mit ihren großwüchsigen agrarischen Nachbarn (Bantu) verbunden beschrieben, also nicht (mehr?) als eigenständig, sie sprechen auch *keine eigene Sprache*. (Seitz, 1977) Isoliert gedacht – also ohne die Bezüge zu den Bantu – mögen sie dennoch beispielhaft im genannten Sinn mit betrachtet werden. Bei ihnen gibt es keinen Häuptling, sondern das Palaver aller (in den kleinen Gruppen). Versuche einzelner Männer, sich beispielsweise wegen erfolgreicher Jagd als Vorleute zu profilieren, werden durch Spott und Bloßstellung untergraben. Männer genießen eine größere Autorität als Frauen. (Dux, 1997; nach Turnbull) In jeder Gruppe findet sich ein Narr oder eine Närrin (Trickster), die Konflikte entspannen. Das Netz bekommen die künftigen Jäger von Mutter und Mutterbruder bei der „Hochzeit“. Es gibt gemeinschaftliche Jagden, bei denen die Jäger ihre Netze im Halbkreis spannen, die jungen Männer und Frauen (!) treiben die Tiere in deren Richtung; andere Gruppen der Mbuti jagen mit Pfeil und Bogen. Bei der typischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern

1 Was ja oft geschieht. Wenn der letzte Baum, das letzte Tier ausgerottet sei, würden wir (Weißen) sehen, Geld ließe sich nicht essen, war in den siebziger Jahren eine ständige Mahnung weißer Gutmenschen; sie soll von einem Indianerhäuptling stammen. Gerade WildbeuterInnen können eine erstmal zerstörte Umwelt auch verlassen. Aber selten sind sie in der Lage, Landschaften zu zerstören. Nicht daß ich für die „Zivilisierung“ solcher Völker bin, aber die Frage, ob nicht doch eine höhere Bildung für jene Kinder auch Menschenrecht ist, sollte erlaubt werden. Wie das in „unsere“ Welt human realisierbar wäre, sehe ich allerdings nicht.

2 Die Pygmäen, die vom Kongo bis nach Ruanda leben, sind sehr oft beschrieben worden. Seitz (1977) hat Ergebnisse und Forschungsgeschichte skizziert und mit eigenen Forschungen verbunden. Dabei wird nicht nur die Vielfalt der Stämme deutlich, sondern auch die der Forschungsergebnisse. Eine klare Übersicht scheint nicht möglich. Das gilt auch für die (Ba) Mbuti, eine relativ große Gruppe des Itury-Regenwaldes. Turnbull, auf den Dux und Godelier sich stützen, ist auch nicht unumstritten im fachlichen Disput, gilt jedoch als seriös; ich kann das nicht abschließend beurteilen. Manche der skizzierten Lebensbedingungen hört sich allerdings mehr nach 20. Jahrhundert als nach Steinzeit an. Der Verweis auf „Steinzeitmenschen“, um den es mir geht, mag dennoch hinreichend angedeutet sein. Pygmäen wurden im Ägypten des 5. Jahrtausends bp erwähnt.

3 Mit dem Schrägstrich bei /Kung bezeichne ich einen Schnalzlaut, der oft mit ! bezeichnet wird.

tragen Frauen mit dem Sammeln mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel bei. (Godelier, 1973)

Jeden Monat (!) wird das Lager gewechselt, für das die Frauen sehr einfache Hütten aus Zweigen und Blättern bauen, die ihnen gehören. Die Gruppe bleibt aber im von anderen Gruppen anerkannten Territorium. Hochzeiten sind exogam; in die (sozial nahen) Gruppen der Mutter und der Mutter des Vaters ist sie nicht möglich. Unter den Männern wird sexueller Frauenaustausch praktiziert (das ist nicht Bräutetausch zwischen Sippen, hier geht es um: ausleihen). Primär gilt es diesen Menschen darum, ihren Stamm, die Mbuti als solche, zu fördern, auch die einzelnen Gruppen, nicht aber einzelne Familien oder Individuen. Hexenwesen ist unbekannt, wie Godelier schreibt, also gibt es keinen Schad-Zauber, wie er von den Nachbarn dennoch vermutet wird, was die Mbuti wiederum als Drohkulisse nutzten. In zwei Fällen kommt es zu repressiver Gewalt: wenn ein Jäger sein Netz in bevorzugter Position vor den anderen aufspannt, und wenn jemand bei den Feiern zugunsten des Waldes einschläft; sie werden waffenlos im Wald zurückgelassen oder direkt getötet, weil sie die innere Solidarität brachen und die Reproduktion des Volkes gefährden. Die Gruppen bestehen aus sieben bis 30 Familien von Jägern; mit weniger als sieben Netzen ist die Jagd wirkungslos, bei mehr als 30 findet sich zu wenig Wild für alle.

Die religiösen Vorstellungen scheinen recht simpel zu sein. Der Wald ist Gott, ist „Alles“ für die Mbuti. Der Tod kommt über Mensch und Tier, wenn der Wald eingeschlafen ist. Eins der Feste, die die Mbuti feiern, sei eine Mädchen-Initiation, Elima, das andere sei das Molimo, um den Wald wachzuhalten. Seitz (1977) erwähnt, zur Jungen-Initiation beteiligten sie sich am Ritual Nkumbi der großwüchsigen Nachbarn, was offenbar die Macht der jungen Männer selbst und ebenso die Verbindung mit den Initiations-Brüdern stärkt. Beim Molimo wird besonders intensiv Jagd betrieben, gegessen, getanzt und gesungen. Nicht die Jäger bringen das Wild, nicht die Frauen (und Männer) das Sammelgut, sondern der Wald. Dux schildert diesen Ritus zugunsten des Waldes genauer, bei dem die Frauen eine besondere Rolle spielen, die mit den Kindern während des größten Teils des tagelangen Festes ausgeschlossen sind! Der Gesang wird durch eine Art „heilige“ Trompete unterstützt, die den Frauen und Kindern als seltsames Tier vorgestellt wird (ähnlich tabuisiert wie in Neuguinea und Südamerika also auch in Afrika). Die Frauen spielen das Spiel mit und geben sich ahnungslos. An einem der Abende treten die Frauen auf, eine alte (wohl eine nicht mehr menstruierende) Frau fesselt nach ihrem wildem Tanz durch das Feuer die Männer für eine kurze Zeit, die sich als geschlagen erklären und deshalb von der Frau wieder befreit werden. Danach sind die Frauen und Kinder erneut ausgeschlossen! Der Wald (oder die Männermacht) wurde mystisch erneuert. (1997) Eine Ursprungsmythe wird hier tänzerisch vorgetragen. Und wir erkennen eine Reihe von Institutionalisierungen. Wobei nicht klar ist, ob die komplexeren Elemente des Lebens womöglich von den

Bantu übernommen (oder aufgezwungen) wurden; andersrum wäre es theoretisch natürlich auch denkbar, aber weniger wahrscheinlich.

Die Beziehung der Mbuti zu ihren jeweiligen großwüchsigen Nachbarn scheint aus der Literatur nicht bestimmt feststellbar zu sein; auch von einem Mbuti-Häuptling ist mal die Rede, der mit einem der Nachbar-Häuptlinge zu tun hat. (Zeit) *Einerseits* beliefern sie die Nachbarn mit Fleisch und Elfenbein, wofür sie wohl vor allem Eisen für Speer- und Pfeilspitzen bekommen (also keine „Steinzeit“ mehr). *Andererseits* ist von Abhängigkeit bis hin zu Sklaverei die Rede, da die Mbuti auch Feldarbeit für die Nachbarn übernehmen würden. Die Netze und Speere, die die Mbuti selbst herstellten, blieben oft bei jenen unter Verschuß und würden nur ausgeliehen, wie auch die Jagdhunde. Und es bleibt unklar, wann das jeweils behauptet beziehungsweise beobachtet wurde; jedenfalls am Ende des 19. und bis zur Mitte (!) des 20. Jahrhunderts. Andere sprechen von Symbiose mit den Nachbarn. Und es ist die Rede davon, die Mbuti hätten den Nachbarn mit den Geistwesen des Urwaldes, die sie im Zaum halten könnten, gedroht. Insgesamt scheint aber eher die Bedrohung durch die Bantu möglich, was die Mbuti vielleicht besonders „friedlich“ macht. Auch durch Heilkünste zeigten sie ihre Verbindung mit den Geistwesen. Vom leichten Wechseln zu anderen schwarzen Herren ist die Rede. Bei anderen Pygmäen sind die Beziehungen zu ihren großwüchsigen Nachbarn wiederum anders. Wir sehen offenbar auf Handelsaustausch und vielschichtige Verhältnisse darum herum. Ich lasse das so stehen. Es sei aber auf diese eigenartigen Verbindungen hingewiesen, die zwischen sehr einfachen Völkern/ Stämmen möglich sind, seien sie nun ebenbürtig, symbiotisch oder doch deutlich abhängig, weil sich solche Beziehungen auch für sozial-differenzierte Gemeinschaften am Ende des Jung-Paläolithikums mit noch schlichten Nachbarn denken lassen. Die Bantu waren offenbar keine ausgeprägte Kriegsmacht und fürchteten die Bogen der Mbuti und deren mögliche Rache bei Auseinandersetzungen. Ich mache aber noch einmal deutlich, daß ich die ersten HöhlenmalerInnen mir durchaus noch schlichter organsisiert vorstellen kann, ohne die angesprochenen Riten beispielsweise.

Die *Buschleute* (Khoisan, Bushmen) in der Kalahari teilen die Blutgruppe mit den Mbuti, die beide von anderen Völkern Afrikas trennt. (>Bild-2) In der Wüste ziehen sie in Gruppen von 25 bis 60 Leuten als WildbeuterInnen umher. Die Frauen fallen durch den Fettsteiß auf.¹ Die Buschleute gelten als jene, die frühe Fels- und Höhlenmalereien ausfertigten, die sich von Gibraltar in einer großen S-Kurve durch die Sahara nach Ostafrika und dann über die Kalahari-Wüste nach Südafrika finden. Wie die Mbuti (oder die Inuit) haben sie mit Nachbargruppen ihres Volkes feste Regionen vereinbart. Es gibt Kontakte zu diesen anderen Gruppen, Eheschließungen, Geselligkeiten, auch Handel. Ein

¹ Das heißt nun nicht, der Fettsteiß sei damals generell so ausgeprägt gewesen. Noch heute ist bei manchen schlanken afrikanisch-stämmigen Frauen eine entsprechende leichte Wölbung sichtbar (wie auch die Fersen oft relativ lang scheinen?). Künstlerisch wird das dann überzogen, wie bei mancher Tierdarstellung auch, etwa Nashörnern mit überlangem Horn, oder den Frauen-Figurinen.

Wechsel der Gruppe ist häufig, auch diese Gruppen müssen sich den kargen Verhältnissen in ihrer Größe jeweils anpassen. Sie sind meist monogam, Polygynie kommt vor, wenn ein Mann mehrere Frauen ernähren kann, wie es in solchen Beschreibungen dann oft heißt, obwohl die Männer nur aus Mangel monogam, also generell polygam sind. Ältere Männer und gute Jäger leiten die Gruppen, einige Stämme werden sogar durch erbliche Häuptlinge geführt. Die einzelnen Gruppen haben aber als Typus generell kein Oberhaupt, kein Gesetz, keine Strafe. Nur im äußersten Fall nimmt sich jemand sein Recht mit Gewalt, die verabscheut wird. Die Frauen errichten halbkreisförmige Hütten aus Zweigen und Gras, oft von einem Baum gestützt in der Nähe eines Wasserlochs. Fleisch wird zum Trocknen unter das Dach gehängt. Große Jagdbeute wird unter alle Personen verteilt, kleinere Tiere bleiben den Jägern und ihren Familien. Jedenfalls einige Stämme glauben an zwei übernatürliche Wesen, den Schöpfer der Welt und – weniger mächtig – an eine Gottheit der Krankheit und des Todes.

Aus anderer Sicht schildert Guenther (1983) eine weitere Gruppe der Buschleute der Kalahari, die *Nharo*. Trotz seines Bemühens, ihre frühere Lebensweise und besonders ihre Mythen anzudeuten, scheinen diese Geschichten aus der Zeit schon einer Unterdrückung seit Mitte des 19. Jahrhunderts, ebenfalls durch Bantu, zu stammen. Markiert das das Ende einer „ursprünglichen“ Wildbeuterei? Zwei Götter spielten bei ihnen eine Rolle, der obere gute Gott (Bantu? schon Weiße?) und der Trickstergott, der den Nharo näher sei, die ganz allgemein in ihren diesbezüglichen Äußerungen ihren Minderwertigkeitskomplex (!) betonten. Den Frauen wird an dieser Stelle eine zumindest egalitäre Position zugeordnet, und sie hätten große biologische Kenntnisse. Nur selten seien sie *„Opfer gewalttätiger Auseinandersetzungen; sie sind gewissermaßen unantastbar; Vergewaltigungen kommen nur äußerst selten vor“*. (89) Formulierungen gibt es! Von egalitärem Zurückschlagen ist nicht die Rede. Auch rituell seien die Frauen bedeutend. Generell taugt wohl auch dieses Volk nur sehr begrenzt für Auskünfte über „reine“ WildbeuterInnen.

In den Berichten über rezente Urvölker – sage ich noch einmal – gilt es immer den verstörenden Einfluß des Kolonialismus zu bedenken. (>Bild-5) Kaum ein Volk blieb nach der Eroberung ab dem 16. Jahrhundert unverändert. Nicht immer war körperliche Gewalt primär. Malinowski schimpft kräftig auf die unseeligen Eingriffe weißer Behörden und engstirniger Missionare in Sitten und Gebräuche auf den Trobriand-Inseln, die deren Kulturen zerstört hätten. Und sie wurden ja nicht zugunsten europäischer Bildung zerstört. Fraser (sic) skizziert die Entdeckung der fernen Welten anhand der Kunst der Naturvölker und betont das Wirken der MissionarInnen: *„Sie sahen in den ‚primitiven‘ Schnitzereien der Völker dort nur Götzenbilder, die von ‚minderwertigen‘ Wilden hergestellt waren und die es zu vernichten galt.// Die Gegenstände, die damals von den Missionaren verbrannt oder auf ihr Geheiß von den Eingeborenen selbst zerstört worden sind, würden wahrscheinlich ganze*

Museen füllen.“ (1962: 11; // = Absatz) Die „Bücherverbrennung“ hat lange Traditionen; möglicherweise gab es solche Formen zumindest schon am Göbekli Tepe, als bei der späteren Verfüllung bestimmte Tierfiguren abgeschlagen wurden. (Schmidt, 2008) Über viele Entwicklungen der Welt wissen wir nichts. In Berichten über afrikanische Stämme ist beispielsweise sehr oft von Mais-Anbau die Rede, der seinen Ursprung aber in Mexiko hat; schon Kolumbus brachte ihn nach Europa, von wo aus er sich offenbar weiter verbreitet hat; von Stamm zu Stamm? Durch Überland-Händler? Angreifer? So wie die Süßkartoffel offenbar vor den Europäern aus der Südsee nach Neuguinea kam? Die Entdeckung bestimmter Regionen dort erst Mitte des 20. Jahrhunderts ist also eine Wiederentdeckung. Oder die früheren Welten waren viel komplexer als die Eroberer erkannten.

Die spezielle Umwelt ist auch in relativ günstigen Lagen von großer Bedeutung für einfache Völker. Da läßt sich nicht generell sagen, das Leben als WildbeuterInnen sei leicht, nur zwei drei Stunden Sammeln täglich, wie es oft zur Untermalung der Frage betont wird, warum Menschen denn überhaupt sesshaft werden wollten. Und jene zu fragen, die den Schritt nicht gingen, ergibt natürlich (!) die Antwort: Warum sollten wir? Die /Kung beispielsweise leben zum Teil im Buschland, also zwischen relativ dicht stehenden Büschen, das ist unübersichtliches Gelände mit gelegentlich umherstreifenden Raubtieren; deshalb lassen die /Kung ihre Kinder von fünf bis 15 Jahren nicht sammeln, die also im Lager bleiben, das zudem vom Sammelgut relativ weit entfernt ist. Anders lebt der nur noch kleine, ebenso simple Stamm der Hadza in Nord-Tansania. Das Gelände ist weithin zu überblicken, die Nahrung wächst näher am Lager mit der Wasserstelle, Kinder werden vom Hin- und Herlaufen nicht so schnell müde, und es gibt am Sammelort mehr Schatten als im Busch; dort sammeln die Kinder selbst. Diese Unterschiede sind nicht nur für den „Energiehaushalt“ markant, die /Kung haben es generell schwerer und müssen dazu noch die Nahrung für die Kinder mit ranschleppen. Das ist auch für die Sozialisation von Bedeutung. Sie sind um ihre Kinder viel besorgter, sind sie außer Sicht, wird gleich gerufen und gesucht. Das ist bei den Hadza nicht nötig, die strenger mit den Kindern sind. (Jones u. a., 1994)

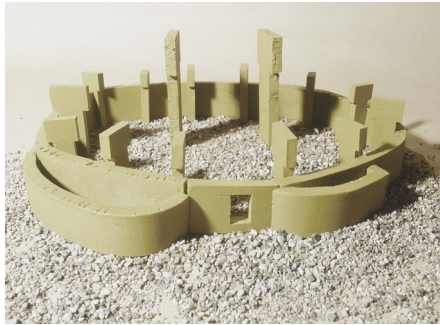
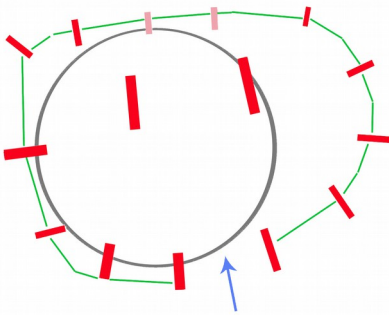
Mit diesen Facetten mögen die rezenten Urvölker hinreichend beschrieben sein, um Analogien zu den Älteren WildbeuterInnen zu ziehen. Betrachtet wurden – betone ich noch einmal – neben *WildbeuterInnen* auch *Gartenbauvölker*, die in einer komplexeren, zum Teil selbst gemachten (Garten-) Umwelt leben, was Auswirkungen auf die Kognition gehabt haben wird, ohne daß hinsichtlich der Welterklärung gravierende Unterschiede zu einfacheren WildbeuterInnen in den Berichten und Analysen über sie erkennbar werden. Manches davon wird deshalb auch bei den nun folgenden Untersuchungen zu den Jüngeren WildbeuterInnen zu bedenken sein, die – daran sei erinnert – nicht als identisch mit dem *Späteren sapiens* bei Tomasello verstanden sind. Etwa die ersten 20.000 Jahre des Jung-Paläolithikums wären nach diesen Skizzen die Menschen des Typus der Älteren WildbeuterInnen

solche mit zuerst sehr schlichten, prä-animistischen Weltvorstellungen gewesen, die sich allerdings mutmaßlich deutlich von Früh-Menschen unterschieden. Ihr Lebensstandard erlaubte ihnen die Mobilität wann immer es nötig wurde, weil aller Besitz mitzunehmen war, sofern es nicht am neuen Standort das nötige Material gab, um etwa neue Behausungen zu errichten. Mehr Besitz, Vorratshaltung und aufwendigerer Siedlungsbau lassen in der Folgezeit verstärkt einen neuen Typus der Wildbeuterei entstehen.

B. Jüngere WildbeuterInnen

Wenn nun der jüngere Typus der SammlerInnen und Jäger des Jung-Paläolithikums betrachtet wird, die Jüngeren WildbeuterInnen, so ist nicht primär an einen genau bestimmten Zeitraum ihres Auftretens gedacht, wie ich es mit den Teilungen vom Aurignacien bis zum Magdalénien andeutete. Wenn es auch schwer fällt, sie ganz ohne Zeitangabe zu denken. Ich stelle diese weitergehende typische Lebensweise sozusagen neben die in der Archäologie als *komplexe WildbeuterInnen* eingeordneten Menschen, die ab vor 20.000 Jahren bp verstärkt durch Siedlungen erkannt werden. Dazu können Speerschleuder und Nähnadel möglicherweise als besondere Kennzeichen ihrer Kognition dienen, beide sind zusammengesetzte Werkzeuge aus zwei Teilen: aus Schleuder und Nadel, mit denen Speer und Faden eingesetzt werden; Pfeil, Sehne und Spannkraft des Bogens sind später noch komplexer konstruiert. Einzelne Gruppen des Typs der Jüngeren Wildbeuterei sind natürlich früher vorstellbar. Und das selbst zu Beginn des Jung-Paläolithikums, etwa in den Höhlen der Schwäbischen Alb, wo es ja Anzeichen früher Sesshaftigkeit gibt; allein reicht das als Kriterium nicht. Ebenso können sehr schlichte WildbeuterInnen noch lange existiert haben, auch noch am Ende des Jung-Paläolithikums. Mit der globalen Erwärmung wandelt sich zumindest die eine Gemeinschaft zu einer sozial-differenzierten Form der Wildbeuterei: die ErbauerInnen des Göbekli Tepe, der als Monument bereits komplexer als die etwas jüngeren Bauten Jerichos war.

Es scheint sinnvoll, zunächst den Göbekli Tepe und Jericho als Bauwerke zu skizzieren, um die Bedingungen kennen zu lernen, die ihre ErbauerInnen zur Erbringung dieser Leistungen am Ende des Jung-Paläolithikums erfüllen mußten. Um das Ziel unseres Weges (beim methodischen Aufsteigen) von der Höhlenkunst zur sozial-differenzierten Gemeinschaft vor Augen zu haben. Und besser zu verstehen, auf welche Weise sich Gemeinschaften neuerungsfeindlicher Menschen zu einer solchen Hochkultur, zum Beginn einer offenbar ersten Zivilisation entwickeln konnten, deren Produktionsweise – Wildbeuterei – sich während des hier betrachteten Zeitraums von 30.000 Jahren nur wenig veränderte. Bosinski spricht zur Entwicklung der Speerschleuder von einer ersten Überflugesellschaft, die er allerdings erst für das Magdalénien

Kasten C: Fotos Göbekli Tepe (Modell)

Göbekli Tepe: Grundrißskizze Anlage D; Rot = Pfeiler, Hellrot = vermutet; dünne grüne Linie = ungefähr Innenbegrenzung Mauer; Pfeil = Mauer mit Einstieg. (frei nach Schmidt, 2008, der nur einen fehlenden Pfeiler sieht, hinten also nur zwei große Felder) Die graue Kreisfläche – ca. ϕ 10 m – ist eine imaginäre „Nutzfläche“ ca. 80 m², Platz für um 250 Personen, falls der Zutritt für Nicht-PriesterInnen erlaubt war. (frei nach Schmidt, 2008)

(Hamburger Kultur) annimmt.¹ Sie könnte älter sein. (>Eiszeit, 2009) Doch wenn wir nicht im Sinne der oben genannten Maxi-These von Menschen ausgehen, die sich bereits zum Beginn des Jung-Paläolithikum der Höhe der Kognition des frühen Sumers angenähert hatten, dann ist die Frage nach den sozialen Entwicklungs-Kräften von großer Bedeutung. Auf *Macht* werden wir deshalb zu sprechen kommen und auf die Kraft, die als *Institutionalisierung* jene wildbeuterischen Gemeinschaften entwickeln konnte, wenn etwa aus losen Verbänden kleiner Gruppen sich eine starke Stammesgemeinschaft mit hohem

¹ Die Schöninger NeandertalerInnen-Speere wurden als Nachbauten von Sportlern gut 70 m weit geworfen. Das darf nicht verallgemeinert werden, eine hinreichende Treffgenauigkeit ist so nicht zu erzielen, auch die Speerschleuder wird heute (in Wettbewerben) ähnlich weit geworfen, die Treffgenauigkeit liegt bei höchstens der Hälfte. Beide erfordern umfängliche Bewegungen zu ihrem Abwurf. Das wird vom Jagdwild wahrgenommen. Zwischen Abwurf und Auftreffen darf daher für das abspringende Tier nicht Zeit sein, dem Geschloß zu entkommen. Das gilt selbst bei Bogen und Pfeil, da die Sehne beim Schuß ein Geräusch macht.

Organisationsgrad bildete und anderen gegenüber Vorteile gewann. Vorteile im Überlebenskampf hätte ich noch schreiben können – doch diese deutlich auf die biologische *Evolution* zielende Formulierung, es entwickle sich nur, was Vorteile ergäbe, ist nicht meine Sache. Eher entwickelt sich alles durch Zufall mögliche, solange das Neue nicht massiv die Existenz behindert! In jedem *für uns* Schöne ein Lockmittel für tierische Fortpflanzung zu sehen scheint etwas oberflächlich.¹

Insel im Urmeer – der Göbekli Tepe

Archäologisch gibt es mittlerweile einige Kenntnis über den Göbekli Tepe. (Schmidt, 2008ff) Ich bezeichne die Kreisanlagen mit einem relativ allgemeinem Begriff als ein *geistiges Zentrum*; ob es eine Kultanlage, vielleicht ein Heiligtum oder ein spezieller Totentempel war, wie Schmidt es sieht, ist archäologisch weitergehend zu prüfen. Die äußerliche Beschreibung des Bauwerks ist nicht übermäßig komplex, auch deshalb nicht, weil hier nur auf die bislang älteste Grabungsschicht III bezug genommen wird. Dort wurden im wesentlichen vier Bauanlagen gefunden, drei sind von einem Typus, eine kleinere, die Anlage A, hat einen etwas anderen Charakter: ihr Grundriß ist rechteckig! Ein kleiner Raum, an den eine Apsis anschließt – davon soll folgend nicht die Rede sein. Die anderen drei Anlagen sind angenähert kreisförmige Mauerkomplexe in unmittelbarer Nähe zu einander. Hohe Mauerringe mit über zehn Metern Durchmesser aus Felssteinen sind Basis der Anlagen. Eine Anlage (C) hat zusätzliche äußere Mauerringe und einen längeren schmalen, von Mauern eng begrenzten Eingang durch diese Ringe hindurch (bei den Griechen: Bromos). Ob die Bauten gleichzeitig entstanden, ist unklar. Mein fotografiertes Modell deutet Anlage D an, um sich die Perspektive ein wenig vorstellen zu können, wenn sich Menschen näherten und eintraten. Ihr eiförmiger Grundriß ist – nach der Karte bei Schmidt – außen ungefähr zwölf mal 16 Meter groß.² Von ihr spreche ich normalerweise. Besonders kennzeichnend sind die zwei bis fünfeinhalb Meter hohen freistehenden Pfeiler im Innenraum und die bildhauerische Kunst auch an den Stützpfählern der Mauern. Die allseitig bildhauerisch behandelten Steinstützen werden wegen ihrer Form als T-Pfeiler bezeichnet. Denken wir uns eine normale Rundhütte jener Zeit als Vorbild, dann tragen Mittelpfosten eine Dachkonstruktion. Doch diese zentralen großen T-Pfeiler trugen kein profanes Dach, eher sollten sie den *Himmel* stützen! [Kasten C]

Die äußeren Pfeiler ragen um drei Meter über den abgemeißelten Felsboden der Anlagen hinauf, einer am Eingangsfeld – von außen rechts gesehen – wohl

¹ Das große „Rad“ des Pfäus beispielsweise scheint eine viel größere Bedeutung für das Überleben des einzelnen Tieres zu haben: beim Angriff können die Federn blitzschnell abgeworfen werden, und das angegriffene Tier kann in der Verwirrung auf einen Baum Schutz suchen. (Reichholf, 2008)

² Bei Becker u. a. (2012, zu denen auch Ausgräber Schmidt gehört) ist von 20 m Innendurchmesser in Ost-West-Richtung der Anlage D die Rede, die Pläne im Zehn-Meter-Raster zeigen eine geringere Distanz; genauere Maße waren nicht zu bekommen.

etwa dreieinhalb Meter. Die umfassende Mauer wird früher etwas weniger hoch als die Pfeiler gewesen sein, reichte aber – anders als in meinem Modell – zum Teil nach oben in die Pfeilerköpfe hinein. Besonders wichtig für die Beurteilung der Anlagen sind die Formen der Pfeiler: die kleineren bestehen aus Kalksteinplatten, die vielleicht bei 40 Zentimeter Dicke um einen knappen Meter breite Schäfte haben; darüber ist ein ähnlich hoher Kopf symbolisiert, der hinten wie vorn als Hinterkopf und Gesichtspartie übersteht, weshalb von T-Pfeilern die Rede ist.¹ Die umschreibenden Rechtecke weisen über Grund etwa ein Verhältnis Eins zu Zwei auf. Zumindest in einem Fall (Anlage C) wurde ein bildhauerisch aus dem Stein des T-Pfeilers fast vollständig ausgearbeitetes Raubtier als Hochrelief gefunden. Der lange Schwanz verweist vielleicht auf eine Löwin mit gefletschten Zähnen. An anderen Stellen scheinen solche Arbeiten abgeschlagen zu sein. Das könnte mit der späteren Verfüllung der ganzen Anlage zu tun haben, die nach einer unbekannten Nutzungszeit diesen Teil der Anlage knapp zweitausend Jahre nach der Errichtung „beerdigte“, vielleicht mit feindlicher Absicht, vielleicht um mehr Platz für weitere Anlagen des wachsenden Stammes zu schaffen, vielleicht rituell. Zu diesem Ende soll hier nicht mehr gesagt werden, als daß sich im Geröll zur Verfüllung auch wenige menschliche Knochen finden, vielleicht solche aus aufgelassenen Gräbern; unberührte Gräber oder Schädelbestattungen fanden sich bislang nicht. Später wurden – zum Teil auf dieser Verfüllung – neue Anlagen mit deutlich kleineren T-Pfeilern errichtet, wie sie auch an anderen Orten noch tausend Jahre später verbaut wurden.

Deutlich größer sind die inneren beiden T-Pfeiler. Vor allem um sie geht es beim Göbekli Tepe. Die ErbauerInnen waren reflektierte Leute. Der Baukörper entsprang einem Plan, der vielleicht in einem Baumodell aus Ton oder Stein fixiert wurde (doch selbst heute gibt es noch Leute, die mit einem Bauplan oder Modell wenig anfangen können). Die primäre Vorgabe war offenbar, im Zentrum zwei Stelen aufzustellen, die Namen trugen. Deshalb und wegen der betonten Form sind sie wahrscheinlich als definierte Götter zu verstehen, mit einer (unentzifferten) Visitenkarte auf der Brust. Die Pfeiler sind eindeutig als „menschlich“ markiert, sie haben oft als Flachrelief angedeutete Arme und Hände, die sie vor dem Bauch halten. Es scheinen nicht die kleineren Pfeiler Leitgedanke der Planung gewesen zu sein; wären sie eine erste Baustufe gewesen, wäre der Boden wohl durchgängig glatt gemeißelt und nicht zwei flache Sockel (15 cm) im Fels als Basis für die großen Stelen belassen worden. Dargestellt sind zwei neue Hauptgötter und im Rund der Mauern nun vergöttlichte Geistwesen einer älteren Naturreligion – das stelle ich mir vorsichtig vor, weil in Sumer und Griechenland ähnliches gesehen werden kann. Die großen Pfeiler der Anlage D tragen Köpfe von etwa zweieinhalb Meter Länge im Grundriß und zeigen darüber hinaus Gürtel und einen

¹ Sie nehmen seitlich gesehen den Grundriß erster sumerischer Tempelhöfe (und dann die christliche Kirche, die mit der Absis noch einen monotheistischen „Kopf“ bekam) vorweg; siehe Tempel D im Uruk der alt-sumerischen Zeit von 4.900 bp. (in Schmökel, 1956)

angedeuteten Fellschurz; beide sind dadurch als *männlich* gekennzeichnet, sagt Schmidt. (JB, 2009) Die T-Pfeiler der Anlage weisen meist Flachreliefs auf, die manchmal von den anschließenden Mauern überdeckt sind. Verweist das auf Planungsfehler oder auf grundlegende Baustufen? Standen die Pfeiler zuerst allein? Vielleicht kamen die Mauern erst später hinzu, meint auch Schmidt. (Terra-X, 2012) Öffentliche Bauten sind ja immer so eine Sache. Fünfeinhalb Meter ragen die beiden Hauptpfeiler über Grund und stehen in etwa fünf Meter Abstand zueinander, im Grundriß nicht ganz parallel, sondern leicht in einem Winkel zum Eingang hin geöffnet, damit sie in ihrer Bedeutung genügend wirken und den Eintretenden nicht zu schmal erscheinen.¹ Vielleicht sind es einfach Ungenauigkeiten.

Die flachen Felssockel nehmen sich wie *Inseln im Urmeer* aus, weil *Enten* an den Kanten dieser Insel-Sockel als Hochreliefs die „Ufer“ verzieren. (Foto: Schmidt, 2011) Ein Urmeer, von dem die scheibenförmige Erde umgeben ist, sahen mesopotamische Mythen (die Urinsel Tilmun), in Ägypten trägt die eine Urinsel alle Tempel des Landes, noch die Griechen und frühen Christen sahen die Erdscheibe vom Urmeer umgeben. Zur Unterstützung einer solchen Interpretation sagt Jung (allgemein, nicht zum Göbekli Tepe): die (Stock-) Ente sei insofern „menschlich“ als sie auf zwei Beinen in ähnlicher Schrittfolge laufe und der breite Schnabelansatz freundlich wirke.² Mensch und Ente geben Laute ab, singen also, und beide putzen sich heraus und leben typischerweise monogam, mit Küken zeigen sie ein „Familienleben“. Darüber hinaus verfügten Enten aber auch noch über die Fähigkeiten zu schwimmen und zu fliegen, in für Menschen unerreichbare Regionen vorzustoßen. Die Ente könne als „eine zwischen Erde, Wasser und Himmel vermittelnde Instanz oder als Symbol der Ganzheitlichkeit der Natur“ fungieren, so daß „man in ihr ein Wesen sieht, das privilegierten Zugang zur Welt des Übernatürlichen hat und dem eine Vermittlungsfunktion zwischen dieser und der Welt des Natürlichen zukommt“. (2005: 334) Die Ente als Gottesbote.

Die beiden großen Pfeiler sind in die scheibenförmigen Sockel eingespannt, wie die anderen Pfeiler vielleicht auch in den Boden hinein reichen. Auf der Brust weist der vom Eingang aus rechts stehende große Pfeiler als Visitenkarte ein Bukranium, einen symbolisierten Stier- oder Kuhkopf, als Flachrelief auf, der andere zeigt drei Zeichen kompakt untereinander: H-Symbol, Kreis und darunter noch ein nach oben offener Halbkreis.³ Sind die Haupt-Pfeiler Mond

1 Auch beim griechischen Tempel ergeben leichte Maßabweichungen bei den Ecksäulen der Perspektive einen ästhetischen Gewinn. Auf der athenischen Akropolis stehen alle Gebäude so, daß sie vom Eingang aus schon ihre Dimension, Länge und Breite, zeigen; das sei demokratisch, kann gesagt werden. Ganz anders als die ägyptischen Tempel, die Gäste durch die Widderalleen zentral auf die beeindruckenden Pylone zuzugehen zwingen, der Raum mit dem Heiligtum wird dann immer kleiner und niedriger, um den Menschen zu drücken.

2 Sie sieht ein bißchen aus wie der Strauß, der bei Buschleuten, den Nharo, als Sinnbild für Frauen gilt, was ein bißchen an den Fettsteiß ihrer Frauen erinnert.

3 Knapp 50 Kilometer südlich von Urfa/ Edessa liegt Harran, das der Ebene den Namen gab, auf der auch der Göbekli Tepe liegt. Dort kreuzten sich der Karawanenweg von Mosul und Ninive nach Aleppo und zum Mittelmeer mit einem von Damaskus über Palmyra, Urfa nach Norden. In Harran

und Sonne, oder Erde und Himmel? Das Horn (Halbmond) steht in manchen alten Kulturen für Mondgottheiten. (Altamira, 1995) Morenz/ Schmidt diskutieren die „Relief-Icons“ auf diesen Pfeilern als „Namenstäfelchen“ hinsichtlich Mond und Mondsichel; (2009) siehe zur Diskussion der Symbolik und zu weiteren Kunst-Funden, Becker u. a. (2012) Wie der Bauch einer Schwangeren sieht dieser Bau (D) auf dem (flachen) Berg im Grundriß aus; die Zulu in Südafrika sehen in der (ungefähren) Kreisform ihrer Gehöfte den Mutterleib. (>Bild-2) Die Dogon-Dörfer sind ein Symbol des Menschen, das Oval kann dazu Grundlage sein, als Abbild des aufbrechenden Welteis. (Hallpike, 1990) Vor allem von innen konnte ein solcher Eindruck entstehen: denn nicht der weite Blick über die Ebene, über das „eigene“ Land, kennzeichnet ihn! Es geht bei dieser Architektur um die Abgeschlossenheit von Allem, um die Leere, aus der vielleicht der Ursprung der Gemeinschaft rituell jeweils neu entstehen soll, um sie mit den GöttInnen immer wieder in Einklang zu bringen, zum Beispiel wenn der Frühling kommt (weil mit Eis und Schnee die fruchtbare Lebensflüssigkeit auftaut).

Nur der *Himmel* war aus diesem Mauerrund auf dem, die Harran-Ebene überragenden bauchigen Berg/ Hügel heraus sichtbar, der Himmel, in den die beiden Hauptgötter weisen, die vielleicht Himmel und Erde trennen. Auch das könnte zur Vorstellung eines Urmeeres „passen“, aus dem der Göbekli Tepe insgesamt herauschaut. Eine sehr frühe Mythe Sumers ist die vom kosmischen oder Himmels-Baum, auch als Pfahl, Mast, Band verstehbar.¹ (Vieyra, 1977) Dort könnte der Hochgott diese Rolle übernommen haben; der trage oft den Namen „Himmel“, sagt Unger-Dreiling: *An* in Sumer, *Num* bei den Samojeden, *Tengeri* bei den Turkvölkern, *Waka* bei den Galla, *Yero* bei den Kuschiten, *Tien* bei den Chinesen. (1966) Oder der König werde zum Mittler von Erde, Himmel und Licht! Der „Berg“ des Göbekli Tepe könnte selbst als Stütze verstanden worden sein, bevor der Bau dann als „Stützenkopf“ entstand, oder als Krone. Wie die T-Stücke der Pfeiler auch? Von außen, von unten aus der Ebene her, erschien der Göbekli Tepe als ein ungeheuerliches Symbol der Kraft und der Macht über die Welt, die vielleicht niemals zuvor etwas ähnliches sah, und deren Mittelpunkt dieser Bau für seine SchöpferInnen bezeichnete; alle einfachen Völker sehen sich in dieser Weise im Mittelpunkt und von Feinden und niederen menschlichen Lebewesen umstellt. (Müller, 1983) Es gibt eine weitere Entdeckung, die Denken und Glauben am Göbekli Tepe beleuchtet. Bei den Grabungen fanden sich am Bau bereits abstrakte Zeichen, die Schmidt als mnemotechnische Symbole, als bildhafte Gedächtnisstützen oder neolithische

wurde (um 3.850 bp) der Mondgott Sin verehrt, dessen Zeichen Kreis und Halbkreis waren. Die Quellenlage über die Sabier ist dürftig. (Segal, 1963) Spontan kam mir diese Kombination, H, Kreis und Halbmond, als Frauenkörper vor: Busen, Bauch, Vulva, doch die Verwendung des H-Symbols an anderen Stellen auch um 90° gedreht stört diesen hübschen Gedanken.

¹ Das ist keine ungewöhnliche Vorstellung, die rezenten Kankanaey auf den Philippinen kennen eine Sintflut, und ein Pfahl hält die Erde fest. (Tauchmann, 1983)

Hieroglyphen versteht.¹ Neben den Symbolen auf den Pfeilern wurden dazu kleine Steine mit Ritzzeichen entdeckt, die es auch an jüngeren Fundorten gibt, wie in Nevalı Çori, Çanönü oder Mureybet. (Schmidt, 2008; 2005) Diese Zeichen waren zusammen mit den weit überwiegenden Darstellungen von Tieren in jener Zeit wohl Wiedererkennbares für die Menschen. Eine Vorform der Schrift? Die vielleicht verschiedene Gruppen des Stammes bezeichnete? Das bestärkt den Eindruck, es kommt am Göbekli Tepe eine ausgeprägt *kulturelle* Welt zum Vorschein, weit mehr als sich mit WildbeuterInnen als Typus sonst verbindet.

Gehen wir generell von einer Beziehung der religiösen Vorstellungen mit der ökonomisch geprägten Lebensweise aus, ohne in Theorien des 19. Jahrhunderts verstrickt zu bleiben, wäre eine Differenzierung entlang der sich erweiternden gemeinschaftlichen Formen auch für das Religiöse vage anzunehmen. Wann entstehen höhere Götter? Beispielsweise: „*Wenn das Ganze der Welt thematisch gemacht und auf seinen Grund zurückgefragt wird*“, sagt Dux. (1990: 208) Wenn die alte Welterklärung ins Wanken gerät. Denn auch die Welt hat im Verständnis der traditionellen Logik eine subjektiv handelnde Ursache, die diese Welt geschaffen hat. Zur Kultgemeinschaft (Schmidt) des Göbekli Tepe kamen weitere Orte hinzu, wie das etwa tausend Jahre später entstandene Nevalı Çori nördlich Urfas, dessen Grabungsstätte mittlerweile im Atatürk-Stausee versunken ist. Dort fanden sich T-Pfeiler gleichen Typs in einer kleineren, fast quadratischen Kultanlage neben rechteckigen Gebäuden für mögliche Wohn- und Lagerzwecke, die am Göbekli Tepe (bislang) nicht gefunden wurden.² Auch Tonfiguren wurden entdeckt. Der Fundort Çayönü, etwa 180 Kilometer nordnordöstlich, erbrachte einen ähnlichen kleinen Bau. In dieser Grabung wurden in der Schicht der älteren prä-keramischen Zeit (PPNA) Rundhütten gefunden, in der jüngeren (PPNB) dann rechteckige Häuser wie in Nevalı Çori.³ Aurenche hält diese Anlagen für Stätten analog zu Männer- oder Ahnenhäusern in (weit jüngeren) Kulturen Ozeaniens (auch bei den Baruya) oder den, Frauen verbotenen, Kivas der Pueblo-Indianer; auch von Orten für Initiationsriten ist die Rede. (>Ausstellung, 2007) Solche T-Pfeiler sind an noch

1 Wird die mehrere tausend Jahre lange Entwicklung der ersten Texte von Uruk bis zum von den Griechen von den Phöniziern übernommenen Buchstabenalphabet bedacht, kann ein Rückdenken zu ersten Anfängen nochmals tausende von Jahren zuvor nicht mehr als abwegig erscheinen, wobei kaum von direkter Kontinuität ausgeht. Aber warum sollte ein solches Prinzip nicht schon dort seine Wurzeln haben, es gab ja auch sehr früh schon Handel, wie in Çatal Hüyük gefundene Objekte zeigen; viel früher auch weiter im Norden von Spanien bis Sibirien. (Burenhult)

2 In der jüngeren Schicht II wurde aber das rechteckige Löwengebäude ausgegraben, das einen Nebenraum zu zeigen scheint; (Schmidt, 2008) welche Funktionen mögen die Verdickungen in den Mauern links und rechts neben dem Zugang in Anlage D und die weiteren Mauerringe der Anlage C gehabt haben?

3 Dort fanden sich ebenfalls Sondergebäude, von denen eines in Raummitte zwei stelenartig aufgerichtete Steinplatten aufwies, das andere enthielt große Ansammlungen von Menschenknochen und Schädeln. In einem dritten war ein Terrazzoestrich verbaut, kleine in Mörtel gegossene Steine, die abgeschliffen werden. (Schmidt, 2008) Der Fund ähnelt dem Sondergebäude von Nevalı Çori.

zwei Standorten der Region bekannt, an denen aber derzeit keine Grabungen durchgeführt werden, ein weiterer Ort, Hamzan Tepe, liegt in Urfa. In dieser Stadt wurde bei Bauarbeiten (irgendwo) auch die bereits erwähnte bislang älteste bekannte, halbwegs realistisch gestaltete männliche Skulptur ausgebuddelt, zwei Meter hoch! (Schmidt, 2008)

Noch ein archäologischer Fund außerhalb dieser Zone sei erwähnt, um das steinzeitliche Szenario zu komplettieren, von dem hier gedanklich wesentlich ausgegangen wird. Von besonderer Bedeutung für die Diskussion um frühe Lebensweisen war der um vor achttausend Jahren errichtete Ort Çatal Hüyük weit westlich in Anatolien. Vor der Entdeckung des Göbekli Tepe galt der Ort als älteste bekannte „Stadt“ der Welt (Ausgräber Mellaart sprach von: town). Er wurde nicht zuletzt durch den Fund einer angeblichen Großen Muttergöttin berühmt, die über Jahre die archäologische Interpretation der historischen Sozialwelt im Sinne eines allgemeinen Matriarchats beeinflusste. Als würde eine Muttergöttin schon ein Matriarchat beweisen; beileibe nicht. (Röder u. a., 1996) Tatsächlich war der Ort eine bäuerliche Wohnsiedlung mit hohem Jagdanteil an der Ernährung; die Gebäude aus Lehmziegeln stehen Wand an Wand.¹ Das Wand-Hochrelief dort, das diese Göttin zeigen sollte, erwies sich jetzt als ein Tier. Solche Reliefs finden sich ebenfalls am Göbekli Tepe in sehr ähnlichen, aber vollständiger erhaltenen Darstellungen. Wenn Zeiten, Regionen und die Bauten auch deutlich differieren, gibt es also dennoch Gemeinsamkeiten bezüglich dieser Tierdarstellungen, so wie von den Mauern am Göbekli Tepe vielleicht zu den großen Felssteinwänden Jerichos.

Jericho fällt vor allem durch die Menge der Steine auf, die für Mauer und Turm verbaut wurden. Er entstand um 11.000 bp, fünfhundert Jahre nach dem Baubeginn in der Harran-Ebene, soweit das so präzise verstanden werden kann; der Wohnort war älter als der Turm. Das Siedlungsgebiet von drei Hektar wurde von einer eiförmig bis ovalen Mauer umschlossen, darin eingebunden der Turm. Es könnten 1.500 Personen dort gelebt haben. Bald wurde, schon in prä-keramischer Zeit, Getreide angebaut. Mehr noch als Abu Hureyra, ein Ort, der vor 13.500 Jahren südlich von Urfa entstand, kann vielleicht die Siedlung Jericho für den Wohnplatz des geistigen Zentrums am Göbekli Tepe als Modell gedacht werden. Zehntausend Tonnen Steine wurden in Jericho von einem Heer (!) von Arbeitern verbaut verbaut; das mag Roaf nicht – wie ich – im Sinne von zugleich militärischem Heer gemeint haben. Rundbauten, etwas eingetieft, bildeten Unterkünfte – über solchen Hütten wurde später der Turm errichtet. Eine solche große Siedlungsfläche sollte sich heute von der Archäologie in der Nähe des Göbekli Tepe finden lassen, denke ich als Laie, wenn sie nicht von Wasser der modernen Stauseen oder der Altstadt von Urfa überdeckt wurde.

¹ Anatolien ist geografisch die Ebene westlich des Taurus-Gebirges; politisch wird heute bei den Ländereien bis an die Ostgrenze der Türkei von Anatolien gesprochen. Nord-Mesopotamien liegt zwischen Taurus und der Verlängerung des Zagros-Gebirges nordwestlich nach Kurdistan entlang der Grenze zu Syrien und Irak. Zu nennen ist auch Aşıklı Hüyük aus der Zeit des akeraischen Neolithikums (PPNB) am Vulkan Hasan Dağ westlich des Mittleren Taurus in Anatolien.

Jedenfalls mußten solche Siedlungen genügend Wasser in der Nähe haben, was in trockenen Gebieten ebenfalls die Groß-Siedlung befördert haben mag, und ebenso Wildgetreide und anderes nahrhaftes Sammelgut; vielleicht gab es kleinere Gärten. Die reine Siedlungsfläche konnte von unbebauten Naturzonen oder platzartigen Räumen unterteilt sein, so daß Sippen sich zuerst ein wenig voneinander fern halten konnten.

Tragbare Kunst und Relief

Schon zur Zeit der frühen Höhlenmalerei fanden sich kleine skulpturale Kunstwerke in der Schwäbischen Alb, wie den Löwenmenschen, Pferd und Mammut. Ersterer ist 30 Zentimeter groß, sonst sind es eher bis zehn. Ihre Formen bleiben ähnlich schlicht wie bei der Malerei und sind auch als Werke sehr einfacher WildbeuterInnen nachvollziehbar. Das gilt zwar auch für das Handwerkliche bei den Reliefs am Göbekli Tepe, wo aber die Möglichkeit umfassenderer Inhalte für möglich gehalten werden kann. Ob womöglich eine Gesamtgeschichte erzählt wird, muß wohl im Dunkel bleiben. (Morenz/Schmidt, 2009) Gleichwohl gebe ich einige Hinweise zu den Diskussionen um diese beiden Werkgruppen, um für ein Einfühlen in jenes frühe Bewußtsein auch aus ihnen noch etwas für die Gesamtinterpretation jener Zeit zu gewinnen. Für die Kunst des Jung-Paläolithikums stehen in besonderer Weise die Frauen-Figurinen. Es geht dabei nicht um das Können oder Nicht-Können der frühen KünstlerInnen, sondern um die Frage des Inhalts, was aus diesen Arbeiten für die Kognition jener Zeit zu ersehen ist. Die Figurinen des Typs Willendorf mit extrem dicken Körpern, langen Busen, Kopf ohne Gesicht und Arme und Beine ohne Hände und Füße stehen wohl für ganz unterschiedliche Vorstellungen/Phantasien jener Zeit. Dieser Typ der „Venus“ scheint seinen Schwerpunkt im Jung-Paläolithikum und später noch einmal in Çatal Hüyük zu haben, soweit meine wenigen Bildquellen solche Aussage zulassen. Nicht alle Figuren sind so dick. (Röder u. a., 1996) Einen wichtigen Hinweis gibt Müller: wo Frauen in Mythen wie im rezenten Leben eine gewisse positive Rolle zugestanden werde, handele es sich „in aller Regel um **Muttergestalten** bzw. **ältere Frauen**“, solche nach der Menopause, wenn Frauen immer stärker als „männlich werdend“ verstanden sind, da die weibliche Unreinheit, die in der Menstruation gesehen wird, und die so viel Angst macht, mit der Menopause verschwinde. (1989: 185) Sind nicht auch zumindest die ausladenden Frauen-Figurinen als ältere Frauen zu verstehen, als „verdiente“ Mütter vielleicht? Denn Mutter zu werden konstituiert Frauen in schlichten Gemeinschaften erst richtig und nur das.¹ Wer

¹ Das gilt auch für Männer mit der Vaterschaft, doch die haben zusätzlich andere Möglichkeiten, als Jäger, Held oder was weiß ich. Vaterschaft bringt ihnen zugleich Macht. Männer, auch oder gerade die alten, sind immer schon primär an jungen Frauen interessiert. Die Männer vergeben in rezenten Urvölkern ihre Töchter leihweise manchmal an Freunde. Oft werden sie früh zur Heirat anderen Sippen versprochen, so sind sie von Anfang an unter die patriarchale Knute gebracht, wenn es auch manchmal Widerstand gibt. Durch Polygynie werden Frauen für die jungen Männer verknappt und bringen die so auch noch in ihre Abhängigkeit, weil nur willfähigen Jägern, die Fleisch versprechen, Frauen/ Töchter zugesprochen werden.

Fotos von rezenten Urvölkern ansieht, wird ebenfalls häufig auf lange Brüste stoßen, wie sie bei etlichen Frauen-Figurinen dargestellt sind, auch bei weniger dicken Frauen. (>Bild-2) Schwer vorstellbar, daß die Frauen bei WildbeuterInnen, die doch gut zu Fuß sein müssen, solchen Leibesumfang bekamen und dies noch hofiert wurde. In Hacilar in Anatolien fand sich um 8.000 bp neben Frauen-Figurinen, wie sie seit früheren Zeiten bekannt sind, eine kleine Skulptur eines sich umarmenden Paares, was die Nähe zur Sexualität betont. (Mellink/ Filip, 1985; siehe die Vielzahl von Frauenfiguren in diesem Band) Wunn hält Frauen-Bildnisse eher für Geistwesen menschlichen Ursprungs zum Schutz von Familie, Sippe, Stamm. Zudem verweist sie darauf, WildbeuterInnen strebten nicht nach hoher Fruchtbarkeit! Da Kinder beim Marsch eine Last seien. Und sie würden keine personalisierten GöttInnen kennen. (2005; mit Maringer) Letzteres muß seit dem Wissen um den Göbekli Tepe wohl revidiert werden, beziehungsweise ist eine solche Vorstellung auf einfache und vielleicht noch *komplexe* Gruppen zu reduzieren.

Nun folgen noch einige Hinweise zu jüngeren Figurinen, um den Anschluß an die Zeit Summers zu finden, auf die hier generell ja auch Bezug genommen wird. Aus Střelice/ Tschechien sind wenig gestaltete Frauen-Figurinen mit fülliger Hüfte und Oberschenkeln und schlanken Oberkörpern, kleinen Brüsten und nur angedeuteten Gesichtern bekannt, die Arme nur bis zum Ellenbogen spitz auslaufend. (Torbrügge, o. J.) Wir finden eine kleine, vollkörperlich ausgearbeitete (aber teilzerstörte) Skulptur mit relativ „starkem“ Gesäß und Oberschenkel in sehr eleganter Form mit schmaler Teile, angedeutetem „Slip“, nicht sehr großen Brüsten und schlanken Armen in Ägypten ab dem siebten Jahrtausend vor heute, Aus der Ubaid-Periode Mesopotamiens vor 6.000 Jahren sind sehr schlanke Frauen-Figuren bekannt. Bei Bildwerken des alten Ägyptens finden wir normalerweise schlanke Frauen. Auch die mesopotamische Kriegs- und Liebesgöttin Inanna wird typischerweise als schlank dargestellt, etwa in einem Rollsiegel: Fuß auf einem Löwenkopf, dabei ein nacktes (!) Bein weitgehend aus dem Mantel herausgestellt – wie schon von Balz-Cochois bemerkt –, Keule und Schwert tragend, sowie zwei Pfeilköcher auf dem Rücken. (Ascalone, 2005) Eine ähnliche Darstellung zeigt noch eine Art Minirock. Die griechische Marmor-Frau ist als nur etwas kräftigerer Typ hinreichend bekannt: Venus von Milo. Ein zweiter Typus dieser Kunst mit Frauenfiguren ist also eher als normalgewichtig dargestellt, und ein dritter Typ der Frauendarstellung ist dann noch weiter auf die Hüfte reduziert, wie sie in manchen Höhlen und auf Zeichnungen – vor allem auf Schieferplatten in Gönnersdorf – gefunden wurden. Kopf, Extremitäten und Brüste sind oft nicht einmal andeutungsweise dargestellt, oder vom Gesäß ragt nur eine halsähnliche Verlängerung nach oben, an der höchstens mal Brüste sehr klein angedeutet sind. Auch der Oberschenkel läuft dann dreiecksförmig aus. Eine Entwicklung während des Jung-Paläolithikums scheint nicht erkennbar, nur gab es zu bestimmten (langen) Zeiten die erwähnten Schwerpunkte, wie die dicken

Figurinen im Gravettin. Erst nach dieser Zeit scheint dieser Typ zugunsten schlanker Darstellungen weniger häufig zu werden.

Angesichts der Höhlenmalereien, der Schnitzkunst und der Frauen-Figurinen, bietet die Kunst am Göbekli Tepe keine Sensation. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick mit soziologischer Fragestellung – kunsthistorisch mag das differenzierter aussehen.¹ Malereien gibt es dort nicht. Selbst die fast vollständig aus dem Pfeilermaterial als Hochreliefs herausgearbeiteten Tiere sprengen handwerklich die frühe Qualität nicht, denn manche Schnitzerei, etwa an Speerschleudern, nimmt solche Fähigkeit lange vorweg. Oberflächlich gesehen sind am geistigen Zentrum meist gefährliche Tiere bildhauerisch dargestellt, die mystische Bedeutungen haben können; das könnte darauf hinweisen, es ginge um die generelle Auseinandersetzung mit der „wilden“ Natur. Als Besonderheit sind aber die T-Pfeiler zu bewerten. Denn die sind in einer bis dahin unbekannten Form konzipiert. Wenn auch die menschlichen Arme, eine Stola, Gürtel – und bei den großen Mittelpfeilern der Lendenschurz als Kennzeichen, es seien damit männliche Wesen gemeint – eher etwas banal aussehen, so sind die Köpfe und Körper doch hochgradig stilisiert. Sind sie bereits symbolisiert, mit Bedeutung versehen? Augen, Ohren, Mund und Nase wären ebenfalls leicht andeutbar gewesen. Doch die sogenannte Kunst der Naturvölker sagt uns eher, es waren für jene Menschen konkrete, reale Figuren und Darstellungen. Waren die T-Pfeiler aus religiösen Gründen so weit von realistischer Darstellung entfernt, weil sie Götter *waren*, sie nicht nur darstellten, und sie nicht noch bildhafter abgebildet werden durften, weil ein Gott und sein Bild – unbewußt! – identisch sind? Für den Göbekli Tepe scheint diese Ansicht kognitiv selbstverständlich möglich, im Gegensatz zu Arbeiten früherer Gruppen. Einige T-Pfeiler sind mit weiteren Flachreliefs gestaltet, die vielleicht nichts mit deren eigener „Körperlichkeit“ zu tun haben, sondern die Pfeiler-Flächen lediglich als Bildraum nutzen, deren Inhalte wiederum zu diesem Pantheon gehören können.

Es gibt auch hier „Tiermenschen“, HeilerInnen vielleicht, oder schon PriesterInnen. Das wird mit den Flachreliefs von Kranichen am Göbekli Tepe gemeint sein, die menschliche Kniegelenke zeigen. In den Höhlen Chauvet und Les Trois Frères sehen wir ebenfalls Bilder von (tanzenden?) Mischwesen, die aber auch schlicht – und konkret! – Masken während des Anschleichens beim Jagen darstellen können. Die meisten Tiersymbole am Göbekli Tepe erscheinen als gefährlich, wie etwa Skorpione, oder warnen vielleicht vor etwas, vor falschem Verhalten am heiligen Ort? Einige kommen den BetrachterInnen von den Pfeilern herab angsteinflößend entgegen. Schlangen und Füchse sind am häufigsten dargestellt. Schlange und Skorpion sind bei Kramer Symbole böser Mächte beim babylonischen Neujahrsfest. (1979) Das muß dem Aspekt der

¹ Das Fach: Kunstgeschichte beginnt allerdings erst mit der christlichen Kunst. Hansen (>Ausstellung, 2007) erkennt bei der menschlichen Skulptur des Neolithikums eine neue gestreckte Haltung, Kopf nach hinten. Hinweise auf die Stilentwicklung in älterer Zeit: >Eiszeit, 2009; siehe auch Hansen, 2003, zu Religion und Archäologie; zur altorientalischen Kunst: Nunn, 2009.

Fruchtbarkeit der sich häuten könnenden Schlange keinen Abbruch tun. Beauvoir sieht sie auch als Große Mutter, die aus dem Boden „*kriechend und als Schlange . hervorkommt*“; dieser Gedanke – scheint mir – könnte auch Boden und Vulva identisch setzen und die männliche Angst mit erklären. Die Große Mutter ist auch Taube (und Ente?) und „*Königin des Himmels*“. Und wo die Muttergöttin „*tötet, bringt sie auch wieder neues Leben hervor*“. (1949: 96) Leben und Tod als Identität. Unger-Dreiling sieht bei bestimmten Megalith-Denkmalern, also viel jüngeren Steinkreisen (wie Stonehenge), in Schlangen eine ungeteilte Lebenskraft (Rückenmark, Lebensflüssigkeit) in den Menhir eingemeißelt; bei den Griechen fließe aus dem Schädel über das Rückenmark der Same zum Penis.¹ Sie erkennt bei Megalithikern jedoch keinen Begriff einer „Seele“ (wie Wölfe), der in den schalenartigen Eintiefungen in einigen dieser Steine Ruhesitze sähe, an dem die „Seelen“ sich auf die Pfähle beziehungsweise Phalli setzen könnten (auch von Phallus-Jagd analog zu Kopfgagd sei für Äthiopien die Rede). Ich erwähne das, weil zumindest auf einem Kopf von T-Pfeilern des Göbekli Tepe sich zwei Reihen gleichmäßiger kleiner „Schalen“ ausgearbeitet finden. Der hohe Stein solcher megalithischen Anlagen sei vielleicht als Weltenbaum entstanden (Weltesche Yggdrasil in der nordischen Mythologie), oder als Grabstein. (1966; mit Schuchardt) Eine Stab- oder Speerdarstellung der Höhle Lascaux mit einem Vogel an der Spitze wird – im Motiv mit Wisent und dem gefallenen Mann im „Schacht“ – von ihr ebenfalls als männliches Zeichen gedeutet. Nicht „Seelen“, die Menhire selbst seien die Verkörperung der Lebenssubstanz, dies bewiese ihre Salbung mit Öl und Fett, die mit dem Samen identifiziert würden, als Sitz der Stärke, die wiederum weltweit von der Keuschheit, als Bewahrung der Lebenssubstanz, abhängen. Gerade auch die Keuschheit, die bei rezenten Urvölkern immer wieder eine Rolle spielt, etwa zur Reinigung vor (Regen-) Ritualen, stellt die sinnenfrohe Vulvendarstellung erneut in Frage.

Zurück zum Göbekli Tepe. Die Furcht, die gefährliche Tiere bei den Menschen der Wildnis erzeugten, wurde dort vielleicht im Sinne von Wächterfiguren genutzt. Im Schutt der Ausgrabung fanden sich unter anderem auch steinerne Menschenköpfe (Becker u. a., 2012) und eine Darstellung von Tiernmenschen, das sind Dämonen (Mensch mit Tierkopf) oder Monster (Tier mit Menschenkopf). Eine nicht (erkennbar) verbaute hohe Stele zeigt vielleicht einen (zerstörten) Löwenkopf mit menschlichen Armen. (JB, 2010) Sie erinnert an den älteren kleinen „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb. Fuchs und Schlange sind sehr schematisch ausgeführt. Andere Tierskulpturen sind am Göbekli Tepe dagegegen ziemlich realistisch gearbeitet, wie das erwähnte Raubtier mit gefletschten Zähnen; im Christentum gibt es skurile Höllenwesen

¹ Ganz ähnlich zeichnet noch um 1500 Leonardo Da Vinci die Paarung. Die Muttermilch gelangt über einen Kanal vom nicht abgeflommenen Menstruationsblut der Gebärmutter zur Brust. Beim Mann führt – wie bei Avicenna – vom Rückenmark ein Kanal zum Penis, ein solcher verband auch Hoden und Herz. Ähnlich Aristoteles über das „männliche“ Sperma gegenüber dem formlosen Stoff des „weiblichen“ Blutes. (Arasse, 2005)

noch an gotischen Kathedralen; schon kleine Kinder träumen heute manchmal von ähnlichen Wesen mit großen Zähnen; die „lächelnden Zähne“ von Mama oder Fremden mögen Eindruck machen.

Wir sehen also, auch mit den künstlerischen Darstellungen ihrer mystischen Vorstellung lagen die Leute vom Göbekli Tepe offenbar im Rahmen der bekannten Ausdrucksformen, primär mit Tierdarstellungen, aber auch wenigen von Menschen, die jedoch deutlich einfacher ausfielen als jene fast als Vollskulpturen ausgearbeiteten Tiere an einigen Pfeilern und die dort auch gefundenen solitären Skulpturen. In vielen Höhlenmalereien, wie auch den simplen, achttausend Jahre alten „Hochzeitsskizzen“ im Latmosgebirge, östlich von Milet, die Peschlow-Bindokat beschreibt,¹ (2003; Zick, 2008) ebenso in Çatal Hüyük, oder in bildnerischen Darstellungen in der Sahara oder Australien, finden sich Menschen meist als Strichfiguren, nicht als flächige Portraits in jener Mal-Technik, wie sie schon in manchen, zum Teil detaillierten weit älteren Tierbildern aufscheinen; etwa in Chauvet und Altamira. (>Eiszeit, 2009) In Namibia finden sich aber Felsbilder von Tier und Mensch der Zeit vor 20.000 Jahren mit ungefähr der Qualität dieser europäischen Höhlenbilder. (>Burenhult, 2004) Wird die sehr einfache Form der gezeichneten Menschen in den Höhlen später in den T-Pfeilern des Göbekli Tepe fortgeführt? Eher nicht, sie scheinen doch zu verschieden.

Am Göbekli Tepe sind bislang nur zwei Männerdarstellungen als Flachreliefs entdeckt worden (und eine Ritzzeichnung einer Frau in Schicht II). Eine zeigt einen schlicht gearbeiteten kopflosen ithyphallischen Mann an einem T-Pfeiler, den Schmidt vorerst als gewaltsam getötet versteht. (2008) Unger-Dreiling verweist auf eine altägyptische Quelle, nach denen Kopflose die Verdammten gewesen seien, wie es dort geschrieben stünde, die Verknüpfung des Hauptes mit dem Nacken gewährleiste den Zustrom der Lebenskraft. (1966; Sargtext 80) Lévy-Bruhl betont die Problematik bei der Deutung von traditionellen Bildwerken rezenter Urvölker durch uns; ich gebe eine Fußnote bei ihm dazu an: *„Auch kann der europäische Beobachter, wenn er es wagt, eine Auslegung der Zeichnungen zu geben, so ziemlich sicher sein, eine falsche zu geben. [Der Autor:] Von den Steinen [Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1894] hat in Brasilien seine diesbezügliche Erfahrung gemacht. Und Parkinson sagt seinerseits: ‚Was ist nun die Bedeutung dieser Zeichnungen? Wir stehen hier vor einem Rätsel, das schwer zu lösen ist. Die ‚Mitteilungen‘ bezeichnen diese Gebilde als Schlangen, womit Kopf und Körper auch die meiste Ähnlichkeit haben; die Baining jedoch behaupten, es sei ein Schwein ... Die nebenstehende Figur könnte man zur Not als Gesicht deuten, sie stellt aber nach Angabe der Eingeborenen eine Keule vor, trotzdem mit diesem Gegenstand nicht die mindeste Ähnlichkeit vorhanden ist und sicherlich niemand, selbst wenn er wildesten Phantasie freien Lauf ließe, von selbst auf diese Erklärung kommen würde ... Ich will noch bemerken, daß ich geneigt war,*

¹ Sie hält in diesen Bildern in einfachen Strichen am Kopf die Wiederaufnahme der Kopfform der T-Pfeiler vom Göbekli Tepe für möglich. (Terra-X, 2012)

*die in der Zeichnung vorkommenden drei kreisförmigen Gebilde als Augenornamente anzusehen. Diese Illusion zerstörten die Erklärer jedoch sofort mit der Bemerkung, daß ‚Augen‘ überhaupt nicht gemalt werden können ... // Die Erklärungen der Ornamente sind von den Baining selbst gegeben, es kann daher kein Zweifel darüber entstehen, daß die Anfertiger wirklich mit der Zeichnung einen bestimmten Begriff verbinden, obgleich der Zusammenhang uns in den meisten Fällen unklar bleibt, da die Zeichnung keinerlei Ähnlichkeit mit dem gedachten Gegenstand aufweist ... // ... Man sieht, wie wenig berechtigt es ist, wenn wir den Ornamenten eines primitiven Volkes eine Deutung geben nach der Ähnlichkeit, welche die Zeichnung mit einem uns bekannten Gegenstand hat ... Die Baining sehen in diesen herkömmlichen Zeichnungen eine Muschel, ein bestimmtes Blatt, ein Menschengesicht etc. Diese Vorstellung ist so fest eingewurzelt, daß man deutlich die Verwunderung auf den Gesichtern der Befragten lesen kann, die es nicht begreifen können, daß nicht jeder andere sofort die Bedeutung dieser Ornamente sieht.‘ (**Parkinson**, *Dreißig Jahre in der Südsee*. [Stuttgart, 1907] P. 621 - 627. Cf. p. 234 - 235;)"*. Soweit Lévy-Bruhl. (1910: 94) Solche Probleme sind auch bei der Interpretation scheinbar klarer Darstellungen, wie bei Tieren, nicht undenkbar, und machte jede Interpretation unmöglich. Uns gleich vorkommende Zeichnungen, oder auch Gegenstände, wie die geweihten Stäbe (nurtunja) in Australien, können völlig verschiedene Bedeutungen haben, weil es nicht auf das Äußere, sondern auf die mystische Bedeutung ankomme. Dann ist das eine Teil ein Baum, das gleich aussehende andere ein Emu. Eine einfache Änderung von einem Stab der Bedeutung Baum in die Bedeutung Emu sei wegen der mystischen Symbolik nicht möglich. (1910)

Das Jung-Paläolithikum

Nach dieser zeitlichen Vorwegnahme des Endes des Jung-Paläolithikums kehren wir zu dessen Beginn, den Höhlen mit der frühesten Kunst zurück. Um uns vom Aurignacien her die weitere Entwicklung der Kognition jener WildbeuterInnen genauer anzusehen, als es oben angedeutet wurde. Zur Annäherung an eine Soziologie des Jung-Paläolithikums gehört eine die archäologische Sicht ergänzende sozial begründete Gliederung der Geschichte jener Zeit von der Ankunft des Homo sapiens nördlich Afrikas bis zum Beginn des Neolithikums. In der Archäologie werden dazu überwiegend ergrabene Kulturen ausgewertet, wobei ähnliche Funde zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Orten existierten. Beispielsweise entsteht das Neolithikum in Europa lange nach dem im Nahen Osten, wo es dem Magdalénien ab etwa 12.000 bp folgt und ab 10.000 bp als generell durchgesetzt gilt: die neolithische Revolution. (Childe) Generell sieht die Archäologie eine stetige Entwicklung in den Funden und auch die Differenz zu Früh-Menschen gilt als schlichtes Kontinuum, nicht als kognitiver Systemwechsel. Hier nun eine immer noch knappe Darstellung der wichtigsten Epochen.

A. Die *erste* Phase des Jung-Paläolithikums, das *Aurignacien* (40.000 - 32.000 bp), läßt sich als die Lebenswelt schlichter *Älterer WildbeuterInnen* verstehen. Sie fertigten zwar die Höhlenbilder, bleiben ansonsten aber hinsichtlich ihrer Lebensformen weitgehend unbestimmt. Kleidung und zeltähnliche Behausungen werden unterstellt (die ersten Stoffspuren, in Ton eingedrückt, stammen von ungefähr 30.000 bp). Ob sie noch auf einem unteren Niveau *innerhalb* der Prä-Operativität gelebt haben konnten, das deutlich vom Stand späterer Zeiten unterscheidbar ist, wäre interdisziplinär weiter zu überprüfen. Ob beziehungsweise wie sie schon Institutionalisierungen, etwa Verwandtschaftsordnungen oder einen Stammesrat, ausgebildet hatten, ob sie eine Vorstellung von Heiligtümern oder Kultstätten besaßen, das muß alles offen bleiben. Wir wissen es nicht. Möglich wäre selbstverständlich, solche Elemente seien bereits in Afrika ausgebildet worden, doch woran sollten sie ihr Denken geschult haben? Entsprechend komplexe Lebensweisen zeigen die Funde nicht. Mit der neueren Theorie über die Ursprünge der Kommunikation von Tomasello scheint eine sehr frühe Entwicklung eher noch unwahrscheinlicher als zuvor.

Vor dem Beginn des Aurignaciens breitete sich *Homo sapiens* wohl über die Levante aus, dann entlang des Schwarzen Meeres und die Donau hinauf bis nach den Pyrenäen. Ich beziehe mich auf zwei Karten zum Aurignacien und dem zeitgleichen Fumanien aus dem Katalog: >Eiszeit. (2009) Die erste enthält für die Zeit von vor 40.000 - 35.000 Jahren nur sechs Orte: Reclau Viver, L'Arbreda (am östlichen Fuß der Pyrenäen) und Fumane (bei Verona) für die gleichnamige Kultur: das Fumanien. Für die Schwäbische Alb: Geißenklösterle mit offenbar *saisonaler Sesshaftigkeit*; die Höhle wurde vor allem im Winter und Frühjahr aufgesucht. Dann noch Keilberg Kirche und weiter östlich in Österreich Willendorf. Und es gibt im Süd-Westen die erste Höhlenmalerei (El Castillo), die erst jüngst als 40.800 Jahre alt ermittelt wurde. Außerhalb der Katalogbetrachtung ist in der Levante eine umfangreiche und dauerhafte Besiedlung erst seit vor 22.000 Jahren belegt (Schyle, 1996) – die Höhle Ksar Akil war schon vor 38.000 Jahren bewohnt. (levantinisches Aurignacien; Roaf, 1998) Die Fundstelle Geißenklösterle bei Stuttgart mit ihren bis zu 40.000 Jahren alten Funden ist herausgehoben. Jagdfauna war nach den dortigen Knochenfunden vor allem Ren und Pferd, daneben Mammut, Steinbock, Wisent und kleine Säugetiere wie Eisfuchs und Hase, die auf Gras- und Steppenlandschaft hinweisen. Letztere konnten kaum mit einem schweren Speer auf kurzer Distanz erlegt werden; Fallen? Arbeitsplätze für Steinabschläge sind erkennbar, ebenso für Elfenbein. Waffen, Werkzeug, die ältesten Flöten, aus Schwanenknochen, und Schmuck (!) wurden dort und in anderen Höhlen der Alb hergestellt. Es gab in der Region starke regionale Verbindungen zu anderen Gruppen, ja, eine gemeinsame Identität in verschiedenen Tälern wird angenommen. Offenbar lebte ein größerer Stamm dort, da verschiedene Fundplätze einander ganz ähnliche Mischwesen als Statuetten aufwiesen (beispielsweise die bekannten kleinen

„Löwenmenschen“). Andere Regionen unterschieden sich im Stil. Im Jahr 2008 wurde in der Höhle: Hohle Fels die bislang älteste Menschenfigur entdeckt, eine etwa 35.000 Jahre alte „Venus“, auch an der jüngeren nahen Fundstelle Galgenberg fand sich eine frühe Frauendarstellung; sie ist von tadelloser Figur und scheint mir eine Keule auf der Schulter zu tragen. Sie heißt „Fanny“, ungefähr sechs Zentimeter groß. Auffermann sieht – anstelle eines Ellenbogens – eine seitlich herausragende Brust, womit die „Keule“ über der Schulter noch nicht erklärt ist. (1998) Felsbilder (=im Freien) in Afrika sind offenbar jünger und entstanden in Namibia erst vor etwa 28.000 Jahren, einige könnten älter sein. (Müller-Karpe, 1998) Das sei der Archäologie überlassen.

Was haben wir noch aus dieser Zeit in der erwähnten ersten Karte? Willendorf! Die berühmte Venus-Figur stammt aber wohl erst aus einer jüngeren Schicht (Gravettien).¹ Das Ende des Aurignacien – von 35.000 bis 32.000 bp – zeigt in der zweiten Karte für diese Kultur und die des Fumanien bereits etwa 20 Fundstätten von den Pyrenäen bis fast zum Schwarzen Meer und nordöstlich davon noch das frühe Kostenki. Die frühe Besiedlung der Schwäbischen Alb verweist also bereits auf einen besonders „fortschrittlichen“, durch die Ausgrabungen gut bekannten Stamm. Eine dauerhafte Besiedlung der Region wird deutlich und verweist auf die Fähigkeit zu relativ friedlichen Beziehungen schon am Beginn des Aurignacien und deutet vielleicht auf erste Institutionalisierungen hinsichtlich der Verwandtschaftsformen als Basis für einen auch sprachlich verbundenen Stamm hin. Nicht zu vergessen: es gab zuerst vielleicht noch keine anderen Menschen dort! Keine äußeren Feinde. Nur wilde Tiere.

B. Die *zweite* Phase des Jung-Paläolithikums ist das *Gravettien* (32.000 - 22.000 Jahre bp), eine etwas wärmere Zwischenzeit. In dieser Phase – so heißt es im Katalog – fänden sich schon mehrere hundert Quadratmeter umfassende dauerhafte Siedlungen mit räumlich differenzierter Nutzung und am Rande Bestattungen. Rohstoff wurde über weite Strecken besorgt, auch Schnecken für Schmuck. Und die fettleibigen Frauen-Figurinen (Typ Willendorf) treten gehäuft auf. Bessere Steintechniken effektivieren die Speere, die nun größere Wunden reißen. Die Fundstätten sind weit von West- bis Ost-Eurasien gestreut. Oft werden die Orte Kostenki am Schwarzen Meer und Dolni Věstonice (Tschechei) genannt. Im ersten Ort entstanden in einer älteren Zeit nicht rekonstruierbare Langhäuser. Die gefundene Reihe von Feuerstätten verweist auf Gruppen von Familien, vielleicht pro Feuer zwei; so sei es bei rezenten Lappen/ Samen in Finnland gefunden worden, sagt Müller-Beck, der auch auf eine Bodenrinne mit tausenden Mammutknochen neben Dolni Věstonice und auf eine gefundene Bestattung dort hinweist. (1998) Es wurden Grubenhäuser ausgegraben. Fagan (1990) zeigt dazu die Rekonstruktion einer Hütte, bei der

¹ Als die dort gefundene „Venus“ von einem Arbeiter der Ausgrabung aufgesammelt wurde, waren die hohen Herren zum Essen im Nachbardorf. Aufzeichnungen gibt es nicht. Durch die Höhlen trampelte nach ihrer Entdeckung manchmal ein ganzes Dorf, oder Arbeiter schachteten den Boden per Schaufel und Schiebkarre aus, um einen guten Zugang für Tourismus zu schaffen.

ein Baumstamm von einem kleinen Hang aus schräg auf einer höheren Stütze aufliegt; seitlich wären dann Äste verlegt worden, die wohl mit Häuten abgedeckt waren, rundum mit Erde und Knochen beschwert und abgedichtet. Es fand sich ein Brennofen für Tonfiguren. (Burenhult, 2004; Bosinski, 1989) Sind Frauen-Figurinen, die in weit von einander entfernten Regionen gefunden wurden, für den Export gebrannt worden? Geschirr wurde dort nicht erfunden.

Aus der Zeit vor 25.000 Jahren wurden in Kostenki dann Langhäuser aus Mammutschädeln und -knochen errichtet. (>Burenhult, 2004) Bei Prědměst (Slovenien) fanden sich aus dem Gravettin tausend Skelette von Mammuts. Probst berichtet in der Brillenhöhle der Schwäbischen Alb von zwei aus Steinen aufgebauten mutmaßlichen *Wohnräumen*, 30 und fünf Quadratmeter groß. (1991) Zwei Gräber aus Sunghir (Rußland, vor 24.000 Jahren) erbrachten einen mit Perlen überhäuften Mann, die der offenbar an seiner Kleidung getragen hatte, im etwa zeitgleichen Doppelgrab von Jugendlichen fand sich ein ähnlicher Schmuckbesatz, in den zusätzlich Fuchszähne integriert waren. Auch bei Gräbern geschmückter Kinder in den Grimaldi-Höhlen (Italien) aus der Zeit vor gut 20.000 Jahren mußte eine durch solche Beigaben sichtbar werdende höhere Stellung ererbt sein, da Kinder sie noch nicht selbst erworben haben können. (>Burenhult, 2004) Andere wichtige Gräber dieser Zeit stammen aus Arene Candide (Italien). (>Eiszeit, 2009)

C. Die dritte Phase ist das *Solutrén* (22.000 - 17.000 Jahre bp; bei 19.500 die weitestgehende Vereisung). In dieser Zeit entsteht die *Speerschleuder*, von der Bosinski für die jüngere Hamburger Kultur (Magdalénien) sagt, sie habe eine erste Überflußgesellschaft gebracht. (1989) Auch die ähnlich komplexe *Knochnadel mit Ohr* entstand im Solutrén. (>Eiszeit, 2009) Vor allem wurden ab vor 20.000 Jahren die ersten bekannten größeren dauerhaften Siedlungen des *Nahen Ostens* errichtet und läuteten die Lebensweise der *komplexen WildbeuterInnen*, das Epi-Paläolithikum ein. (Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Zum Nahen Osten gleich mehr. Für das Solutrén berichtet Fagan (1990) von Forschungen in Mežirič/ Ukraine am Don, die Anzeichen für soziale Differenzierung ergaben: aus der Zeit vor 18.000 bis 14.000 Jahren fanden sich im Dnjepr-Gebiet ungleich große Vorratsgruben, als hätten sozial höher stehende Familien mehr Nahrungsmittel besessen. Diese Siedlungen beherbergten 30 bis 100 Menschen und blieben lange bestehen, so daß die Leute Verfahren zur Lösung von Konflikten entwickelt haben mußten, soziale Regeln zur Erhaltung des Friedens.

Manches spricht also dafür, die in der Archäologie mit „komplex“ und bei mir als dem Typus der Jüngeren WildbeuterInnen bezeichneten Gruppen seit etwa vor 20.000 Jahren anzunehmen. Dieser Lebensform sollte wohl generell größere Bedeutung zugeordnet werden als der Vorstellung ständig mobiler eiszeitlicher Kleingruppen. Schon sehr früh ist von umfassender Vernetzung und Handel unter jenen Völkern vom Atlantik bis Sibirien und in die Levante auszugehen. Siedlungen mit festeren Gebäuden boten Vorteile, vor allem für die Frauen, die bei der Sesshaftwerdung sicherlich eine Rolle spielten, sagt schon

Kramer. (1979) Gerät und weitere Gebrauchswerte ließen sich ansammeln. Vorratshaltung gibt der „Haushaltung“ eine neue Dimension! Das ist für die Frauen von besonderer Bedeutung, da neue Notwendigkeiten zur *Planung* der Ernährung entstehen.

D. Die *vierte* Phase ist das *Magdalénien* (17.000 - 12.000 bp), das bis zum Ende der Eiszeit reicht. In diese Epoche gehört der Fund in Gönnersdorf mit runden Gebäuden und zum Teil senkrechten Pfosten und mit einem steinernen Bodenbelag. Steine dort stammen bis aus einhundert Kilometer Entfernung. Das Magdalénien weist aber – ist meine These – beim Beginn der globalen Erwärmung eine wichtige historische Teilung auf:

ab 14.000 bp läßt sich der Beginn einer *sozial-differenzierten Gemeinschaft* vorstellen. Bei 13.000 bp ist von einem quantitativen Höhepunkt der Höhlenkunst die Rede, bei Bildern wie der Kleinkunst. (>Burenhult, 2004) Das Ende der Eiszeit wird spürbar, wobei die Menschen natürlich nicht verstehen können, was vorgeht. Das mußte großen *Beratungsbedarf* schaffen! Das Wetter wird wärmer und dabei feuchter und fordert festere Gebäude heraus, um die Möglichkeiten der Vorratshaltung zu verbessern. Fauna und Flora – also die bisher genutzten Nahrungsgrundlagen – ziehen sich nach Norden zurück. Und es begann in Nord-Mesopotamien das Wildgetreide in großen Flächen zu wachsen, während anderswo Wald schnell die Gräser wieder überwucherte. (Uerpmann, 2007) Pfeil und Bogen lösen die Speerschleuder ab. Die Siedlungen mehren sich.

E. In der *Türkei* sind die archäologischen Funde sehr spärlich. Es gibt auch östlich davon für den hier interessierenden Zeitraum nur wenige, die in Einzelfällen wohl auf Gebäudereste verweisen. Die Funddarstellung ist mäßig. (Schyle, 1996^b) Müller-Beck spricht von 30.000 Jahren alten Steinklingen mit Sichelglanz dort, mit denen also vielleicht wildes Korn oder andere Pflanzen geschnitten wurde; die Spuren gleichen sich. (Schyle)

F. Im *Nahen Osten* wurden in der Kultur *Kebaran* (ab 21.500 bp) Reste runder Hütten aus der Zeit vor 20.000 Jahren in Ohalo am See Genezareth entdeckt, als der 1989 einen besonders tiefen Wasserstand aufwies. Unsicher ist Jilat nahe des 20.000 Jahre alten Kharaneh, wo sich aber Spuren von Hütten fanden, und dort gibt es neuerdings auch einen Fundplatz des jüngeren Kebaran mit Bestattungen (‘Uyun al-Hammam), was auf eine Siedlung hinweisen kann. (Hinweis Daniel Schyle) Zu dieser Zeit könnte auch hier, oder: besonders hier der Beginn *komplexer* WildbeuterInnen anzusetzen sein.

G. In der Kultur *Natufien* (ab 13.000 bp) ist möglicherweise Neve David ein langfristig belegter Platz. Im *frühen Natufien* werden *wahrscheinlich (!) ganzjährig bewohnte Fundorte zahlreicher und größer, bestes Beispiel ist Mallaha. Im späten Natufien wird das Ganze wieder etwas undeutlicher – da zeigt eine trockene und kühle Zeit, die noch bis in das PPNA hinein dauert, Wirkung, und die Hinweise auf permanente Besiedlung an einzelnen*

Fundstellen sind weniger deutlich. (Daniel Schyle)¹ Östlich von Haifa liegt eine Höhle, deren Terrasse vor 18.000 - 12.000 Jahren mit Mauern umgeben war. Es gab offenbar eine große Bereitschaft, die Wohnräume herzurichten. Ein Ort vor etwa 17.000 Jahren am Ostufer des Sees von Genezareth, Ain Gev, kann ebenfalls dafür benannt werden. Dort wurden behauene Steine als mutmaßliche Bodenplatten für runde Hütten gefunden, dazu Sichelklingen und ein Steinmörser zum Zerstoßen von Wildgetreide. Brentjes spricht für die Zeit um vor 15.000 Jahren von Mörsern von 50 Kilogramm Gewicht und von „Silos“ aus der Zeit vor zwölftausend Jahren. (1981) Es gab mit Lehm ausgestrichene Vorratsgruben. (Bartl, 2004) Zumindest zur Getreidesaison wurde dieser Ort (und der Mörser) jeweils wieder aufgesucht. Auch Benz betont die Möglichkeit von vergänglichen Behältern. (2010) Etwa 15.000 Jahre sind in der Levante mindestens fünf weitere einzelne runde Gebäude alt. Schmidt erwähnt zwei Orte östlich des Göbekli Tepe im Nordirak – Hallan Çemi, Qermez Dere –, die etwa vor 14.000 - 13.000 Jahren bereits besiedelt waren; damit sei die Monopolstellung der Levante hinsichtlich der „frühesten Seßhaftwerdung“ aufgebrochen. (2008) Eine neue Studie gibt Hinweise auf ältere Ereignisse. Sie betont nicht nur den wahrscheinlich gleichzeitig an mehreren Orten entstandenen Landbau mit zuerst noch Wildgetreide, das nun angebaut und nicht mehr wildwachsend gesammelt wurde, sondern auch einen sehr frühen Beginn in „*Chogha Golan, einer steinzeitlichen Siedlung am Fuße des Zagros Gebirges im Iran. Dort finden sich zahlreiche Relikte von Gebäuden, Steinwerkzeugen, Tonfiguren und auch viele Mörser und Mahlwerkzeuge aus der Zeit von vor 12.000 bis vor rund 9.800 Jahren*“. (Scinexx.de, 5.7.13) Das beginnt gerade vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Der Ort liegt heute 150 Kilometer nördlich der Persischen Golfs am Fuß des Zagros-Gebirges, etwa 1.100 Kilometer vom Göbekli Tepe oder dem Vulkan Karacadağ entfernt, wo es erhebliche Bestände frühen Wildgetreides gab (beide Orte trennen knapp hundert Kilometer). Es könnte diese Kultur im Iran natürlich von anderen Standorten in den Süden gebracht worden sein.

Aus der Zeit des Natufien in der Levante finden sich weitere wichtige Spuren der dichter werdenden Besiedlung. Auch Roaf spricht von schon „*festen Siedlungen*“. Bewohnt wurden sie entweder „*ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten*“. Zum Beispiel Abu Hureyra und Mureybet. Diese Orte lagen am Euphrat ganz im Süden des nach Westen ausgreifenden Bogens (Knie) dieses Flusses (heute im südlichen Assad-Stausee, Syrien), in dessen nördlichem Teil Urfa liegt. Bereits vor 13.500 Jahren bp wird *Abu Hureyra* besiedelt, zweitausend Jahre vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Von 50 - 300 Personen ist am Anfang die Rede, später sind es deutlich mehr. Sie lebten in Gebäuden aus Schlammziegeln. Gazellen, Wildschweine, Schafe und Onager (Wildesel) wurden gejagt, sehr viele Pflanzen gesammelt. Es fanden sich schwere rechteckige ortsfeste Behälter aus Gipsmasse, die bei 800 °C erzeugt

¹ Daniel Schyle danke ich für verschiedene Hinweise vor allem bezüglich des Siedlungsbaus.

wird und auf ein hohes Wissen verweist. Auch Körbe zur Vorratshaltung sind hier belegt; die Lagerung von Lebensmitteln ist eine der entscheidenden Entwicklungen für die neue Zeit. Selbst für die soziale Differenzierung kann sie Bedeutung erlangen, weil Familien mit größeren Vorräten Vorteile gegenüber anderen gewinnen konnten, wie wir noch sehen werden, wenn über Macht gehandelt wird.

In *Ain Mallaha* nördlich des Sees Genezareth lebte eine „*Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen*“ wahrscheinlich ganzjährig, der Durchmesser runder Hütten betrug dreieinhalb bis fünf Meter, „*deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden*“! Ausgegraben wurden auch Gräber unter den Fußböden und außerhalb der Hütten. (Roaf, 1998) Dort wurde vielleicht der eckige Raum durch Unterteilung von Rundhütten erfunden. (Nunn, 2006) Dieser Übergang zur eckigen Raumvorstellung muß aber keineswegs so funktional entstanden sein. Es kann auch eine generelle geistige Entwicklung vermutet werden, sagt Hallpike, wenn ab einem bestimmten Zeitpunkt das topographische Denken weitergehend entsteht und mit Himmelsrichtungen markiert wird – Sonnenaufgang im Osten, -untergang im Westen, dazu rechtwinklig der nach Osten sehende Mensch mit Links (Nord) und Rechts (Süd). Daraus ergeben sich vier Ecken, manchmal noch mit Zenit und Nadir als Raumvorstellung. (1990) Es geht noch profaner: die Erfindung des rechteckigen Lehmziegels ergab später den rechteckigen Raum. (Mellink/ Filip, 1985) Vielleicht schon parallel zum Göbekli Tepe entstand der große Ort Jericho, wo die ersten Lehmziegel gefunden wurden, bei aber noch runden Hütten, offenbar ähnlich wie in Ain Mallaha, Mauern und Turm sind etwas jünger.

Das mag für die Kennzeichnung der Kulturen des Jung-Paläolithikums reichen. Die kontinuierliche Entwicklung jener Menschen über den gesamten Zeitraum wird nicht nur in Siedlungen, Vorratshaltung und Werkzeug/ Waffen deutlich. Auch die Bearbeitung der Steine ändert sich von bloß geschlagenen oder abgedrückten Stücken zu geschliffenen Formen. Und vor allem bei dichterem Zusammenleben in der Region und dann innerhalb der Siedlungen muß immer auch an beginnende soziale Differenzierung gedacht werden, weil die Sesshaftigkeit, auch wenn sie noch keine Domestikation von Pflanzen zur Grundlage hat, das Ansammeln von Dingen und Vorräten möglich macht, und in besonderer Weise das von – *Macht*. Bereits im Natufien sei ein Häuptlingssystem (chiefdom) denkbar, mein Bartl. (2004) Gebel hält das für die in der Levante entstehenden neolithischen Großsiedlungen bei existenzgefährdenden Problemen für möglich und das auch bereits im Epi-Paläolithikum! (2002) Benz sieht in den Funden innerhalb der frühen größeren Siedlungen des Natufien allerdings keine Hierarchisierung, die sich jedoch aus der von ihr beschriebenen besonderen Behandlung bei Schädelbestattung nur einzelner Individuen folgern läßt. Eine Hierarchisierung sei dann im anschließenden Proto-Neolithikum zu beobachten, dazu wahrscheinlich auch eine Differenzierung der Sozialstruktur. (2010) Für die großen akkeramischen

Siedlungen – sagt Nissen für Basta und Ain Ghazal (nördlich und südlich des Toten Meeres) – seien bereits soziale Regeln für die Konfliktvermeidung nötig gewesen. (1999) Und eine Strategie der Konfliktvermeidung als Lernprozeß darf nicht unterschätzt werden.

Die Archäologie gibt also – wenn auch die Belege für Siedlungsentwicklungen insgesamt noch schwach sind – ein zeitliches Gerüst vor, an das über die lange Zeit eine soziologische Differenzierung anzubinden ist: einfache Ältere WildbeuterInnen mit schon einzelnen beachtlichen Siedlungen und Gebäuden bis etwa vor 20.000 Jahren, als mit deutlicher werdender Besiedelung die komplexe (Jüngere) Wildbeuterei anzusetzen ist, besonders in der Levante. Mit der endenden Eiszeit kommt es dann ab vor 14.000 Jahren zur sozial-differenzierten Gemeinschaft und ab vor 11.500 Jahren zum Bau des Göbekli Tepe, etwa 500 Jahre später zum Bau von Mauer und Turm in Jericho. Die Zeit um den Beginn der komplexen Wildbeuterei markiert wahrscheinlich einen intensiven Umbruch auch in der Kompetenz, weil durch häufigeres Leben in großen festen Siedlungen vor allem auch die sozialen Beziehungen zwischen einander nahen Orten und die steigende Wohn-Dichte in ihnen weiter entwickelt werden mußten.

In den nächsten Abschnitten soll nun für die letzten Phasen des Jung-Paläolithikums nach Kennzeichnungen einer weitergehenden Kognition geforscht werden. Das scheint unter anderem mit der Analyse von Ursprungsmythen möglich. Die gibt es bei einfachen rezenten Urvölkern, hier soll aber auch der Blick nach vorn, nach Sumer, Ägypten und Griechenland gerichtet werden. Dabei all jene schon erwähnten Einschränkungen bedenkend, die bei städtisch organisierten Gesellschaften gemacht werden müssen, um die achttausend Jahre jünger zudem. Nach den Mythen komme ich zu Interpretationen, die sich aus den künstlerischen Darstellungen am Göbekli Tepe zum Geschlechterverhältnis ergeben. Dann folgen Hinweise bereits auf das Individuelle, auf die *Person* des Altertums. Zuletzt werden Machtentfaltung und die Religion als Prozesse angesprochen. Es geht um die Richtung, die die kognitive Entwicklung nimmt. Damit soll nicht eine generell sehr frühe Ausbildung von Mythen bereits im älteren Jung-Paläolithikum unterstellt werden. Auch die Kommunikation mußte sich entwickeln.

Ursprungsmythen

Eine wichtige Frage zum Jung-Paläolithikum ist die nach der Stellung der Frauen, die nach dem Geschlechterverhältnis. Pointiert ausgedrückt: ist das Geschlechterverhältnis von Anbeginn an die Grundlage kulturellen und künstlerischen Ausdrucks der Menschen? Weil Männer immer schon – ohne hier Freud zu bemühen! – sich in ihrer (unbewußten) Selbstfindung aus der Mutterbindung abnabeln „müssen“ und zur Vormacht über sie und die anderen Frauen drängen? Weil sie die natürlich scheinende Macht der Frauen über die Geburt allen Lebens und damit des (identischen) Todes alles Lebens als Bedrohung empfinden? Für sich wie für „ihre“ jeweilige Welt? Und weil sie es

durch ihre größere Aggressivität und Kraft können? Ursprungsmythen zeigen diesen „ewigen Kampf“ um die Legitimation dieser Vormacht in vielen Formen. Ohne daß es ein Matriarchat als universale Stufe der menschlichen Entwicklung gegeben hat, sei es als (immer: institutionalisierte) Herrschaft über die Männer, oder zumindest in der Form einer völligen Gleichheit, die manchmal als Stufe eines Urkommunismus behauptet wird. Da bietet es sich für mein Thema an, zu fragen: wie wurde das Geschlechterverhältnis zuerst beschrieben? Und das nicht nur in (schriftlich fixierten) Mythen, sondern vielleicht schon in den ersten Höhlenbildern? Ursprungsmythen kommen in den Blick, über die wir uns auch aus anderer Fragestellung informieren und verständigen müssen, ob oder wie weit solches Denken wann in jener frühen Epoche entstehen konnte. Sie sind seit Sumer überliefert. Auch bei rezenten Urvölkern stoßen wir darauf, sogar bei sehr einfachen rezenten WildbeuterInnen. Dux hat – dabei Bachofen substantiell überwindend – auf die durchgängig gleiche Struktur dieser Geschichten hingewiesen, die einen solchen Ansatz vom ewigen Kampf begründen können. (1997) Am Ende gewinnen in diesen Mythen, die zusammen mit dem Ursprung ihrer Welt das Verhältnis der Geschlechter behandeln, immer die Männer, die nicht zuletzt dadurch als deren Verfasser ausgewiesen sind. Was daran deutlich wird, ist eine jeweils immer schon bestehende Übermacht der Männer über die Frauen. Ohne Schriftform wissen wir nichts. Doch wir fanden Hinweise, das könne bereits für die Älteren WildbeuterInnen vor 40.000 Jahren angenommen werden, wenn wir an die Zeichen denken, die bislang allgemein für „Fruchtbarkeit“ stehen, wie die Vulvendarstellungen und die Frauenfigurinen. Die aber primär von Furcht und Macht handeln, die von Menstruation und Geburt ausgehen. Aus dieser Sicht verdienen die Vorstellungen, es seien in den Höhlen bildlich dargestellte Tier-Paare zu erkennen, wie sie zuerst von Leroi-Gurhan und – mit entgegengesetzten Tieren – von Laming-Emperaire angenommen wurden, eine neue Aufmerksamkeit. Erst recht gilt das unter dem Banner einer ausgeführten Religion am geistigen Zentrum des Göbekli Tepe mit den ausdrücklich männlichen Götterfiguren. Wir werden dies bei der Besprechung der Macht und der Religion weiter verfolgen, ob nicht Religion die Fortsetzung (und Erweiterung) dieses Versuches ist, die Männermacht über die Frauen immer weitergehend zu begründen. Das Geschlechterverhältnis wird zum primären *Movens* der Geschichte.

In Ursprungs-Mythen wird tatsächlich oft geschildert, wie Männer die Herrschaft der jeweiligen Welt von Frauen *übernahmen* und dabei *ihre* soziale Ordnung etablierten, die *Ordnung der männlichen Gewalt*. Auf einen ersten – aber zu flüchtigen – Blick wären demgemäß die Frauen in einer Urzeit in einer herrschenden oder zumindest gleichberechtigten Stellung gewesen. Bachofen sah das so. Auf solchen Mythen basiert wesentlich die Vorstellung einer universalen Stufe des Matriarchats, die mit der Inthronisierung einer „Muttergöttin“ in Çatal Hüyük durch Mellaart archäologisch belegt schien (gerade als dieses Wissen in der aufkommenden Frauenbewegung auch genutzt

werden konnte). Die biblische Eva gehört noch in dieses Thema, die ihren gescheiterten Versuch, der christlichen Welt etwas Verstand zu bringen, mit patriarchaler Unterdrückung durch Mitläufer Adam büßt, der zur Strafe vom Wildbeuter zum Bauern wurde und zum Herrscher über Eva, die vorwitzige, und über die Schlange, über alles was krecht und fleucht auf Erden. Die Schlange sehen wir schon am Göbekli Tepe als zentralen Ausdruck nun männlicher Macht und Kraft, und nicht nur dort. Dazu im nächsten Abschnitt über die männliche Fruchtbarkeit mehr. Anders als Wesel (1980) dies sieht, der Bachofen einige Bedeutung zugesteht, lassen sich auch die Mythen des Altertums, die der skizziert, in anderer Weise lesen: Männer beschreiben die Vorzeit gerade gegensätzlich zur Realität, um am Ende der Geschichte die männliche Herrschaft und Ordnung als göttlich zu belegen. Sehr früh ist es in Mesopotamien etwa besonders deutlich das Zerfetzen der Ur-Göttin Tiamat, um dabei Erde und Himmel durch Babylons Gott Marduk zu trennen, der den neuen *städtischen* GöttInnen den Sieg über die alten Geistwesen der Erde und Unterwelt bringt und damit die neue heilige Ordnung. Marduk wird dafür gegenüber der göttlichen Herrschaft der Gleichen, die im Pantheon der älteren sumerischen Städte noch gemeinsam die Gewalt ausübten, zum alleinigen Herrscher des Stadtstaates. Die Frauenmacht wird in dieser Mythe theatralisch vernichtet. Eine neue Gewaltenteilung entsteht, ein die anderen überagende einzelner Gott und Herrscher.

Richten wir unser Interesse auf die Struktur der Logik und der mit ihr verbundenen Welterklärung in Mythen. Die sind natürlich nicht so alt wie die Erzählenden es annehmen; wie sollten jene Menschen davon wissen?¹ Mythen sind Erklärungen zum Zustand der *herrschenden Ordnung*, zieht Dux aus ihnen den soziologischen Schluß. (1997) Sie bedienen sich zum Teil des Anscheins einer zwar nicht historisch entstandenen Gemeinschaft, aber eines früheren Zustands des jeweiligen Jetzt. Wohl jede menschliche Gemeinschaft fragt in der ihr möglichen Weise nach dem *Ursprung* des Lebens wie nach dem von Sonne Mond und Sternen... Es gehe in Mythen nicht um ergebnistreue Rekonstruktion einer Stammesgeschichte, schreibt auch Müller, es komme auf die Fundierung der Gegenwart durch eine legitimierende Vergangenheit an. Ereignislose Zeiten verblaßten dabei in den Erzählungen, und: alte Menschen, die die Mythen erzählten, können nicht lügen! (2005) Nehmen wir diese Geschichten insgesamt ernst, daß also die Menschen zu jener Zeit darin nicht bloß irgendwelche unterhaltsamen Märchen sahen, sondern die „Staats-Verfassung“, dann müssen wir in ihnen den intellektuellen Stand ihrer Zeit sehen. In ihrer traditionellen Logik wußten sie den Ursprung ihrer Welt nicht besser zu begründen. Es gab also wirklich die Vorstellung, einer oder mehrere Masten, Berge oder der Wind würden Erde und Himmel trennen; in Ägypten ist es eine

¹ Bei Indianern gibt es Ursprungs-Mythen, die die Existenzweise indianischer Gruppen ausdrücklich mit Reit-Pferden verbinden. (Josephy, 1998; Müller, 1983) Diese Tiere sind aber erst mit den Spaniern ins Land gekommen; eine sehr kleine, nicht reitbare Frühform wanderte über die Behringstraße nach Asien, starb in Amerika aber etwa zu der Zeit der Besiedelung aus.

Göttin, Nut, die mit weit abgespreizten Armen und Beinen wie ein Tier mit dem Rücken den Himmel trägt, beziehungsweise deren Leib der Himmel *ist*.

Diese Mythen als „wahr“ erscheinen zu lassen, gelang auch deshalb, weil in der traditionellen Logik jener Menschen solche heiligen Geschichten die Kraft des Wortes verkörpern. Das Wort ist mit dem Bezeichneten wiederum identisch (Gott *sprach*: es werde...; 1. Mos 1; Im Anfang war das *Wort*..., Joh 1,1). So wie auch Namen im Denken typischer rezenter Urvölker als identisch mit dem Benannten verstanden werden; von Kindern ohnehin!¹ Das Wort erscheint als Kraftfeld. (Lévy-Bruhl, 1910) In gleicher Weise gelten Geburt und Tod als identisch, beziehungsweise die Kraft, die beides bewirken kann, die Weiblichkeit! Beide müssen unter Kontrolle gehalten werden. Auf den Trobriand-Inseln gab es noch um 1915 Fliegende Hexen, normale Frauen, die sich in ihrer doppelten Gestalt an Leichen labten. (Malinowski, 1979) Leben und Tod! Generell wird im Denken vieler rezenter Urvölker in der Angst vor der Kraft des Weiblichen also die Angst vor dem Tod mitgedacht oder gefühlt, es droht ständig der Rückfall ins gefürchtete Chaos der Vorzeit (wenn Mama wieder das Kommando übernimmt). In Darstellungen des Weiblichen – seien es eingeritzte Vulven, oder die Frauen-Figurinen – sind deshalb wohl ebenfalls beide zu sehen: Leben und Tod. So bekommen „Fruchtbarkeitssymbole“ Sinn, und sogar eine betonte männliche Fruchtbarkeit entsteht in Mythen; dazu gleich. Bei jedem individuellen Tod ist in jener Vorstellung – wegen der Identität von Geburt und Tod – der Tod des Lebens insgesamt zu befürchten. (Dux, 1997) Es geht also weniger um Fruchtbarkeit als um die Macht über Leben und Tod, weshalb Frauen – wie die Kinder – unter Kontrolle der Männer gehalten werden müssen.² Mit dem Verkünden und Akzeptieren der Ursprungsmythe ist klar, daß die Männer *berechtigt* den entscheidenden Einfluß haben, sie die Schöpfer des Realen und Gewährleister, Schützer dessen Ordnung sind, und deshalb die Herren auch über die Riten und damit die insgesamt Bestimmenden. Das allgemein verbindlich festzulegen ist der Sinn dieser Mythen! Es gibt eine weitere, entscheidende Legitimation für die Männer: die Kontrolle über den Boden, das andere elementare „fruchtbare“ Element jener Leben.

Bei schlichten WildbeuterInnen in Australien, bei den Murngin, gibt es diese Geschichte: die beiden Schwestern Wawilak benannten (!) Landschaften, Tiere und Pflanzen, waren also Schöpferinnen durch das Wort, die eine war Mutter, die andere schwanger, sie hatten jedoch (irgendwie) Blutschande begangen. Dann entweihten sie auch noch das Gewässer der männlichen Schlange/ Penis

1 Es gibt bei traditionellen Völkern manchen Hinweis, daß die Namengebung von erheblicher Bedeutung war, um etwas in die Welt zu bringen. Das erinnert an den Universalienstreit des Mittelalters, bei dem in Frage stand, ob Begriffe eigenständige Dinge seien. Auch der christliche Bilderstreit paßt hierhin, der darin gipfelt, ob ein Gottesbild Gott ist (!; Identität), oder ihn nur abbildet.

2 Daß Frauen der Leere (=Chaos, manchmal der: Natur), Männer der Kultur zuzuordnen sind, gilt Männern als „ewig“; dieser Ansatz war erneut bei den Aufklärern des 18. Jahrhunderts Basis des männlichen Selbstverständnisses.

Yurlunggur mit Menstruationsblut! Panik im männlichen Klein-Geist! Die Schlange, das initiiierende Element, frißt nun die Schwestern berechtigterweise! Das Männliche siegt, setzt die Ordnung gegen das unterstellte Lotterleben und übernimmt die Befruchtung (!) der Welt durch regelmäßigen Regen (=Samen im Sinne Unger-Dreilings). Im Stamm – sagt Lévi-Strauss – kommt die *soziale* Macht den Männern, die *natürliche* Fruchtbarkeit den Frauen zu. Es ließe sich die Dürftigkeit religiösen Denkens niemals genug betonen, folgert er. (1994). Doch so dürftig ist das im traditionellen Denken gar nicht, bestimmt es doch die männliche Ordnung als göttlich und damit zu mehr als nur einem „Gesetz“. (Koepping, 1983) Etwas anders geht es bei den Baruya in Neuguinea zu, deren ideologisches Konzept primär aus Angst vor dem Weiblichen entstanden scheint: zuerst waren die Frauen da, die an einem Gewässer Kaulquappen entdeckten und ihnen kleine Waffen und Kleidungsstücke hinlegten, worauf aus diesen verwandlungsfähigen Tierchen die Männer werden, die dann die Frauen organisiert heftigst unterdrücken; wir kommen noch mehrfach zu ihnen. (Godelier, 1987)

Von der Gruppe der Nharo, Buschleuten der Kalahari, bei denen Guenther (1983) die Frauen an einer späteren Textstelle als zumindest egalitär sieht, wird eine Mythe geschildert, in der Männer und Frauen zuerst gänzlich getrennt lebten. Tiere entsprachen noch Menschen, waren zweibeinig, und andersrum. Später gab es eine göttliche Umkehrung von Tier und Mensch zum heutigen Zustand. Die Frauen, die (natürlich) *vor* den Männern auf der Welt waren, hausten in dieser Vorzeit in Termitenhügeln und ähnelten äußerlich dem Strauß (Steatopygie/ Fettsteiß/ wie Enten?). Dann heißt es: „*Da sie, ungleich diesen [Männern] keinen Anteil an der Umkehrung während der zweiten [!, männlichen] Schöpfung gehabt hatten, besaßen sie nach wie vor ihre Tiernatur und wurden in diesem Zustand dann von den Männern aufgefunden, gezähmt [!] und in die menschliche Gesellschaft übernommen. Die Frauen zeigten sich den Männern dadurch erkenntlich, daß sie sie mit der Liebeskunst und der Zeugung vertraut machten*“! Erkenntlich! Sie sind einfach nett, diese Frauen. Die Erzählung der Mythe werde von ausschweifender Art und herber Erotik begleitet, heißt es weiter. Das verwundert nicht.

Noch die Geschichte von der christlichen Sintflut hat die Funktion, die männliche Ordnung durch Noah zu begründen. Der gute Mann zeugt etwa bei Acosta (1605) allein die neuen Menschen, ohne die Nennung einer Frau. Diese Geschichte einer großen Flut hat schon in Sumer ihre erste überlieferte Darstellung gefunden, was bei der Auffindung des Gilgamesch-Epos‘ mit ersten Hinweisen darauf, die Bibel sei teilweise abgeschrieben worden, heillose Verwirrung in der Christenheit stiftete, die sie ja als Gottes Wort wörtlich nahm. Allerdings geht es schon in der im Epos nur angedeuteten Urfassung der Sintflut nicht ausdrücklich um die Geschlechterfrage, sondern um den Konflikt der Götter mit den von ihnen zu ihren Diensten geschaffenen Menschen und deren lärmender Unordnung, von der sich die sumerischen GöttInnen bald

gestört fühlen, wozu die Sintflut ausgeheckt wurde.¹ Die Inhalte solcher Geschichten/ Mythen sind dabei nicht das Interessanteste, betont auch Hallpike. Logischer Widerspruch war im frühen Stadium des Denkens nicht erwartbar.² (1990) Solche Darstellung wird immer ganz konkret verstanden: so wenn Gilgamesch die Göttin Inanna schwer kränkt und (das Epos) dabei den Palast rituell über den Tempel erhebt, aber auch den Mann über die Frau. Im Ritual ist alles real, es gibt keine Abstraktion, wenn (in einer anderen Mythe) Inanna sich mit dem König als rituellem Gott in der Neujahrsfeier vereinigt. Rituale haben eine Bedeutung für Menschen als innere Nachahmung des Religiösen. Deshalb gestatten diese rituellen Vorstellungen gerade, sich in der Erzählung den Zwängen von Raum und Zeit zu entziehen. (Ginsburg/ Oppen, 1993) Und sie sind gegenüber der *Autorität* der Erzählenden nicht hinterfragbar, so wie das Kleinkind nicht die frühe Bezugsperson hinterfragen kann. Es ergibt sich als ein besonderes Problem solcher Kommunikation in traditionellen Gemeinschaften, die Mythe bleibt statisch und kann nicht wirklich reflektiert werden, da sie (unbewußt) auf symbolischen Behauptungen beruht, nicht auf logischen Zusammenhängen. „*Der primitive Symbolismus ist kollektiv,*“ – sagt Hallpike – „*in seinen Assoziationen konventionell und systematisch, und in dieser Hinsicht hat er kaum etwas mit dem spielerischen Symbolismus des Kindes [!] zu tun; wie der spielerische Symbolismus steht er aber zweifellos im Dienste von Zielen und Zwecken, denen die Sprache nicht gewachsen ist. [!] Er ist möglich dank der allen gemeinsamen Erfahrung einer homogenen, wenig gegliederten Gesellschaft, die in engem Kontakt mit der Natur lebt, so daß die individuellen Bilder viel stärker als bei Angehörigen unserer Gesellschaft konvergieren. Auf der Grundlage von Zusammenarbeit und kollektiver Erfahrung kann deshalb ein kollektiver Symbolismus aufgebaut werden, der von der Sprache in hohem Maße unabhängig ist*“ (1990) Solche Systeme brächten Zusammenhalt und Ordnung zustande, und das auf einer subsprachlichen Ebene, seien jedoch nur begrenzt für Erklärungen verwendbar und könnten nicht einer empirischen Überprüfung unterzogen werden. Diese subsprachliche Ebene paßt wiederum zu dem erwähnten Hinweis Unger-

1 Besondere Monsun-Hochwasser in der Gründungszeit Sumers etwa dreitausend Jahre nach dem offiziellen Ende der Eiszeit kämen in Frage, die im flachen Süd-Mesopotamien zusammen mit dem steigenden Grundwasser sintflutartig erschienen, als nach der Eiszeit der Meeresspiegel sich um gut 100 Meter hob. Der Durchbruch des Mittelmeeres ins Schwarze Meer scheint eher zu weit ab. Auch das Fruchtwasser, zu dem zurückgekehrt wird, ist im Gepräch. Es gibt in Australien und anderswo Mythen einer Sintflut als Beginn des Tageslichts, das über die Sterne/ Menschen schwappt. (Graebner, 1924) Wo sie das wohl her hatten? Mehr bei Mulsow/ Assmann, (2006) wo von etwa 300 bekannten Flutmythen die Rede ist. Auch in China gab es sie, ebenso die Geschichte vom Turmbau, um den Himmel zu erreichen und die dabei entstehende Sprachverwirrung. (Unger-Dreiling, 1966; mit Hermanns)

2 Hallpike schildert ein Beispiel, das hinsichtlich der Geschlechterfrage erwähnt sei: die Yakwoia Kukukuku (Papua) sehen in Sonne und Mond Mann und Frau. Morgensonne ist deshalb rot, weil der Tau als Harn von Frau Mond ihm peinlich ist, er einen roten Kopf bekommt und die Scham schnell weg-trocknet. Daß es Tau ohne Rötung und Rötung ohne Tau gibt, falle nicht auf, weil systematisches Untersuchen prä-operationalem Denken nicht möglich ist. Dieser Tau entsteht ja dicht neben dem Menstruationsblut.

Dreilings über die frühen malerischen Darstellungen. Sie kommen von Menschen mit simplen Vorstellungen über den Ursprung der Welt. Es mußte irgendwas erzählt werden, um eine Identität einer Gemeinschaft und Folgschaft den Erzählenden gegenüber zu erzeugen.

Ich kam auf Mythen zu sprechen, um die Struktur traditionellen Denkens und Glaubens anhand solcher ganz frühen Geschichten ein wenig weiter kennen zu lernen. Wird mit ihnen Urgeschichte verstehbar? Als Homo sapiens die Frage mit seinen neuen intellektuellen Möglichkeiten zu beantworten suchte, wie Menschen entstanden, wie Leben und die Umwelt wurden was sie sind, wo der Ursprung des Lebens sei, da mußten diese Leute schnell auf die alltägliche *Geburt* als wesentlichen Gedanken für die Entstehung von Leben und Neuem kommen. Ein nicht zu unterschlagener Punkt! Die Frauen mußten einfach zuerst da gewesen sein, solange es noch keinen in der Gemeinschaft bewußten so mächtigen personalisierten Gott gab, der das allein durch das Wort erledigen konnte; diese Version ist eine spätere. Die Geschichten mit den Straußen oder den Kaulquappen klingen viel „natürlicher“; das war vorstellbar, und niemand kam auf die Frage, wie die dahin gekommen waren, so wie noch die Schöpfungsgeschichte der Bibel lange unhinterfragt blieb. Das ist bis heute der Sinn von Religionen, zu glauben und nicht zu wissen, Macht zu verschleiern. Mit diesen Vorstellungen kam auch die Differenz der Geschlechter als elementar für die Gemeinschaft in den Blick: nur Frauen schufen direkt Leben. Damit sind sie eng mit dem Ursprung der Welt verwoben. Das ist es, was uns frühe Ursprungs-Mythen auch so sagen. Die Gebärfähigkeit mußte in der Darstellung des eigenen Ursprungs irgendwie berücksichtigt werden. Das geschah in manchen Völkern dadurch, daß der Mann ebenfalls „schwanger“ wurde, wenn seine Frau ein Kind bekam, und er sich ebenfalls in einem „Kindbett“ schonte. (=Couvade; Malinowski, 1962; Herzog-Schröder, 2000) In einigen Gemeinschaften erzeugen Geistwesen den Fötus, wenn sie ihn nicht einfach bringen, wie auf den Trobriand-Inseln, dort öffnet Sex nur die Vulva als Vorbedingung für den Eintritt des Kindes. (Malinowski, 1979^b) Zumindest hauchen Geistwesen ihm in anderen Vorstellungen Leben ein. Das gibt es selbst in Fällen, in denen die biologische Zeugung verstanden war, doch mußte es auch eine (göttliche) Zeugung des Geistes geben. Das ist eine weitere ideologische Falle, weil dann nicht eine Entwicklung für die Kognition angenommen werden kann. (Männliches) Wissen ist dann Offenbarung. Noch in Sparta und bei den alten Germanen nehmen Männer die *soziale* Geburt vor, oder töten ein ihnen unerwünschtes Kind. In den sehr verbreiteten Initiationsriten bei rezenten Urvölkern ist dieser Gedanke der sozialen Geburt ausgedrückt; das Bestehen auf Beschneidung kleiner Kinder noch heute verweist auf die Dringlichkeit des Anliegens männlicher Vormacht. Initiationen erzeugen die ausdrückliche Abgrenzung der Männer von den Frauen, die Einprägung von Oben und Unten, von Gut und Böse. Das geschieht nicht zuletzt durch Lernen der identitätsschaffenden Stammes-Kulte, die Frauen – oft bei Androhung der Todesstrafe für die wissende Frau – eben typischerweise

nicht kennen dürfen. (Müller, 1989) Orthodoxe Juden wie Muslime geben noch heute besondere Anschauung der männlichen Herrlichkeit.

Mythen sind also Proklamationen, mit denen das Naturhafte von Geburt und Schöpfung zugunsten der (göttlichen) Männlichkeit gerade abgestreift werden soll/ muß, um eine Erklärung der *realen* Existenz und der tatsächlichen Ordnung der jeweiligen sozialen Gemeinschaft zu finden, in der bereits *Männer die Macht* haben.¹ Den Frauen bleibt die Identität mit der Natur. Deshalb wird gerade die Differenz zwischen behauptetem Urzustand und der aktuellen Realität in diesen Geschichten betont, um anzuerkennen, daß Frauen über die Geburten Leben stiften, was das einzig tatsächliche Wissen zur Entstehung von Leben war, und warum dennoch die weibliche Lebensweise nicht als führend anerkannt ist. Soweit von „Wissen“, das ja als reflektierbar gilt, die Rede sein kann; *es war so!* Im aktuellen Leben der den Mythos tragenden Gruppe wird aber nicht das Camp oder Lager der Frauen als Basis des Überlebens verstanden, sondern dessen Schutz durch die Männer. Erst moderne Wissenschaft hat die Möglichkeit, sich davon zu lösen. Strukturell verweisen diese Geschichten zuerst zurück auf das noch Nicht-Geordnete in der vor-mystischen Zeit, die also nicht als eine reale historische Zeit verstanden war. Der bestehenden männlichen Ordnung wurde die ursprüngliche, wilde Natur, das Chaos (leeres Gähnen), als weiblich gegenüber gestellt, um die wirkliche Situation, die *realen* Machtverhältnisse der Gruppe oder des Stammes zu legitimieren: auf diese Weise wird der Wandel vom früheren Zustand zum bestehenden als durch die allgegenwärtigen Geistwesen oder schon GöttInnen *vorgegeben* behauptet, die mit dem Ursprung der Gemeinschaft identisch sind, dem von Männern eroberten und verteidigten Land der Ahnen, das sie immer wieder neu „gebären“. Geistwesen/ GöttInnen übergaben die Macht den Männern, die nun ebenfalls identisch sind mit dem Ursprung und der göttlichen Schöpfungskraft – da kann mann nichts machen, wie schade.

In besonderer Weise findet sich die Angst vor dem Weiblichen bei den Baruya. Dieses Volk Neuguineas pflegte Ursprungsmythos und Riten, die vollständig auf die Macht der Männer gegenüber den Frauen hin konstruiert waren. Frauen sind vom Eigentum, nicht aber der Nutzung des Bodens ausgeschlossen, jedoch vom Besitz von Werkzeugen zur Rodung des Waldes und von Kriegswaffen, ebenso von den – für die Identifikation dieses Volks extrem wichtigen – heiligen Gegenständen, von denen wir noch hören werden. Frauen konnten nur untergeordnete Schamaninnen werden. Auch die Verwandschaftsbildung war Sache der Männer (Frauentausch von Sippe zu Sippe, eine wird gegeben, eine genommen). Ebenso war die wichtige

¹ In einer religiösen Puppenshow auf Bali geht das heute so: Böse Witwe mit ihren Hexen und der Todesgöttin wird von heiligem Mann unschädlich gemacht. (>Bild-6) Auch die Amazonen passen in dieses Bild wilder Frauen, die, wenn sie schon nicht unschädlich gemacht werden können, als Szenarium der Bedrohung dienen, um die männliche Ordnung zu legitimieren. Auf den Trobriand-Inseln gibt es die Mythe von einer entfernten Insel, auf der die Frauen alle dorthin verschlagenen Männer sexuell umbringen, selbst die eigenen Söhne erreichen wegen solcher Überlastung nicht das Erwachsenenalter. (Malinowski, 1979^b)

Salzherstellung Frauen nicht zugänglich. Bei den Baruya bringen die Frauen die Gesellschaftsordnung doppelt in Gefahr, wie Godelier schreibt. Direkt durch ihr Menstruationsblut, das die Manneskraft bedroht. Indirekt durch die Beschaffenheit ihres Geschlechtsorgans, dessen Öffnung alles denkbar Böse aktivieren kann. (1987) Das Blut der Menstruation ist Männern deshalb generell zutiefst unheimlich, weil da eine wiederkehrende innere Wunde existiert, die jedoch nicht tötet und auch den Penis unversehrt läßt, sondern die erneuert, kräftigt. Das muß eine tiefe religiöse Bedeutung haben – Tod und Leben. Die innere Wunde macht vor allem eines: Männern Angst. (Müller, 1989) Den sehr komplexen Vorstellungen der Männer der Baruya kann hier nicht Raum gegeben werden, doch hatten die Jungs auch diese treffliche Idee, von der wir generell von Unger-Dreiling schon hörten: das *Sperma* stehe als Lebenskraft der Weiblichkeit gegenüber, das die jüngeren Initianden im Männer- und Initiationshaus von den älteren, also den noch vom Weiblichen unberührten Mit-Initianden, trinken müssen – wie es heißt –, die nicht der eigenen Sippe entstammen; Godelier vermutet dazu Gewalt bei Weigerung bis notfalls zum Genickbruch. Die Frauen müssen vor dem ersten Koitus das *Sperma* ihres Mannes trinken, denn es verwandelt sich bei ihnen in die Milch! (Godelier, 1987) Der weise Aristoteles wußte dies schon. So schließt sich der hysterische Kreis. Zehn Jahre leben Jungen im Männerhaus deutlich von Frauen getrennt.¹ In den Dörfern gab es eigene Wege für Männer und Frauen – die für Frauen lagen etwas tiefer. Und trafen außerhalb Männer auf Frauen, hatten letztere Gesicht und Körper abzuwenden...

Die Mythen werden selbst zur numinosen, zur geistig-religiösen Kraft, von denen sie handeln. Wer über die Mythen, über das Wort verfügt, verfügt über jene Kraft, die Ordnung werden ließ, die das Weibliche, damit Leben und Tod, dem Männlichen unterwirft. Und die Kraft, die aus dem Ursprung heraus dieses ermöglichte, ist mächtiger als das daraus Folgende, mächtiger als der aktuelle Zustand. Zugleich handelt diese Kraft subjektiv, sie ist nicht ein: Es, sondern ein: Du. (Frankfort, 1954) Der Träger/ Verkünder des Mythos ist deshalb mächtiger als die Realität, ist Gott. Das ist keine bloß pfiffige Behauptung, sondern ergibt sich aus dem frühen Denken über Ursprung/ Ursache und dessen Ergebnis oder Ziel selbst. Wer über den Mythos herrscht, beherrscht die Gegenwart (noch bis ins 19. Jahrhundert). Es geht auch um Identität der Menschen mit den GöttInnen und dem Gemeinwesen und dessen Boden im Ganzen. In Wildbeutungs-Gemeinschaften sind es immer die Älteren (primär Männer), die als Gruppe das Sagen haben; wer sich daran reibt, erhebt sich gegen die Ahnen, die Geistwesen, das Göttliche. Der Bezug auf die Mythe

¹ Ich verweise noch auf drei Stichworte bei Godelier: auch er betont bei verschiedenen Ursprungsmythen den männlichen Anspruch, die Ordnung zu garantieren, nachdem die Frauen zuerst stärker und kreativer waren. Godelier sieht nicht den Gegensatz von Natur und Kultur in der bei uns üblichen Weise, es sei eher andersrum, da die Männer den wilden Wald beherrschen, die Frau die Garten- und Schweine-Kultur; später spricht er aber davon, die Baruya verstünden sich gegenüber den Nachbarn als „Zivilisatoren“. Er spricht beiläufig auch davon, es könne ein goldenes Zeitalter eines verschwundenen Matriarchats gegeben haben.

postuliert, daß Ältere als erste vor den Jüngeren vom Ursprung dieser Gemeinschaft herkommen, daß sie den Ort als erstes besessen und die Ordnung der Kultur bestimmt haben. Zur Identität der Älteren mit der Gemeinschaft kommt die Identität mit dem Ursprung, mit der Schöpfung hinzu. In den verschriftlichten archaischen Mythen Sumers und Ägyptens wird die Ordnung bereits durch GöttInnen gefügt, nicht mehr nur durch schlichte animistische Geistwesen (eine Differenz, die in Übersetzungen aus den Sprachen der rezenten Urvölker wohl nicht immer bedacht wurde).

Die Frau erscheint im vorzeitlichen Ursprung/ Chaos nur deshalb als mächtiger, weil in ihnen gerade deren *Niederlage* religiös begründet werden soll; die GöttInnen selbst haben sie herabgestuft. Wie banal klänge dagegen die schlichte Feststellung des Mannes: weil ich stärker bin, tust Du was ich sage! Im Alltag geht es so schlicht, wie Schläge zeigen, die in vielen rezenten Urvölkern gegenüber den Frauen als normal, manchmal als nötig, jedenfalls als gerechtfertigt gelten. Es geht ja auch um viel mehr, nicht nur um die Unterdrückung von Frauen, sondern um die Macht über das Weibliche, über Geburt und Schöpfung selbst, das dann mit den Riten beherrscht werden muß. Die männliche Angst, die auch in diesen Mythen ausgedrückt wird, das Leere/ Chaos könne mit der Macht des Weiblichen jederzeit zurückkommen, kann dann rituell überwunden werden. Etwa in dem Regeln erfunden werden, die das sichtbarste Zeichen des Weiblichen jenseits der Geburt von Kindern, die Monats-Blutung, eingrenzen. So entstehen Tabus, daß Frauen beispielsweise während der Menstruation in einer externen Hütte hausen müssen, bestimmte Dinge nicht anfassen oder tun dürfen, und sei es einen Gegenstand nur zu überschreiten. Wie bei den Baruya die Herdsteine, da die Vulva sich öffnen könnte und auf diese Weise das Essen der Männer vergiften und entweihen würde – auch das ist als geistige Kraft gemeint, nicht als direkte Verunreinigung der Nahrung –; darauf steht die Todesstrafe.¹ (Godelier, 1987) Nein, diese Vulva ist nicht primär Zeichen der Fruchtbarkeit, sondern steht viel eher für Angst und Unterdrückung, weshalb sie tabuisiert werden muß. Und weshalb es eines anderen Geburtsvorgangs bedarf.

Männliche Fruchtbarkeit

Eine Fortsetzung dieser Gedanken über männliche Vorherrschaft, die aus Mythen jener frühen Zeit auffallend deutlich herauslesbar ist, sind Hinweise auf *männliche Fruchtbarkeit*. Im frühen Sumer, Ägypten und bei den alten Griechen finden wir Vorstellungen über die Entstehung der Welt, die zum Teil noch die Unordnung der Frauen thematisieren, nun aber schon von der männlichen Zeugung direkt die Rede ist, die über die biologische Zeugung hinaus die Zeugung der Macht über das Weibliche ist. Das beginnt zumindest bereits am Göbekli Tepe. Dort finden sich keine Hinweise auf weibliche Fruchtbarkeit, wie der Ausgräber Schmidt (2008) schreibt, aber *Phallus*-

¹ Es gibt Ausnahmen: die Hidatsa/ USA sehen bei der Adlerjagd einen segensbringenden Einfluß der Menstruation (Identität mit blutigem Köder), aber nur dabei. (Lévi-Strauss, 1994)

Symbole. Als Skulptur und Relief, dazu eine Menschen- und eine Tierskulptur mit deutlich erigiertem Penis! Und nicht nur dort, sondern generell in der Frühgeschichte scheint offenbar eine diesbezügliche Bewegung auf: „*Gut ein Drittel der in allen bekannten Bildern gezeigten Männer ist mit Phallus abgebildet, jedoch scheint der erigierte Penis eher Männlichkeit anzuzeigen als auf Sex hinzudeuten oder Fruchtbarkeit zu symbolisieren wie in späteren Kulturen*“, sagt Cook, und auch, die vor etwa 16.000 Jahren feststellbare Zunahme von Männerdarstellungen könne auf ein gewachsenes Verständnis der Rolle des Mannes bei der Fortpflanzung deuten, während die stilisierten Frauendarstellungen im Magdalénien möglicherweise auf die veränderte Stellung der Frau von der *alleinigen* Quelle des Lebens hin zur Partnerin verweisen. (2003; >Eiszeit, 2009) „Partnerin“ ist hübsch gesagt. In dieser zarten Formulierung leuchtet noch etwas von der matriarchalen Stufe der herrschenden Frauen durch, die zur „Partnerin“ herabsanken. Damals wurde demnach die männliche Macht verstärkt. Setzten sich damals verstärkt patrilineare Verwandtschaften durch, die matrilineare – aber nicht matriarchale – ablösten? Der Wechsel von einer Form zur anderen – sagt Morgan – wäre einfach durch „Beschluß“ möglich. Doch immer wieder können beide Formen entstanden sein, wenn Gruppen sich neu formierten, matrilineare Verwandtschaft vielleicht als Mutterverehrung, ohne daß daraus für die Frauen auch nur gleiche Rechte entstanden. Bestimmte Lebensbedingungen mögen auch die eine oder andere Form als „vernünftig“ ergeben haben; die matrilineare etwa bei häufiger Abwesenheit der (meisten) Männer.

Die häufigen Fuchsdarstellungen am Göbekli Tepe sind fast immer betont männlich ausgeführt.¹ Kramer zitiert einen Weisheitsspruch Mesopotamiens, in dem der (böse) Fuchs der „Aufseher“ werde, wenn Wachhunde fehlen. (1979; Fuchs, Du hast die Gans gestohlen) Auch in der verwandten Kultur in Nevalı Çori seien unter den ausgegrabenen kleinen Figuren „wahrscheinlich“ viele mit erigiertem Penis erstellt worden – sagt Schmidt –; offenbar sind sie meist beschädigt. Die Schlange zeigte sich vor dem Fuchs am Bauwerk als häufigstes Tiersymbol, sie finden wir prominent in der Bibel wieder.² Dort ist sie einerseits Bösewicht, aber andererseits übergibt sie mit dem Hinweis auf den Apfel der *Erkenntnis* auch das Wissen über die (fruchtbare) Selbsthaftigkeit. Als Warnung und ständige Mahnung für die Männer. Zuvor ist die Schlange auch in Mesopotamien doppeldeutig verstanden worden, positiv wegen der Häutung und dem Aufringeln als Zeichen für ewige Wiederkehr, negativ wegen des

¹ Uerpmann (2007) verweist auf Zeiten des Natufiens mit wachsender Bevölkerung und Nahrungsmangel, so daß in Jericho und im fruchtbaren Halbmond auch *Füchse*, Schildkröten, Fische und Schnecken gegessen wurden.

² Die Schlange ist wichtiges Tier der Mythe und des mythischen Kampfes. Burkert bringt gar einen angeborenen Schlangen-Haß der Primaten ins Gespräch. (in interim6) In Ägypten trug der Pharao die Uräus-Schlange als Schutz vor Annäherung auf der Stirn. (Wilson, 1954) Böse Schlangen gibt es dort auch, wie Apophis. (Walle, 1977) Bei Griechen und noch den Germanen sind erd- und wasserverbundene Schlangen/ Drachen böse Mythen-Tiere. Schmökel sieht (1956) die Tradition der Kunst mit mischgestaltigen Fabelwesen von Sumer bis zur Romanik.

Hervorkommens aus dem Bauch der Erde und ihrer Giftigkeit. (Nunn, 2006) Im alten Ägypten ist die Schlangengöttin Renen-utet für ausreichende Ernten zuständig. (Walle, 1977) Auf die durch Erzeugung des Regens fruchtbare Penis-Schlange Yurlunggur in Australien verwies ich schon. Lévy-Bruhl berichtet aus Mexico, dort seien die meisten Götter und Göttinnen Schlangen; diese Tiere seien auch identisch mit Stöcken der Gottheiten, also mit Waffen oder Zeichen der Stärke/ Macht, doch ebenso mit Teichen und Quellen. (1910) Ein „Sechslackiger Held“ mit einem jungen Löwen unter dem Arm, der früher als Gilgamesch galt, (>Uruk, 2013) hält in einer dieser Darstellungen eine Schlange in der anderen Hand. (Röllig, 2009) Ein Schlange frißt Gilgamesch das Kraut ewigen Lebens weg. Lévy-Bruhl berichtet, nach dem Glauben vieler Bantu-Völker Südafrikas erscheinen die Toten mit Vorliebe in der Gestalt von Schlangen wieder. (1956) Nach Ries gibt es bei diesen Völkern die Schlange als Zeichen der Fruchtbarkeit, die sich im Ursprungsmythos mit der Echse paart, wodurch drei Eier als Stämme entstehen. (1993) Kahler sieht in den Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom zehnten bis vierten Jahrtausend bp ebenfalls den Bezug zu Fruchtbarkeitssymbolen: Schlange und Ziege seien als Wassergott und Erdgöttin zu identifizieren. Eine Darstellung des Ziegendämons (nicht am Göbekli Tepe) mit mehreren Schlangen in jeder Hand wäre nicht als Schamane zu sehen, sondern als Enki selbst, den sumerischen Ursprungs-Gott des Süßwassers. (1999)¹ Die Erde wurde nämlich – wir grinsen ein wenig – zweiteilig gedacht: als Mutter Erde eher passiv und weiblich, als das die Erde befruchtende süße Grundwasser aber aktiv und männlich (wie süß!). Frauen galten dort nicht viel.² (Jacobsen, 1954) Die Schlange scheint, auch wenn sie – wie Götter generell – für beide Geschlechter stehen kann, überwiegend Macht und Stärke darzustellen, also überwiegend Männlichkeit.

Im sumerischen Schöpfungs-Mythos vom Paradies Tilmun macht der Gott Enki mit seinem Samen das sumpfige Land fruchtbar, *bevor* er mit seiner Gemahlin Ninhursag Kinder zeugt. (Vieyra, 1977) Als Enki die von Ninhursag mit dessen Samen geschaffenen acht Pflanzen auffrist, verflucht sie ihn und verschwindet. Bald wird sie von einem Fuchs (!) zurückgeholt, ist das vielleicht Enki selbst? Danach ist sie plötzlich liebevolle Pflegerin des kranken Gatten – Rollenwechsel (der Arme! diesen Versuch kennen Frauen bis heute). Wieder eine Vernichtung der Bedeutung der Geburt. Der ägyptische Schöpfergott Atum schuf die nächste GöttInnengeneration durch Onanieren. (noch ‘ne Schlange) Der hurritische Kumarbi zeugt seinen Sohn Ullikummi gar mit einem Felsen. Aus verspritztem Sperma und Blut des durch seinen Titanen-Sohn Kronos entmannten Uranos entstand noch die göttliche Aphrodite, Zeus läßt sich Athene mit der Axt aus dem Schädel holen. Männermacht! Auch Stierdarstellungen, die in allen hier betrachteten Zeiten vorkommen, sei es als

¹ Ich danke Birgit Kahler für diese Hinweise (1999). Eine Kurzdarstellung findet sich unter: <http://www.oocities.org/enki100de/html/frame2/archhintergrund.html>

² Ehemänner konnten beispielsweise bei Rechtsbruch die Frau und bei Ehebruch auch den Liebhaber töten. (Steinert, 2012)

bloßes Höhlen-Bild, oder als männlich geltendes Symbol, als Bukranium, sind für Schmökler Fruchtbarkeitssymbole. (1956; noch in Picassos „Guernika“ erscheint der Überlebenswille in dieser Weise) Die Knochenfunde am Göbekli Tepe weisen den Aurochs (Ur) als wichtigsten Fleischlieferanten aus; das könnte auf Opferungen verweisen, die heiligen Herren gnädig zu stimmen. Ebenso finden wir den Stier in frühen Erzählungen: Gilgamesch und Enkidu töten den wilden Himmelsstier der Göttin Inanna. Schlange, Fuchs, Stier, die mengenmäßig, oder durch den Platz an einem der großen T-Pfeiler Bedeutung tragen, scheinen also überwiegend auf Männlichkeit zu verweisen, wie die beiden Hauptgötter schon. Mit „Fruchtbarkeit“ wird also eher Macht über Leben und Tod ausgedrückt.

Betrachten wir die angesprochene mythische Symbolik und Kunst im Ganzen, bleibt eine Interpretation vorerst vage. Aber es scheint doch das Geschlechterverhältnis durchgängig wichtiges Thema gewesen zu sein, beziehungsweise wird mit einer sich entwickelnden Institutionalisierung dieser frühen Gemeinschaften auch die der männlichen Vormacht deutlich, ausgedrückt in männlicher Fruchtbarkeit und in religiösen Dogmen fixiert. Von dieser Annahme, die sich zumindest bereits am Göbekli Tepe deutlich zu zeigen scheint, muß dann noch einmal zurückgefragt werden zur Kunst des Jung-Paläolithikums bis hin zur Höhlenkunst. Und am Göbekli Tepe mit seinem – auch gegenüber den Bauten von Jericho – sehr umfänglichen künstlerischen Ausdruck, darf wohl, anders als bei den Höhlenbildern, die Kunst als durchdacht, geplant und „herrschaftlich“ verstanden werden. Wenn in den dortigen Reliefs eine Gesamtgeschichte für möglich gehalten wird, muß ein Konzept zuvor besprochen und gebilligt worden sein. Diese Tiere sind kaum eine zufällige Ansammlung, wenn es auch „Planungsfehler“ im kleinen gegeben hat, wie die Verdeckung von Reliefs durch Mauern, oder einem wohl versehentlich aus dem Rund herausgerückten T-Pfeiler (im Plan oben links). Der „Geschlechterkampf“ erscheint als ein zentrales Thema der Geschichte (ganz ohne Bezug auf Freud, betone ich noch einmal). Wir stoßen bei der Entwicklung des „Ich“ erneut auf diese Thematik.

Person

Um dem Phänomen des Individuellen und der *Person* näher zu kommen, werde ich nach einigen allgemeinen Überlegungen auch einen Blick auf Gilgamesch und dann auf die sozusagen erste überlieferte Pädagogik werfen. Die scheint aus Texten der Stadtstaaten Mesopotamiens auf, die aber doch in weit älteren Groß-Siedlungen der WildbeuterInnen ihren Anfang haben konnte, als neue Verhaltensweisen nötig wurden. Von Individualität zu sprechen ist schwierig. Im heutigen Verständnis ist sie neueren Datums, erst ab dem sechsten bis achten Jahrhundert gibt es Künstler, die sich in ihrem Werk benennen. Um den Beginn des 12. Jahrhunderts entstehen Autobiographien, wie die von Suger (*1081 - 1151), dem Bauherrn des ersten gotischen Baus der Abtei Saint-Denis (heute: Paris). Der ließ sich anstelle der Baumeister im Bau

verewigen. Oder wir sehen auf die Person Abälards als einer der Großen Männer des christlichen Mittelalters. (Gurjewitsch, 1994) So richtig beginnt Individualität mit der bürgerlichen Gesellschaft. Frühere Menschen denken und fühlen (!) kaum in diesem Sinn individualistisch, sondern als Bestandteil der Familie, der Sippe, des Stammes. Dann erst kristallisieren sich besondere Leute heraus, unterscheiden sich Positionen, wie das Geschlecht oder die Älteren und Jüngeren, vielleicht schon *soziale Rollen*; etwa HeilerInnen. Aber ebenso gibt es von Anfang an Einzelne mit ihren besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten, eine gute „Haushälterin“ vielleicht.

Erwartet werden bei der Suche nach der Person für die frühere Zeit eher oberflächliche Erscheinungen. Rosenberg sieht beispielsweise schon Ende des elften Jahrtausends in Hallan Çemi unter den Funden Kerbhölzer als Anerkennung leistungsbedingter Statusunterschiede. (>Ausstellung, 2007) Ein Stück Holz wird nach dem Einkerbigen der Länge nach gespalten, so daß die Hälften später eindeutig einander zuzuordnen sind und auf Fälschungen überprüft werden können, um beispielsweise Verträge zu prüfen, Verträge zwischen Personen, auch wenn „Handelshäuser“ von Sippen dahinter stehen.¹ Das Herstellen von (meist Frauen-) Figurinen scheint eher keinen Blick auf das Individuum zu bedeuten, sie sind zu typisiert. Und in der Initiation – wenn sie denn so früh schon stattgefunden hat, die Hinweise in den Höhlen sind nicht eindeutig – wird der einzelne Mann als Teil aller Männer „gemacht“. Das ist eher Einübung in die Männermacht und auch deren Kraft, nicht zuletzt für den Krieg mit Nachbarn. Bereits im Jung-Paläolithikum verweist intensive Schmuckproduktion auf Individualität, sagt Kölbl: *„Der Schmuck in der jüngeren Altsteinzeit“* – aus der es kein überliefertes Kleidungsstück gäbe – „*ist Teil des Ausdrucks eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels. Das ‚Ich‘ grenzte sich äußerlich sichtbar gegen die Gruppe ab, die eine Gruppe grenzte sich gegen die andere ab ... Das ‚Ich‘ trägt eine Trophäe als Auszeichnung einer erfolgreichen Jagd oder ein Amulett als persönlichen Schutz*“. (2009) Sie meint wohl nach eigenen Vorstellungen gefertigten Schmuck, von dem es offenbar Beispiele gibt. Oft sind es jedoch Zeichen von Gruppen, wenn wir etwa an Nasen- und Lippenflöcke rezenter Urvölker denken, oder an diese aparten Holzscheiben zur Ausdehnung der Unterlippe. Eine Adlerfeder darf sich jemand nur nach bezeugter Tapferkeit oder dergleichen anstecken, nicht nach individueller Lust und Laune; sie ist Symbol für die Übertragung der Kraft des (Geistwesens des) Adlers auf den Helden, der mit ihr identisch wird. Gerade solche Amulette, die einzelnen Leuten verliehen werden, sind aus der Mitte der geistigen Vorstellungen des Stammes geformt, zeigen eher die Integration eines Ich als eine Individualisierung. Ebenso wird die Entwicklung der Jagd durch jeweils wenige Jäger deren Individualität gestärkt haben, wenn sie sich großen gefährlichen Tieren gegenüber stellen; mehr noch wirkt wohl

¹ Ähnliche Verständigungsmittel haben diverse Völker mit Knoten, Muschelverknüpfungen (Wampun), piktographischen Kürzeln auf Rinde oder Bisonhäuten, ja durch Musik entwickelt. (Müller, 2005)

die bewaffnete Kriegshandlung in diese Richtung, wo es ausdrücklich um Leben oder Tod gehen soll. Es ist primär eine mystische Kraft, die den erfolgreichen Mann zum Häuptling macht, weniger sein Bemühen, ein Großer Mann zu werden; aber er bemerkt natürlich die daraus entstehenden Chancen. Deshalb sind die „politischen“ Vorleute, auch die HeilerInnen und die GreisInnen, nicht aber die normalen Mitglieder eines Stammes die ersten umrissenen Persönlichkeiten; sie stehen in einem besonderen Verhältnis zur mystischen Kraft oder auch zum Boden, in dem die Ahnen leben, die die soziale Einheit begründet haben.

Eine der ersten Entwicklungen in diese Richtung des Erkennens individuell faßbarer Menschen mag bereits die beginnende *regelmäßige* Beerdigung der Verwandten anzeigen, die ein universales Verhalten wurde. Begraben werden Einzelne. Bei institutionellen Beerdigungen entsteht so etwas wie ein zusätzliches (örtliches) Reich, in das Individuen hinüberwechseln, zuerst nur einige wichtige. In manchen Fällen kam es zu jenen Beisetzungen, in denen nicht nur der persönliche Besitz mit begraben wurde, sondern auch Tiere und sogar Menschen der näheren sozialen Umgebung, wie die Ehefrau(en) und/oder SklavInnen zur Versorgung im Jenseits. Auf dem Königsfriedhof von Ur gibt es ein Grab – aber schon aus der Zeit vor nur 4.500 Jahren – mit 74 beigegebenen DienerInnen. Roaf weist darauf hin, dieser Ritus sei in Sumer ohne Parallele. (1998) Ich erwähne das, weil es in einer Geschichte über Gilgamesch heißt, er sei von seinem gesamten Hofstaat ins Grab begleitet worden.¹ (Röllig, 2009) Die Praxis, regelmäßig den Besitz der Toten mit ins Totenreich zu geben, zeigt durch deren unterschiedliche Qualität zudem früh auch eine soziale Unterscheidung. In Eurasien begann diese Sitte des Begräbnisses offenbar gut zehntausend Jahre vor dem Bau am Göbekli Tepe hier und da. Im Zusammenhang mit der Bestattung könnte auch die soziale wie geistige Ausdifferenzierung von HeilerInnen begonnen haben und damit die einer zugleich weitergehenden weltlichen Macht, die diese durch ihr Ansehen erwerben können. Auch in den Prozessen der Macht entsteht Individuation.

Unterstellen wir eine Entwicklung von einer prä-mystischen zu dann einer entwickelten mystischen oder animistischen Vorstellung, wäre erstere noch ohne nennenswerte Namensnennung der Geistwesen anzunehmen, die Menschen empfinden eher jene durchgängige mystische Kraft in allem. In einer weiter entwickelten Mystifikation gäbe es dann eine schon geistig halbwegs reflektierte Durchdringung des Lebens im beschriebenen Sinn. (Lévy-Bruhl, 1910) Daran anschließend ist von frühen GöttInnen zu reden, wobei ja das Religiöse immer ausgeprägt mystisch bleibt! Die Geistwesen verdichten sich, wie sich auch Macht in Gemeinschaften konzentriert. Schon Lévy-Bruhl betont, es gäbe in prä-mystischen Gruppen, wenn überhaupt, seltener oder auch weniger ausgestaltete Mythen, und die Geistwesen seien noch weniger *individualisiert*. (1910) Er sieht also einen Zusammenhang zwischen der

¹ Noch im 6. Jahrhundert wurde in Nubien ein ganzer Hofstaat mit König, Königin, Sklaven, Knechten, Pferden, Kamelen, Hunden, Kostbarkeiten aller Art begraben. (Kirwan, 1963)

Individualisierung der Geister und der Menschen. Und er spricht von einer wachsenden Empfindsamkeit gegenüber Erfahrungen in den mystischen Bereichen des Denkens. Traditionale Menschen sind Erfahrungen gegenüber generell aber ziemlich taub. Es geht bei meinen Überlegungen ja primär um Kognition und Weltbild, nicht um Verrichtungen des Alltags.

Das bekannteste Wort für mystisch verstandene Phänomene von Magie und Zauber ist wahrscheinlich: Voodoo; wenn etwa eine kleine Nachbildung eines Feindes rituell zerstört wird, um diesen Feind zu schädigen.¹ Doch nicht nur im Ursprungsland Westafrika und – durch SklavInnen verbreitet – im karibischen Raum findet sich dieser Glaube beziehungsweise die selbstverständliche Annahme des Doppel-Ichs, sondern weltweit gibt es bei rezenten Urvölkern ganz ähnliche Vorstellungen. Mir scheint das ein Anzeichen für eine geringe Vorstellung individueller Persönlichkeit zu sein, wenn ein „Teil“ eines Menschens – auch durch sich selbst unkontrolliert – umherschwirren kann. Alles irgendwie mit einer Person (und anderen Erscheinungen) jeweils Zusammenhängende wird ja als Einheit/ Identität verstanden und nicht im Sinne schließender Logik analysiert. Ein Mensch ist beispielsweise nicht abgegrenzt von seinen schweißgetränkten Kleidern oder seiner von ihm angepflanzten Nahrung oder ähnlichem, sondern der Besitz eines Kleidungsstückes in fremder Hand erlaubt den Zugriff (des Zaubers) auf die lebende Person, die auch in diesem Sinn das Doppel-Ich ist. Es kann sich auch mit leblosen Dingen, wie Steinen verbinden, so daß deren Beschädigung den sicheren Tod der Person zur Folge haben müßte. Bei den Yanomano am Orinoco gibt es die Verbindung der menschlichen „Schattenseele“ mit einem Tier: stirbt das Tier stirbt der Mensch. (Zerries, 1983) Eine solche Vorstellung findet sich ähnlich bei den Abelam auf Neuguinea: wird ein mit einem Jungen mystisch verbundenes Tier verletzt, wird der Junge verletzt. (Hauser-Schäublin, 1983) Und der Schatten, ein Spiegelbild – heute eine Fotografie im wilden Urlaubsland – oder auch eine Fußspur gehören in gleicher Weise zur Person, ein Pfeilschuß in den Fußabdruck kann sie schwer verletzen. Im Katalog zu „Altamira“ (1995) wird von den Pygmäen im Regenwald berichtet, die schossen vor der Jagd in eine Zeichnung des zu jagenden Tieres. Der „Indianer-Maler“ Catlin bekam Mitte des 19. Jahrhunderts schweren Ärger, als er einen Häuptling im Halbprofil malte und ihm dabei das halbe Gesicht nahm! (1982)

Werfen wir erneut einen Blick nach Sumer. Um die Person, die Individualität geht es unter anderem im Epos von *Gilgamesch* und dessen ihm von den GöttInnen gegebenen Freundes Enkidu; ich erzähle die Geschichte in ihren Grundzügen, weil sie weitgehender das Phänomen der Individualisierung andeutet als wohl allgemein für jene Zeit angenommen wird. Dieses Epos ist die älteste Schrift-Quelle, die uns Hinweise auf solche Entwicklungen gibt. Oder liegen völlig unerschlossene Zeiträume zwischen beiden Ereignissen, so daß ein Bezug unzulässig ist? Ausgräber Schmidt (2008) fragt mit dem Hinweis

¹ Gloy (2010) gibt Hinweise auf die Wirkung durch Selbstaufgabe (schwarze Magie) oder Selbstbewußtsein zur Eroberung einer Frau (Trobriand-Inseln; weiße Magie).

auf die sumerischen Anunna-GöttInnen vom Berg Duku, auf dem einer Mythe zufolge Landwirtschaft, Viehzucht und die Weberei erfunden wurden, ob der nicht der Göbekli Tepe sein könne, und hält also einen Anschluß über so lange Zeiten für möglich. Das Bauwerk in Nord-Mesopotamien und das sumerischen Uruk stehen beide für einen markanten Übergang im Prozeß der Institutionalisierung und auch der frühen Individualisierung. Zuerst frühe Götter, die wohl geistlichen und weltlichen Vorleuten (Große Männer) am geistigen Zentrum entsprechen, dann in Sumer ein frühes Königtum, das die Wildnis bezwingt und zugleich im Streit mit einer Göttin um das Verhältnis der Macht von Weltlichkeit und Geistlichkeit, Palast und Tempel, liegt, mit Inanna/Ishtar, der Fruchtbarkeits- und Kriegsgöttin mit weitem Wirkungskreis in Mesopotamien.

Der sterbliche Zweidrittelgott-König Gilgamesch,¹ wenn er denn existierte, baute vor etwa 4.600 Jahren die riesige Stadtmauer um Uruk, die archäologisch (in einer früheren Form) belegt ist. Er war also bereits eindeutig Städter. Ihm wird von den GöttInnen ein starker Freund geschenkt, damit er andere Interessen entwickelt als sein Volk zu drangsalieren: Enkidu kommt aus der Steppe, ist noch ganz behaart, frißt Gras, säuft mit den Tieren, zerstört aber die Fallen der städtisch-sumerischen Jäger; ein Wildbeuter aus der Sicht der StädterInnen. Ob eine Verbindung der Stadt mit den nötigen Landflächen durch die Freundschaft der beiden angedeutet wird, wie ich zuerst annahm, steht *einerseits* in Zweifel, als in einer Formulierung bei Schmökel (1956) die von den GöttInnen zu ihrer eigenen Versorgung geschaffenen Menschen in ihrer ersten Entstehungsphase wie der Wildling Enkidu als nackt und grasfressend geschildert werden. (Steinert, 2012) Erst danach werden die sumerischen GöttInnen des Getreides, der Schafzucht und der Weberei gezeugt. Die kommen – sagt Schmökel – aus dem GöttInnenhimmel Duku von den heiligen Bergen des Ostens (!; mit der Sonne) zu den Menschen, um diese weiter für den Gottesdienst auszubilden. Mit den zusätzlichen Kenntnissen sind die neu gemachten Menschen dann (nach der sumerischen Sintflut) in der Lage, die GöttInnen hinreichend zu versorgen, wozu der Gott Enki ihre Erschaffung empfahl. Der Hinweis auf das Zerstören der Fallen durch den Wildling Enkidu im Epos könnte aber *andererseits* durchaus den Konflikt bei der Eroberung des Landes durch sumerische Stämme über besiegte bäuerliche oder noch wildbeuterische Bevölkerungen bezeichnen (die durch Integration „starben“, aber nicht getötet wurden). Um die Wende des sechsten zum fünften Jahrtausend bp seien alle drei zu einem Volk verschmolzen. So wie Gilgamesch und Enkidu in ihrer Freundschaft auch? Dabei geht dann die eigenständige Kraft der Landbevölkerung gegenüber der städtischen Lebenswelt unter, wie Enkidu im Epos (und für weitere Geschichten) stirbt, aber Gilgamesch durch beider Sterblichkeit verbunden bleibt?²

¹ Dux hat an der Figur Gilgamesch den Tier-Mensch-Übergang verdeutlicht. (1992)

² Die Frage, ob das Sumerertum aus dem Osten kam, die Dravida aus Indien vielleicht, wie die Sprache vermuten lasse, scheint nicht beantwortet zu sein. (Schmökel, 1956)

Als Gilgamesch beschließt, den Wächter des göttlich geschützten Zedernwaldes (Libanon) zu besiegen, ist der Tod ihm noch gleichgültig, es geht lediglich um die ewige Ehre als Held, die den Menschen jedenfalls geistig (als Ahne) unsterblich macht (Godelier beschreibt den Großen Krieger der Baruya ganz ähnlich). In dieser Figur werden wir an die Frage erinnert, ob die Älteren WildbeuterInnen schon die kognitive Fähigkeit ausgebildet haben, das eigene Ich zu erkennen und Moral auszubilden. Die beiden Helden ermorden den von den GöttInnen bestellten Wächter ganz ausdrücklich: sie reflektieren, ob der im Kampf schon Unterlegene sterben soll, obwohl das Ärger mit den GöttInnen bringen könnte; Enkidu drängt darauf (schreiben die zeitlich deutlich jüngeren Städter). Dann weist Gilgamesch auch noch die sexuellen Angebote der Göttin Inanna grob zurück, die darauf den Himmelsstier auf ihn hetzt, doch auch der wird von den beiden erschlagen. Diese Szenen sind es, die sich als Differenz zwischen sakralem und weltlichem (Stadt-) Staat deuten lassen. (Schmökel, 1956) Auch darin steckt individuelle Differenzierung. Nun reicht es der göttlichen Gemeinschaft, zur Strafe soll Enkidu durch Krankheit, also ganz menschlich, nicht heldisch, sterben, und dem Gilgamesch wieder genommen werden. Und der erfährt dabei die Trauer, die dem mitleidlosen Töten der früheren Zeit gegenüber steht. Das „paßt“ in die neue Zeit der städtischen Kultur, oder? Schon hier war es eine starke Frau, die den Wildling Enkidu zu einem Kulturmenschen und Individuum macht; Schamchat, die – insofern ehrbare – Tempelhure,¹ unternimmt im Auftrag der GöttInnen durch den Sex mit ihm dessen Initiierung ins Erwachsenenleben (als Städter); sie gebiert ihn in die neue Gesellschaft. Von Gilgameschs Mutter wird Enkidu dazu noch adoptiert, (Steinert, 2012) also eingebunden in eine Familie/ Sippe (!) als Basis seiner neuen Sozialität, die ein Einzelner nicht erreichen kann. Die Auflehnung gegen den Tod symbolisiert einen Ausbruch aus einem naturwüchsigen Organischen. So kann erst in der Groß-Siedlung gedacht werden; das beginnt vielleicht in der sozial-differenzierten Wildbeutungs-Siedlung. Der Tod – vertreten durch den Tempel – wird zum Unrecht, bisher vorgezeichnete Wege bekommen andere Möglichkeiten zur Seite gestellt, die Macht der Geistlichkeit wird durch weltliche Kraft hinterfragt; von „*der neuen Auffassung von Menschenrechten*“ ist für Sumer sogar die Rede. (Jacobsen, 1954: 229) Wie ebenso das Verlangen Gilgameschs auf Unsterblichkeit in diese Richtung geht, er will vom Halbgott zum Vollgott werden, sieht eine *Alternative* für seine Existenz! Der soziale Aufstieg kommt in den Blick eines hierarchisch geschichteten Gemeinwesens. Gilgamesch will die ganze Macht im Staat allein für den König, um auf diese Weise seinen unsterblichen Ruhm zu festigen. Daraus wird aber erstmal nichts. Nachdem einige GöttInnen ihm das Kraut der Unsterblichkeit überließen, sandten andere ja die Schlange, um es ihm gleich wieder wegzufressen (und sich selbst durch Häutung zu verjüngen und dabei sich zum Symbol zu machen). Doch Uruk bleibt ein „modernes“ weltlich und

¹ Die sogenannte Tempelprostitution wird heute sehr kritisch hinterfragt: Scheer (2009)

zivilisiertes Königtum mit einer Doppelspitze: Königspalast und Tempel beherrschen die städtische Anlage. Enkidus Menschwerdung und Gilgameschs Sterblichkeit bilden den Rahmen für den Ausbruch aus der absolut herrschenden GöttInnenwelt, der in diesem Epos angedeutet ist, wobei auch das bessere, freiere Leben des Volkes (implizit) versprochen wird, Männern wie Frauen, denen die erste Nacht durch Gilgamesch erspart werden soll. Diese Entwicklung führt vom primitiven Landleben hin zum Stadt-Staat. Und hier ist es bereits ein *Mann*, Enkidu, der für das (ländliche) Chaos steht, das eine männliche Ordnung erhält; ein Epos mit Anklängen an typische Ursprungs-Mythen.

Das Menschsein im Stadt-Staat Sumers hat Steinert (2012) für (erst) das vierte bis dritte Jahrtausend vor heute an Keilschrifttexten untersucht. Sie stößt dabei bereits auf einen relativ „modernen“ Menschen. Immer wieder das strukturell gleiche Thema mit entsprechend der Zeit neuem Verständnis. Das Bauwerk: Stadt steht selbst für neue Fähigkeiten, für ein erweitertes Weltbild. In den Keilschriften fanden sich für städtisches Leben wichtige Hinweise. Besprochen wurden unter anderem Ehre und Selbstbeherrschung, die für ein Zusammenleben auf engem Raum schnell eine wichtige Bedeutung bekommen. Auch über das Selbst der StädterInnen – beziehungsweise eher das der Städter allein – wurden Texte gefunden, über Würde, Scham und Schuld gesprochen. Obwohl es keine generelle Herabsetzung der Frauen gab, so wurde doch in Einzeltexten am Verstand der Frau gezweifelt. Der galt jedoch als von den GöttInnen gegeben; leider hatten Frauen keinen eigenen persönlichen Gott, sondern fielen unter den Einfluß jenes des Vaters oder des Gottes des Ehemanns, gegebenenfalls dem des Bruders (irgendwie langweilig diese Geschichte, nicht?). In Mesopotamien wurde versucht, *„den Einzelnen in die gesellschaftliche Ordnung zu integrieren, die Verantwortung des inneren Selbst mit dem öffentlichen Selbst, der Ausübung sozialer Rollen, Erfüllung von Pflichten in Einklang zu bringen“*, schreibt Steinert. (2012: 532) Das innere Selbst sollte verantwortlich handeln, Emotionen kontrollieren, sich an kulturellen Maximen orientieren und sich in die bestehende Ordnung integrieren. Es ginge um Pietät, Respekt vor moralischen und sozialen Autoritäten, Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl; innerhalb dessen sei Individualität der Person wahrgenommen worden. Das mag nun ein wenig „zu modern“ formuliert sein, zeigt erneut die Schwierigkeit sich einzudenken in jene ganz andere Zeit, gibt aber die Richtung an (und erinnert an die Verinnerlichung des Glaubens im Protestantismus gegenüber dem feudalen Katholizismus). Im frühen Sumer war Gehorsam so etwas wie Staatsverständnis, die höchste Tugend. (Jacobsen, 1954) Allen Alten (auch den politisch-geistlichen Vorleuten) und den Eltern und älteren Geschwistern gegenüber wird Gehorsam eingeübt. Die Menschen Mesopotamiens – heißt es dort – seien überzeugt davon gewesen, daß die Obrigkeit stets recht habe. So wie ja auch Eltern für Kleinkinder heute noch so etwas wie Gott sind (gab es schon eine *geistig* spürbare Pubertät als Auflehnung dagegen?). Eine führerlose,

unorganisierte Menge sei nutzlos, der Mensch sei geschaffen worden, Sklave der GöttInnen zu sein, Sklave des Staates dieser GöttInnen, der der eigentliche Staat war. Allerdings waren die Menschen ihnen nicht passiv ausgeliefert, die GöttInnen wurden auch angeklagt, nicht zu helfen. Im Staat richtig zu funktionieren war dabei die (einzige) Möglichkeit, einen hinreichenden Platz im Sozialwesen zu finden, der Sicherheit im Organismus Stadt bot.

Anders als in prä-operationalen Gemeinschaften oft zu finden, wurden in Mesopotamien anormale Kinder integriert, sagt Steinert. Insgesamt galt der Mensch nicht als Körper-Geist-Komplex (mit nur einer Seele), sondern wurde als plural verfaßtes Wesen (mehrere Seelen) aufgefaßt; jene Beschreibung, die Lévy-Bruhl zurückweist, der stattdessen das Doppel-Ich sieht. Der menschliche Körper wurde auch als Metapher für Elemente der Gesellschaft genutzt, heißt es bei Steinert (der Mensch als Maß aller Dinge!). In den Stadt-Staaten entstand ein Rechtssystem, wie es für prä-operationale Gemeinschaften erwartbar ist: *einerseits* nach Art der mittelalterlichen europäischen Strafausübung (Pinker, 2011) oder der islamischen Sharia, die sich in Körperstrafen ausdrückte – wie Du mir so ich Dir –, etwa dem Enthaupten, das aber nicht nur töten sollte, sondern symbolische Formen hatte. (Steinert) Von der Kopfflosigkeit der Verdammten könnte auch bei einem Relief am Göbekli Tepe gehandelt worden sein, sahen wir. *Andererseits* entstand bereits eine Verwaltung mit entsprechenden geklärten Rechtsvorstellungen. Es ging auch schon um den bewußten Aspekt der sozialen Kontrolle des Einzelnen und die individuelle Reflexion der Person, beziehungsweise deren Eindämmung durch die Herrschenden. Letztlich können wir aber eine Tendenz zur rationalen Verwaltung eines Gemeinwesens und zur Verbindlichkeit des Handelns erkennen, die sich bereits im Bau der Monumente in Nord-Mesopotamien und am Toten Meer haben zeigen müssen, sonst wären diese Aufgaben kaum gelöst worden.

Wie konnten solche Verhältnisse aus einfachen Gemeinschaften von WildbeuterInnen entstehen? Durch soziale Prozesse innerhalb der Produktion dieser Gemeinschaften, wie Macht, Institutionalisierung und Religion. Diesen Spuren soll gleich beispielhaft für die Zeit des Jung-Paläolithikums weiter gefolgt werden, zu dem wir nun zurückkehren. Um uns eine Vorstellung machen zu können, in welcher Weise die Entwicklung von den Älteren WildbeuterInnen zu den Jüngeren WildbeuterInnen vorstellbar ist. Dazu ist sinnvoll, noch einmal auch auf die Geschlechterdifferenz zu kommen. Denn Prozesse der Macht waren es, die von Anfang an den Frauen die Gleichheit zu den Männern nahm; sozusagen als soziales Primatenerbe, das wir ebenso bei den Affen sehen.

Frauen – Macht?

Der Titel dieses Abschnitts mag überraschen. Doch schien es sinnvoll, diesen Zusammenhang zu betonen, wenn Hinweise auf die Lebenswelten der Frauen gegeben werden. Bei der Macht haben wir es mit einer Handlungsweise zu tun,

also mit einer *sozialen* Komponente menschlichen Zusammenlebens. Obwohl sie vielleicht die älteste Verhaltensweise ist, ihre instinktive Vorform scheint schon aus der Tierwelt zu stammen, wenn es dort denn eine biologische Konstante ist und nicht auch etwas, das sich zu ergeben scheint, durch Körperkraft beispielsweise. Menschen können in gewisser Weise auf Machtentfaltung verzichten; Eremiten versuchen das, aber wenn es um Nahrung geht, müssen sie sich auch kümmern. Und genau da beginnt dieser besondere Prozeß. Was ist also Macht? Die biologische Vorform wird etwa an der Wasserstelle sichtbar. Ohne ausdrücklichen Willen schieben größere Tiere kleine beiseite. Bei Menschen entwickelt sich Macht ganz anders, ohne Trieghaftigkeit (wieder einmal). Sondern als Schema in der Ontogenese. In der Soziologie ist Macht nicht schon als „politische“ Macht oder ein rücksichtsloses Machtstreben zu denken, sondern als die *alltägliche Macht* zur Erfüllung der eigenen Bedürfnisse. Beim Säugling beginnt es mit dem Weinen, wenn ein Problem empfunden wird, und die Erfahrung sich verfestigt, dann wird geholfen (oder auch nicht). Darum geht es, in alltäglichen Situation seine Bedürfnisse neben denen der anderen Leute hinreichend befriedigen zu können (oder sie befriedigen zu lassen). Das ist oberflächlich betrachtet schon dieses besondere – zuerst unbewußte – Handeln (das immer schon sozial/ menschlich ist). Und ebenso wird bereits durch diese alltägliche Machtausübung die Position der Frauen durch männliche Dominanz beschränkt.

Dux hat die Macht treffend als „*das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft*“ betont, auch er versteht Macht ohne von einer menschlichen Konstante des: Jeder gegen Jeden auszugehen. (1997: 77) Sondern Macht ist ein „natürliches“ Medium im alltäglichen Handeln von Menschen in Bezug zu ihren Mitmenschen. Allein durch das Phänomen der Macht entsteht bereits gesellschaftliche Dynamik. Jedes menschliche Wesen – etwas weit verstanden also schon ein Säugling beim Schrei nach Nahrung – muß sich darum kümmern, seine Interessen, oder sagen wir hier besser, seine Bedürfnisse, hinreichend durchzusetzen oder zur Geltung zu bringen, um genügend Lebensmittel zu erhalten. Lebensmittel im weiten Sinn von Nahrung, Kleidung, menschlicher Wärme, Schutz. In einer sozialen Gruppe gibt es diesbezüglich eine faktische Konkurrenz. Wer sich nicht kümmert oder meldet, gerät in die Defensive, bekommt weniger als andere. Manchmal gehört schon früh auch etwas Kraft dazu, wenn das Händchen sich den Weg zum Essen im Gerangel bahnen muß. Mädchen bekommen noch heute manchmal weniger als Jungen zugeteilt. Und so ist es generell zwischen den Geschlechtern. Männer haben erstens mehr Kraft, lernen eine größere Aggressivität, und finden regelmäßig darauf aufbauend auch ideologische Konzepte – etwa Ursprungsmythen – zur Durchsetzung des Männlichen gegenüber dem Weiblichen; das sahen wir bereits. Zu erinnern ist auch an den Boden, der im traditionellen Denken mit jenen identisch ist, die ihn gewinnen und verteidigen. So wird der Lebensraum zum entscheidenden Machtpotential gegenüber der Gebährfähigkeit der Frauen, immer schon. Später wurde die „Berufstätigkeit“

zum Ersatz des Bodens, das war besonders obskur, als würden Frauen nicht arbeiten. Erst seit dem 19. Jahrhundert wird das Soziale, das Veränderbare daran sichtbar, wenigstens für Frauen.

Deutlich wird diese alltägliche Macht als wesentliche Begründung auch der sozialen Differenz der Geschlechter sichtbar. Das soll im folgenden gezeigt werden, daß Frauen – wo immer von ihnen diesbezüglich zu sprechen ist, auch bei einfachen WildbeuterInnen unter der Macht der Männer leben. Wir werden Macht im nächsten Abschnitt auch für die Entwicklungen von Hierarchien als maßgeblich kennen lernen, dann auch als betonte Machtausübung und als „politische“ Macht (im weiten Sinn). In diesem Abschnitt wird also einiges an einzelnen Elementen der frühen Geschichte gesammelt, von denen aus ins Jung-Paläolithikum zurück zu denken ist, um das Geschlechterverhältnis diskutieren zu können. Als wesentlicher Prozeß für dieses Verhältnis erscheint die Macht als soziales Phänomen; die biologische Unterscheidung der Geschlechter für die Unterdrückung der Frauen „von Anfang an“ ist nicht zu akzeptieren. Also ist nach Alternativen zu fragen.

Macht wird so etwas wie das erste Movens sozialer Entwicklung; ich sage noch einmal: des Alltags. Darin wird auch die Verbindung der einzelnen Leute mit ihrer Gemeinschaft deutlich, die der Individuen mit ihren Gesellschaften. Erst darüber hinaus wird dieser Prozeß der gegenseitigen Machtsicherung zu einem bewußten Handeln und dann auch „politisch“ und entwickelt sich in Richtung Herrschaft. Ein Prozeß also, der zuerst zwar schleichend „irgendwie passiert“, aber nicht verhindert werden kann. Bei besonderem Erfolg – der gar nicht ausdrücklich angestrebt werden muß – entsteht zudem *Ansehen*, das im gleichen Sinn wirkt, weil in einfachen Gemeinschaften der „ehrenhafte“ Erfolg als „göttlich“ gegeben erscheint. Dann wird zumindest intuitiv geprüft, was mit Ansehen (und Macht) erreicht werden kann, um beispielsweise erst einmal die eigene Familie besser zu stellen, ein wenig jedenfalls; zuviel könnte das Gegenteil bewirken, den Verdacht der Zauberei etwa, oder Spott wird auf sich gezogen. Durch solche Prozesse wandelt sich wahrscheinlich zuerst sehr sehr langsam und unbewußt die ganze Gemeinschaft, bis hin zur qualitativen Änderung der Sozialstruktur. Daraus entsteht der Richtungssinn, daß immer und überall sich Gesellschaft ausdifferenziert und Gleichheit unreflektiert zur Hierarchie drängt. Grundlage der Sozialisation ist der zu lernende Umgang mit alltäglicher Macht in möglichst zivilen Formen, auch: sich zurückzunehmen in halbwegs egalitärer Gemeinschaft oder den Prozeß zu forcieren in der „Ellenbogen-Gesellschaft“. In den frühen Gemeinschaften und Gesellschaften ist ausgeprägte Macht wohl immer durch Werte legitimiert worden: als heilige HeilerIn, als König von Gottes Gnaden. Dafür steht vor allem auch das Religiöse, das sich mit diesen Entwicklungen ebenfalls selbst verändert, meist – wenn in der großen Entwicklung nicht immer – parallel zur weltlichen Form. Das geschieht nicht durch Widerspiegelung sowjetischer Simplifizierung. Es gibt Machtprozesse zwischen und innerhalb institutionalisierter Gruppen der Gemeinschaften; selbst HeilerInnen und PriesterInnen müssen sich um ihr

Ansehen kümmern, um wirksam zu sein, woraus sich wiederum Hierarchien ergeben, später ein Papst beispielsweise. Und Frauen lernen auf ihre Weise mit den Machtverhältnissen umzugehen. Mal führt das zu einiger Gleichberechtigung, meist aber nicht, mal ist Anpassung und Unterordnung das einzig erwerbbar empfinden darüber.

Zum Geschlechterverhältnis ist an dieser Stelle auch ein Blick auf die Wissenschaft zu werfen, die diese Verhältnisse ja mit zu bearbeiten haben sollte. Doch es amüsiert immer wieder, wie leichtfüßig in – den hier besonders reflektierten – archäologischen und ethnologischen Texten die Geschlechterfrage als völlig geklärt erscheint. Männer sind die Helden der Weltgeschichte, Frauen nur Beiwerk – jedenfalls in den Augen mancher Wissenschaftler. Doch diese Männerzentrierung bei den Interpretationen diskreditiert geradezu solche Wissenschaft, solange diese Problematik nicht zumindest reflektiert wird. Manche Äußerung wäre ja ganz putzig, blieben solche „gelehrten Auffassungen“ nur „Meinung“. Doch sie berühren durchaus die *methodische Qualität* von Wissenschaft, zeigen fehlende Quellenkritik und Reflexion. Wenn an aufgefundenen Artefakten keine Spuren auffindbar sind, wer sie herstellte und nutzte, sind Aussagen eben nicht möglich. Wird eine daran anschließende Spekulation unternommen, muß erwartet werden, daß sie die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert. Wer über Gruppen, Gemeinschaften oder Gesellschaft fabuliert,¹ ist gehalten, eine Lebensweise zu bedenken, die eine Überlebensmöglichkeit zeigt. Die Phantasie vom Großwildjäger als Grundtypus des frühen Homo sapiens ist das eher nicht. Wie sollte gerade diese Lebensweise sich ohne eine Basis im Frauenlager entwickeln können? Ein solches Lager als Zentrum einer sammelnden und Kleintiere jagenden Gruppe ist lebensfähig. Die Arbeiten von Archäologen, die ausdrücklich diese Problematik mit untersuchen, sind wenige; ich weise auf einige hin. Etwa auf Müller-Karpe: er schließt aus den Grabfunden des Jung-Paläolithikums auf eine gleichwertige Behandlung von Männern und Frauen; Kinder seien eher noch intensiver als Erwachsene betrauert worden, schließt er aus Grabbeigaben. (1998) Erst die von Wissenschaftlerinnen durchgesetzte Debatte hat eine realistische Sicht auf historische Gemeinschaften möglich gemacht. Diese Kritik an wissenschaftlichen Strömungen richtet sich ebenso an gegenteilige Einseitigkeiten, in denen ein Matriarchat bloß behauptet wird.

In jeder sozialen Gemeinschaft wirken (zumindest) jene alltäglichen Machtprozesse, bei denen es zuerst nicht um politische Macht oder gar um Herrschaft geht. Dabei lassen sich quasi-natürliche Polaritäten als Beispiele benennen, nach denen sie ablaufen: alt - jung, männlich - weiblich, klug -

¹ Es geht gar nicht darum, immer Absicht zu unterstellen. Ich will Hahn nicht generell für meinen Hinweis in Haftung nehmen, ich kenne sein Werk kaum, kann mir aber die Wiedergabe eines Zitats über die wirtschaftlichen Grundlagen im Aurignacien nicht verkneifen; er versucht es ja wenigstens: „*Allerdings muß man eine schwerwiegende Einschränkung berücksichtigen: Das Sammeln von Pflanzen gehört zu den Tätigkeiten, die sich kaum nachweisen lassen. Nach den besser überlieferten Knochen scheint deshalb die Jagd die wichtigere Ernährungsgrundlage gewesen zu sein*“. (1987; Hv. h.)

dumm, aktiv - passiv, kräftig - schwach; es mag mehr geben. Wichtige Aufgabe der Beteiligten einer Gruppe ist es, ein halbwegs tragfähiges weitgehend akzeptiertes Gleichgewicht herzustellen (nicht unbedingt Gleichheit). Das gilt in Familien, Gruppen, Stämmen, unter Nachbar-Gemeinschaften. Die Erscheinungsweisen der Geschlechterverhältnisse sind weit gestreut. Von der Unterdrückung und hysterischen Abgrenzung von den Frauen bei den Baruya bis zu einer angenäherten Gleichheit bei den Irokesen reicht wohl die Bandbreite bei den hier besprochenen Völkern. Letztere lebten in dieser für Frauen vorteilhaften Weise womöglich erst als Ergebnis der europäischen Eroberung, als die Männer oft außer Haus waren, weil sie sich in die Kriege der Briten, Franzosen, Niederländer und Neu-Amerikaner verstrickten.¹ Was vor der Eroberung durch Europäer war, wissen wir so gut wie nicht, die Irokesen lebten schon ab etwa 1800 in Reservaten, nachdem sie auf seiten der Briten gekämpft hatten und besiegt wurden. (Wesel, 1980) Der Irokesen-Bund wurde dabei nicht nur gegen die Europäer, sondern auch gegen andere Stämme stark. (Peter-Röcher, 2007) Die Frauen nutzten offenbar die Situation zu einer relativ weitgehenden Machtposition im Inneren der Langhäuser wie den Dörfern mit ihren Gärten. Ihre matrilineare Verwandtschaftsform mag das unterstützt haben. (Harris, 1991) Ältere (!) Frauen bestimmten sogar die – allerdings nur männlichen! – Delegierten in Stammes- und Bundesrat. Es gab offenbar generell in den halbwegs bekannten Urgemeinschaften diese Trennung der Bereiche Inneres und Äußeres, aber meist hatten die Männer das letztendliche Sagen in beiden, beziehungsweise setzten ihren Einfluß auch gegen formale Rechte von Frauen durch, wenn die etwa in matrilinearen Gruppen das Verheiratsrecht für ihre Kinder besaßen.

Eindeutig scheint zu sein, beim Homo sapiens gab es keine historische Stufe eines Matriarchats, das oft durch die Große Muttergöttin beschworen wurde. Es gibt dafür keine Belege; nicht einmal plausible Thesen sind erkennbar, auch nicht spätere „Amazonen-Staaten“ oder dergleichen. Wann denn? Wo denn? In Australien, bei den scheinbar ursprünglichsten Stämmen einer großen Region sicher nicht. Bei den ersten bäuerlichen Gemeinschaften ebensowenig. Die Hinweise bei rezenten WildbeuterInnen auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den inneren Bereich, aber nur dort. Die Khoisan, Hadza und /Kung gelten wie die Mbuti und andere bis in unsere Zeit als solche einfachen egalitären Gruppen. Die Männer bei den Mbuti setzen ihre Vorstellungen gegenüber Frauen dennoch gegebenenfalls heftig durch. (Dux, 1997) Es entstanden schon früh Verwandtschaftsformen nach weiblicher oder männlicher Linie nebeneinander, ohne daß wir wüßten, seit wann es überhaupt

¹ Pörtner schildert die oft als stark bezeichnete Position der Frauen bei den WikingerInnen noch genauso: die Männer waren lange Zeiten auf Raub- und Mordfahrt, die Frauen führten die bäuerliche Wirtschaft. Während ältere Männer nutzlos wurden, sei die ältere (Haus-) Frau weiter verehrt worden, ohne daß aber von Matriarchat die Rede sein könne (beileibe nicht! 1971) – eben weil sie eine ältere Frau war, darf angenommen werden, nach der Menopause konnte sie als Mutter des Ganzen verehrt werden. Gerade in Gesellschaften mit geringen Frauenrechten wird eine große Verehrung durch die (galanten) Männer demonstriert (schließlich geht es um teures Eigentum).

solche Teilungen gibt. Schon vor dem Auszug des Homo sapiens aus Afrika? Bei den Leuten von Chauvet? Wenn überhaupt, waren fast immer nur die Männer unter sich egalitär, wie Dux richtig feststellt.

Sehen wir zwischendurch auf ein Beispiel, das wohl für ein sozial-differenziertes Volk analog stehen kann, in den Strukturen des Denkens ist primär gemeint. Die Gemeinschaften der Trobriand-Inseln, die patrilokal bei matrilinear er Verwandschaftsfolge leben, haben einen besonderen Ruf, nicht zuletzt wegen der sexuellen Freizügigkeit ihrer Jugendlichen, die allerdings unter Kontrolle der Erwachsenen stattfand, bei ebenso eindeutiger Männermacht. Malinowski berichtet von der sehr hohen Stellung der Frauen im Stammesleben der Trobriand-Inseln nördlich der Ostspitze Neuguineas, die er ab 1915 untersuchte. Er schränkt später ein, sie hätten nur einen eigenen Einflußbereich. (1979) Zumindest bei einer bestimmten Festspeise essen die Männer zuerst, bevor die Frauen den Rest bekommen. Ist ein Kanu draußen auf See zu langsam oder passiert sonst ein Unglück, liegt es wahrscheinlich an der Untreue oder einem anderen Tabubruch der Frau zu Hause! So lächerlich das im ersten Moment klingt, wird darin auch die Identität der Familiengruppe sichtbar: irgendwo in diesem/ meinem sozialen Organismus muß das Problem für Mißerfolg liegen. Frauen dürfen ein neues Kanu auch nicht vor der ersten Fahrt betreten.¹ Dafür seien sie, anders als die in Nachbarstämmen, herzlich und freundlich, und viele von ihnen sehr hübsch. Immerhin! Viele übernehmen Gartenarbeiten, ein Vorrecht und eine Pflicht, und andere angesehene Aufgaben, auch im rituellen Bereich.

In einem weiteren Band über das „Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien“ hat Malinowski das weiter ausgeführt. Beinahe ist es eine Regel bei ihm: erst wird die Freiheit, Bedeutung, Gleichberechtigung der Frau betont, dann kommen die Einschränkungen, um vielleicht abschließend nochmal die Bedeutung der Frau heraus zu stellen. Die Trobriand-Inseln, die von ihm wieder besprochen werden, hatten matrilineare Verwandschaftslinien gepaart mit patrilokalem Wohnort; die Frau zieht ins Dorf des Mannes. (1979^b) Um das Verhältnis der Geschlechter nur anzudeuten: „er“ macht, wenn nötig, die besonders schwere Arbeit, ruht sich jedoch immer vor dem Essen aus, das „sie“ – nach ihrer Arbeit – inzwischen zubereitet. Sie ist ausschließlich fürs Wasserholen zuständig, das macht sie, je nach Dorf, am manchmal einen Kilometer entfernten „Klatschzentrum“. Küchengeräte und Baströcke gehören ihr, Waffen, Werkzeuge und die „hochbewerteten Gegenstände“, wie die Halsketten und Armreifen des großen Tauschhandels über viele Inseln – den ich unten bespreche – ihm, der immerhin auch seine eigenen Sachen ausbessert (ein Bananenblatt als Schurz). Daß sie seine rituellen Dinge oder gar Waffen nicht berühren darf, ist kaum erwähnenswert.

¹ Noch in meiner Schulzeit durften die Mädchen bei einem Besuch einer Marinestation nicht mit auf die Fahrt auf einem Minensuchboot; Frauen auf Schiffen ging gar nicht, zogen den Kahn geradezu in die Tiefe.

Die Frauen setzen also die Verwandtschaftslinie fort, die aber durch ihre Brüder repräsentiert wird, die auch die Kinder ihrer Schwestern erziehen, weil die der weiblichen Linie verbleiben. Frauen können – auch bei hohem Adelsstand! – nie Häuptling werden, und haben „*natürlich kein entsprechendes Vorrecht auf Polyandrie*“, wie Männer auf Polygynie.¹ (41) Frauen sind – natürlich – ausgeschlossen von der politischen Macht und haben auf Stammes-Versammlungen keine Stimme auf dem Dorfplatz. Der ist im Alltag der Platz der Männer, der durch die repräsentierenden Lagerhäuser für Yamswurzeln begrenzt ist. Frauen und Kinder bleiben auf der Straße dahinter und vor den ganz außen stehenden einfacheren Wohnhütten. Selbst Magie dürfen Frauen ausüben: bei Schwangerschaft, Baströcken, Geburt, Zahnschmerz, Erkrankungen mit Geschwülsten und an den Genitalien, Fehlgeburten. Schönheits- und Liebesmagie dürfen beide Geschlechter ausüben, das gilt auch für die nichtöffentliche Gartenmagie – die öffentliche ist Männersache. Die Hexerei einiger Frauen zeigt die Differenz noch einmal: Zauberer arbeiten gegen Belohnung öffentlich, gewerblich; ordentlich, füge ich hinzu. Doch die fliegende Hexe ist wild, frißt die Eingeweide ihrer Opfer; sie ist eine reale Frau im Dorf, die sich dazu bekennt, hat geschlechtliche Beziehungen mit übermächtigen, höchst bössartigen Wesen (das hört sich auffallend deutlich an, wie das bei uns bei der Hexenverfolgung viele Frauen unter der Folter zugaben; Priesterphantasien). Als ihre eigene unsichtbare Doppelgängerin fliegt sie weit umher; „*meist ist sie auch eine starke Persönlichkeit, denn das scheint zum Stande einer Hexe zu gehören*“. (48) Sonst wohl eher nicht? Aber sie werden nicht verbrannt, sondern sind gefürchtet und deshalb geachtet.

Bei allen öffentlichen Festen, es gibt auch solche, die Männern vorbehalten sind, ist es den Frauen „*nie verboten [!] zuzusehen oder sich zwanglos unter die Männer [!] zu mischen auf Grund einer vollkommenen Gleichberechtigung; [!] Neckereien und Scherze werden ausgetauscht und eine lebhaft Unterhaltung findet statt*“ (44; der Ethnologe spricht, wie sich Malinowski im Buch gern nennt, aber für Europa um 1915 mögen diese Frauen relativ frei gewesen sein). Und ganz hinten erfahren wir beiläufig, der Bruder sei auch der *Vormund* der Schwester, nicht nur der von deren Kindern. (1979^b) In seinem Tagebuch, in dem er permanent über die „Niggers“ schimpft, erwähnt Malinowski ganz nebenbei eine heulende junge Frau, die gerade von ihrem Mann verprügelt worden sei. Wir kommen auf Neuguinea und Umgebung noch zurück, wo es etwas südwestlich der Trobriand-Inseln auch das Modell einer ausgeprägten Männermacht bei den Baruya gab. Und südöstlich auch, in Melanesien: „*Ehefrauen müssen häufig Schläge und das in sexueller Hinsicht auch oft gewalttätige Verhalten der Männer hinnehmen*“ – auf der Salomon-Inselgruppe. (>Bild-1) Ich erinnere an die Einschränkung, die angesichts der konkreten Lebensweisen solcher rezenter Urvölker zu machen ist, aber hinter dem Verhalten stehen ja Denken und Glauben, so daß diese Tendenz den sozial-

¹ Polyandrie hat es in einzelnen Fällen auf den Marquesas-Inseln gegeben. (Fraser, 1962)

differenzierten Gemeinschaften auch in frühen Siedlungen am Ende des Jung-Paläolithikums generell unterstellbar ist. Ich komme noch darauf zurück, daß es auf Trobriand noch weitere Organisationsformen gibt, die mit der Komplexität der Errichtung des geistigen Zentrums am Göbekli Tepe verbindbar scheinen.

Anstelle des Matriarchats hat es allerdings in verschiedenen Teilen der Welt „*Matrifokalität*“ gegeben: nicht die Frau, aber die Frauenposition steht im Fokus der Gemeinschaft, die matrilinear *und* matriloal organisiert ist, der Mann zieht zur Schwiegermutter, und die Frau bleibt in der Gruppe ihrer Mutter; ein guter Zusammenhalt für sie. Bei Matrifokalität kann (!) sich eine halbwegs ausgeglichene Machtbalance zwischen den Geschlechtern ergeben. Doch auch eine patrilocale Verwandtschaftslinie (Trobriand) – Frau zieht zur Schwiegermutter – muß nicht gleich in Männer-*Herrschaft* ausarten, die Frau nicht zur Sklavin werden, wenn auch Völker beschrieben wurden, die davon nicht weit entfernt sind. Es gibt bei rezenten Urvölkern reichlich Belege für die generell nachrangige Position der Frauen gegenüber den Männern. Die Seßhaftigkeit einer Gemeinschaft von WildbeuterInnen, womöglich schon mit kleinem Gartenbau ohne domestizierte Pflanzen und Tieren, bietet am ehesten eine Chance – doch keineswegs eine Garantie – auf eine gute Position der Frauen im Inneren. Später, wenn die feste Hofstelle die Basis des bäuerlichen Wirtschaftens geworden ist, sind patrifikale Lebensweisen mit starker patriarchaler Macht offenbar die Regel. Nun gilt es Hof und Felder als Lebensbasis über die Generationen hinaus am Leben zu erhalten, und der gehört dann – als Ausdruck des Bodens – wohl immer den Männern.

Ich gehe davon aus: in den Lagern der hier besprochenen Zeit bilden die Frauen mit den Kindern einen beständigen Kernbereich. Die Männer übernehmen die äußere Welt, jagen, verteidigen die Gruppe, führen Krieg und Racheaktionen durch und fertigen ihre speziellen Werkzeuge/ Waffen. Und sie treiben vielleicht externen Handel, der durch das Erzielen direkter Handelsgewinne anders funktionieren kann als der interne, der oft aus Tausch von Gabe und Gegengabe besteht. Dabei wird universell die Betonung auf die großzügige Gabe gelegt, obwohl letztlich ein Ausgleich nötig ist. Erst später greift der Tausch von Waren auf Basis eines anerkannten Äquivalents, seien es Muscheln oder Münzen, im Denken Platz.¹ Die Frauen in traditionellen Gemeinschaften besitzen ihr Gerät und was sie im Lager und beim Sammeln erarbeiten, die Männer ebenso ihr eigenes Sammelgut, wohl auch die Jagdbeute, die aber oft den Frauen zum Kochen und Verteilen übergeben werden mußte. Das geschah ja durchaus im Gegenzug zu Arbeiten für die Männer. Im Inneren entwickelt sich ein anderes soziales Gefüge zwischen Frauen und Kindern, aber auch Alten und Kranken, die erst mit relativ

¹ Es gibt rezente Urvölker, bei denen die Frauen durch ihren eigenen Handel reich werden können, etwa durch Stoffhandel in Westafrika, ohne mit dem Mann teilen zu müssen, aber das sind schon industriell gefertigte Stoffe; die mit ihnen erzielbaren großen Gewinne waren im traditionellen System nicht vorgesehen. So wirken traditionale Rechte der Frauen plötzlich in nicht vorgesehenem Maßstab.

dauerhaften Lagern als Lebensmittelpunkt eine Überlebenschance bekommen, sofern sie nicht von den Geistwesen/ GöttInnen als „lebende Tote“ ausgestoßen werden, wenn und weil sie nicht mehr heilbar scheinen und dann einen mystischen Mangel aufweisen. (Lévy-Bruhl, 1959) Und diverse Fertigkeiten werden entdeckt, wie vielleicht die Zubereitung solcher Nahrung, die roh oder nur einfach gekocht ungenießbar ist, wie Eicheln (in Kalifornien) oder Yamswurzeln (Trobriand), die durch heiße Wasserbäder von herben Bestandteilen gereinigt werden können; Eicheln gab es zur Bauzeit des Göbekli Tepe auch in der Harran-Ebene. (Uerpmann, 2007) Frauen erkunden die nähere Umgebung zur Nahrungssuche und sammeln Kenntnisse über Pflanzen und Kräuter der Region. Auch Männer beteiligen sich am Sammeln.

Interessant ist, daß in der Forschung die Jagd der Frauen auf kleinere Tiere als Sammeln und nicht als Jagen bezeichnet wird, um Sammeln und Jagen, wie Frau und Mann, deutlich zu trennen. Diese Hinweise lösen aber das generelle Problem nicht: es gab universell eine typische Arbeitsteilung, kann unterstellt werden. Ob nun aus mystischen Ängsten der Männer heraus oder aus anderen Gründen. Die Funktionalität hat dabei ein starkes Gewicht. Daß Frauen bei größeren Jagdunternehmungen mit hinaus zogen, um die Beute zu verwerten, kann ebenso unterstellt werden; zum Teil fielen ja riesige Fleischmengen an. Alle denkbaren Formen hat es irgendwann irgendwo wahrscheinlich mal gegeben. Dabei haben die um den Lagerplatz herum Nahrung sammelnden Frauen oft mehr davon bereitgestellt als die nicht immer erfolgreichen Jäger,¹ selbst wenn die durch das Fleisch in Kilokalorien mehr herbeigeschafft haben sollten. Die Frauenforschung trägt dies seit Jahren vor. (Fuchs u. a., 2001) Sogar bei den Inuit war der Sammelanteil der Frauen neben dem Jagdgut wesentlich. Owen zeigt, wieviel mehr organische Lebensmittel und nützliche Dinge als gemeinhin angenommen die Frauen und älteren Kinder dort sammeln. (1995) Sie bringen auf tagelangen Sammeltouren ohne die Männer riesige Mengen an Beeren ins Lager, um sie für den Winter als Vitaminspender in Öl einzulegen; auch Holz wird gesammelt. Für manche Frau ist aber auch Jagen eine normale Beschäftigung, belegt Owen für jene Völker, und sei es für Töchter, wenn eine Familie keine Söhne hat. (2005; 1998) Für die nördlichen – „eiszeitähnlichen“ – Gebiete Amerikas und für das europäische Magdalénien hat sie zusammengestellt, was an eß- und nutzbaren Pflanzen und Kleintieren zur Verfügung stand, um überwiegend von Frauen eingeholt und vor allem auch bearbeitet zu werden. Sie problematisiert auch den Gebrauch von Werkzeug als

¹ Roaf verweist für Palästina der Zeit 13.000 - 11.300 bp auf überwiegend vegetarische Ernährung. (1998) Godelier schreibt zum Beispiel von den Mbuti-Pygmäen am Kongo, die Frauen sammelten mehr als die Hälfte der Nahrung; (1973) ähnlich Dux (1997) für die wärmeren Gegenden, während im kalten Norden die Jagd die hauptsächlichen Lebensmittel beibringe und Frauen fast rechtlos seien (extrem bei den Inuit). Anders Owen. (1995) Diese Teilung, daß Frauen die Grundlage für männliche Freiräume schaffen, gilt bis hin zur Moderne; Handwerker und Bauern sind von Konjunktur und Wetter sehr abhängig; dann kann der besser zu kontrollierende Gartenbau der Ehefrauen über schlechte Zeiten helfen. Im 18. Jahrhundert hatten auch städtische Haushalte meist mehr weibliches Gesinde im Haushalt als gewerbliches. (Hennings, 1995)

oft von beiden Geschlechtern benutzt. (2005) Das muß jedoch auch immer erlaubt sein! Tabuisierte Berührungen reichen manchmal, Katastrophen auszulösen, sahen wir schon. Aber ab wann gab es solche Tabus? Und wo galt was? Eine generelle Aussage zu solchen Fragen ist nicht möglich, schon sich nur einen alleinigen Typus vorzustellen, scheint oft schwierig. Und warum sollten nicht auch Männer auf der Jagd Nähnadeln dabei haben, um vielleicht unterwegs einen Schuh zu reparieren? In der Kaltzeit konnte das lebenswichtig sein.¹

Diese Hinweise sollen das Bild gerade rücken, das oft von den „Järgemeinschaften“ gezeichnet wird, deren Männer auf tollkühnen Großwildjagden den Lebensunterhalt der Gruppe bestreiten und womöglich allein durch Fleisch ernähren. Viele lebenswichtige Dinge werden von den Frauen gewonnen und bearbeitet, wie unter anderem das Gerben und Nähen, das besonders in kälteren Zonen von elementarer Bedeutung ist, bis oft hin zum Hüttenbau, der sich aus dem Errichten eines Windschutzes im Lager entfaltet haben mag; all dies erfordert eigenes Werkzeug, auch Steinwerkzeug, wie Schaber, Stichel, Ahlen und Klingen, die Frauen wahrscheinlich auch selbst herstellten. Haben sie womöglich sogar frühe Schriftzeichen als Mittel im Haushalt entdeckt? Daß Landbau und Viehhaltung von ihnen entwickelt wurde, gilt ohnehin als gesichert – bewiesen (und beweisbar?) scheint das nicht. Doch wer sollte sich sonst mit aufgegriffenen Jungtieren beschäftigt haben, mit denen die Domestizierung der Schafe in Nord-Mesopotamien später begann? Wer sollte am Wildgetreide über viele Wuchsperioden hinweg entdecken, wie aus Selbstaussaat gezielte Beeinflussung zu festeren Sorten entwickelt werden konnte, die die Körner weniger leicht verloren und deshalb besser zu ernten waren?

Bei allen wichtigen Errungenschaften der Menschheit, sei es Werkzeug oder „Kunstproduktion“, sind es meist wie selbstverständlich die Männer, die Männern als Schöpfer gelten, obwohl es keinerlei Belege dazu gibt. Immer wieder werden frühe Menschengruppen nur als „Jäger“ gedacht, nicht nur weil sich vom Frauenleben weniger über die Jahrtausende erhält, sondern als grundsätzlich männliche Sicht auf die Welt.² Kenntnisse über Tiere hatten auch die sammelnden und die Jagdbeute verwertenden Frauen, die beispielsweise den Höhlen ständig nahe waren und vielleicht das Malen begannen. Oft sind Frauen gerade bei „Fummelarbeiten“ geschickter. Sollten Männer die große

¹ Anders als im Neanderthal-Museum in Mettmann bei einer Neandertalerin im bodenlangen Lederkleid neben dem speerbewaffneten Gatten gezeigt, gibt es Nähnadeln bislang nur aus Funden des Homo sapiens ab vor gut 20.000 Jahren. (>Eiszeit, 2009)

² Kurztexte in einem Katalog können beispielsweise so begonnen werden: A) Bereits früheste menschliche Hinterlassenschaften zeugen davon, dass der Mensch stets ein Jäger war. B) Über Hundertausende von Jahren bildete die Jagd die Hauptgrundlage des menschlichen Lebens und Überlebens. (>Eiszeit, 2009) In einem Lehrbuch zur Archäologie heißt es nach Verwendung nur der Wortes Studenten: hier wie im gesamten Buch schließt die männliche die weibliche Form stets mit ein. Nein, ausdrücklich nicht, und in einer Anleitung für Studentinnen schon gleich gar nicht. (Eggert/ Samida, 2009)

Zahl der sehr kleinen Perlen als Schmuck in Serie gemacht haben, die sich in Gräbern fanden? Sie waren wohl an die Kleidung genäht. Eine Perle herzustellen, habe zwischen 45 Minuten und zwei Stunden gebraucht, zeigten Experimente; das Doppelgrab zweier Jugendlicher in Sunghir von vor 24.000 Jahren enthielt 10.200 Stück davon – mindestens 7.650 „Mannstunden“, oder 319 mal durchgehend Tag und Nacht, mindestens! Und dazu das Herstellen von „Nähgarn“ und das Annähen. Noch etwas älter sind übrigens erste Spuren gewebter Stoffe in einer Tonschicht in Pavlov, Tschechei. (>Eiszeit, 2009) Auch eine typische Männererfindung, oder?

Ohne die Sicherheit, bei der Heimkehr von der Jagd ein Lager vorzufinden, Kleidung zu haben, Kleinvieh, Obst, Gemüse und Salat auch, und das Dach überm Kopf, ließe sich nicht nur Kunst schlecht machen. Wenn es irgendwann auch eine generelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gegeben haben wird, ist wohl – wieder als Typus gedacht – von einer breiten Überlappung der Tätigkeiten auszugehen, fast alle machten alles. (>Eiszeit, 2009; Owen, 2005) Wenn nicht schon über tabuisierte Bereiche Männer sich wegen der Angst vor der Menstruation ihre besondere Macht gesichert haben. Nicht zuletzt, um den Frauen die regelmäßig schwerste Arbeit und die längste Arbeitszeit aufzubürden. Die Frage ist nicht, ob Frauen das alles können, sondern was sie dürfen. Manches Tabu wurde in diesem Sinn offenbar gegen sie erfunden. Die geschlechtliche Arbeitsteilung mag schon sehr früh weniger von den Fähigkeiten und Funktionalitäten als von männlichen Machtinteressen bestimmt worden sein. Wir sehen ja durchaus die Möglichkeit für Frauen, durch intensive Arbeit und die Garantie der Reproduktion Macht zu gewinnen, was aber insgesamt selten gelingt, weil über die Werte in der Gemeinschaft „höhere“ Positionen den Männern vorbehalten sind, beziehungsweise aktiv „definiert“ werden¹. So wie es schon bei Älteren WildbeuterInnen eine geschlechtsspezifische Behandlung der Kinder gab, mit der die Macht ebenfalls „zugeteilt“ wird, oder auch die Empfindung der Angst. (Kanz, 2013) Die unterschiedliche Initiation von Jungen und Mädchen spricht bereits eine deutliche Sprache. Denken wir ruhig an die noch immer geistlosen Begründungen gegen Frauenemanzipation, wie beim jüngeren Kampf der Frauen um den Zugang zur Bildung oder zu Wahlen. (Beauvoir, 1949)

Sicher gab es auch mal Frauen, die mit in den Krieg zogen, wie offenbar bei den Blackfoot. (Lee/ Daly, 1999) Childe, der den Begriff der Neolithischen Revolution erfand, und der bereits bei WildbeuterInnen die Frauen unter Männerherrschaft stehend für möglich hält, spricht von Gräbern am Baikalsee, in denen Frauen mit Kindern und ihrem Bogen begraben wurden. (1958) In einer Katalogbesprechung über die ersten Bogen als Waffen wird davon ausgegangen, lange Bogen, deren Gebrauch relativ weniger Kraft (aber einen

¹ Im sowjetischen Herrschaftsbereich wurden Berufe, die überwiegend von Frauen besetzt wurden, wie Ärztinnen, Lehrerinnen, im Bewußtsein „der Gesellschaft“ deklassiert. Erst bei hoher Arbeitslosigkeit entdecken Männer bei uns, daß zur Altenpflege doch kräftige Personen nötig sind. Bald ist dieser Beruf dann aufgewertet.

längeren Auszug) brauchen, deuteten auf Verwendung durch Frauen hin. (>Eiszeit, 2009) Bei den rezenten Tubu in der Sahara trugen früher Frauen Schwerter, später immer noch Dolche, und sie hatten im Lager das Sagen. Von den Berber-Stämmen wird berichtet, Entscheidungen fielen gemeinschaftlich zwischen den Geschlechtern. (>Bild-8) Es wird auch deshalb mal kämpfende Frauen gegeben haben, weil vielleicht die Zahl der Männer dezimiert war. Bei den Skyten, also 3.000 bp, finden sich einige Frauengräber mit Waffen, einige, aber nicht alle (und nicht die Gräber der Männer womöglich mit Tontöpfen). Von ihnen kam die Amazonen-Chefin Penthesilea in der griechischen Mythologie, die – wieder eine mythische Frauenmacht-Vernichtung – von Achill erschlagen wurde. (Grimal, 1977^b) Vielleicht wurde eine Änderung der Matrilinearität zum Patriarchat damit beschrieben. Auch am Amazonas entdeckte ein spanischer Priester im 16. Jahrhundert Frauen, die das Boot der Eindringlinge mit Bogen und Pfeil angriffen hätten – Amazonen! Dem gebildeten Priester fiel nicht anderes ein. Lag das am langen Haar von Kriegerinnen und dem beschränkten Verstand der Verängstigten vielleicht? So kam der griechische Name durch Panik nach Südamerika. Aber warum sollten es nicht auch mal Frauen gewesen sein, die sich einen solchen Sport erlaubten? Männerbashing im Urwald.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Menschen Kleinfamilien bilden, wenn sie auch in größeren Einheiten leben, ist hoch; allerdings gibt es bei rezenten Urvölkern oft Polygynie, die Mehr-Frauen-Ehe, wie es bei manchen auch Frauentausch auf Zeit gibt. Das verweist noch einmal ganz elementar auf Machtverhältnisse. In welcher Weise sich das dann am Göbekli Tepe real entwickelte, ist kaum erschließbar, doch zwei Hauptmacker als Götter sprechen eine deutliche Sprache. Eine solche mögliche Ausbildung des Kerns der Gruppe im Lager wäre in der idealisierten Form eines Typus‘ ein urwüchsig entstandener, ein organischer Prozeß, der weitgehend der Funktionalität folgt, wie sie sich primär aus der *Mutter-Kind-Beziehung* ergibt. Wie obskur seinerzeit auch immer dazu über die Welt gedacht/ geglaubt wurde, welche Tabus auch immer erfunden wurden. Und religiöse Ordnungen stellen wohl immer die Frauen zurück, scheinen nicht zuletzt gerade dazu erfunden; weshalb ich *nach* dem Bau des Göbekli Tepe eine relative Gleichberechtigung der Geschlechter dort für unwahrscheinlich halte. Selbst in Sumer – mit einer göttlichen geschlechtlich gemischten Doppelspitze – waren Frauen eindeutig den Männern unterworfen. Die fortschrittliche Bewegung passiert hier und da in Zeit und Raum und überall in homöopathischen Dosen. Wieso es ein Rätsel sein soll, warum die Menschen seßhaft wurden, ist – zumindest aus Frauensicht – selbst ein Rätsel. Und fast alle Völker in fast allen Ländern haben es gemacht! WildbeuterInnen sind bald nach dem Neolithikum die Ausnahme, und nur in ungünstige Regionen abgedrängten Stämmen gelang dies nicht.

Werfen wir noch einen Blick nach vorn, wohin die Menschen der Jung-Paläolithikums trieben. Damit kommen wir auch zur schon erwähnten Gegenspielerin Gilgameschs: Inanna und zu eher deren Sicht. Für die

städtischen patriarchalen Familienformen Mesopotamiens in Sumer/ Akkad und Babylonien (ab circa vor viertausend Jahren) wird ebenfalls die Vormacht der Männer gezeigt, die formal eindeutig, aber im Alltag offenbar nicht extrem war; Frauen konnten Besitz haben und Geschäfte tätigen. (Hroudá, 2000; Jursa, 2004) Eine Vergewaltigung war allerdings nur die Kränkung des Gatten und der Gesellschaft! (Jacobsen, 1954) Auch frühe Mythen lesen sich in dieser Weise. Und doch war die wichtigste Stadtgöttin in Uruk und an anderen Orten eine Frau: Inanna, später Ishtar! Balz-Cochois sagt über diese sumerisch-akkadische Göttin, sie sei eine *Kriegerin* und *Hetäre* (Tod und Leben; Chaos - Ordnung), sie ließe sich nicht als die „Große Mutter“ identifizieren, von der in einigen matriarchalen Thesen die Rede sei, (wie bei Beauvoir, 1949) sondern erscheine viel mehr als „Männnergöttin“, hochgeachtet. (1992) Oder besser: verehrt! Warum sollte eine solche Konstellation, Männermacht mit Göttin, nicht auch früher schon gedacht worden sein? Jenseits eines Matriarchats – und ohne Göttinnen-Kult? Einfach nur als Akzeptanz der Lebenskraft, die Frauen durch das Gebären nun einmal besonders ausgezeichnet. Irgendwie mußte die Schaffung neuen menschlichen Lebens doch nachempfunden werden. Solange es in der männlichen Ordnung geschah und die „Eigentumsfrage“ geklärt war.

Als Liebes- und Kriegsgöttin wird Inanna ganz im Sinne der Funktion der Frauenbilder als benannte Hoch-Göttin konstruiert. Als *Liebende* hatte sie ihrem Mann (!), dem König Naram Sin, immerhin den Zentralstaat gegen Aufständische gerettet, heißt es in einer Mythe. Aus dem Totenreich ihrer mächtigeren Schwester, weil der Tod die stärkste Kraft für die Menschen und GöttInnen ist, entkam sie aber nur durch die Hilfe des männlichen (!) Ober-Gottes. Der Hirtengott Dumuzi indes – ganz Mann – hatte sich um ihren Nah-Tod im Totenreich wenig bekümmert, weshalb sie ihn als *Strafende* (Mama) die Hälfte des Jahres im Totenreich schmoren ließ. Nur zum Neujahrsfest durfte er (vertreten durch den König) bei der Heiligen Hochzeit mit ihr (durch die Hohe-Priesterin dargestellt) das Leben erneuern. Damit wurde eher die Erneuerung der Inthronisation des Königs, dessen Macht, symbolisiert als die Erneuerung der Vegetation, die aber ebenfalls Aufgabe des Königs war. (Balz-Cochois, 1992) Wieder spielt der Mann die Hauptrolle. Trotz ihrer letztlich den Männern dienenden Funktion – in der weiblichen (chaotischen) Doppelrolle – ist Inanna nicht unumstritten, wie ihre Beschämung durch Gilgamesch zeigt, der als König von Uruk ihren Liebesantrag zurück und damit den Tempel gegenüber dem Palast in die Schranken weist; was wahrscheinlich eher die Situation war, als die Mythe aufgezeichnet wurde, als daß es sich um einen historischen Bericht handelte. Und das, nachdem sie dem Stadtgott der ersten sumerischen Stadt, Enki aus Eridu, die Göttlichen Mächte stahl und damit die Macht nach Uruk brachte, auch Sex, Küssen und Prostitution. Und dem Ober-Gott entreißt sie ihren Himmels-Tempel, das Zikurat, von wo aus sie weit über Uruk hinaus wirkte. (>Uruk, 2013; McCall, 1993) Natürlich gibt es dazu noch andere Geschichten. Aber das Geschlechterverhältnis hatte offenbar einige Bedeutung auch in jener Zeit.

Inannas Liebe wie Krieg geschehen bei Balz-Cochois (1992: 43) in rauschhafter Intensität. Bei ihr ist sie nicht Mutter, sondern *Herrin*. So schildert ihre erste Biographin sie bereits im Jahre 4.200 bp: Encheduanna. (auch: Enchedu-Ana, die früheste namentlich bekannte Autorin aller Zeiten; >Uruk, 2013) Doch das war schon in der jüngeren Zeit Sumers. Warum sollte sich in kriegesischer Zeit der Stadt diese Kriegsgöttin nicht aus viel älteren Formen von Geistwesen der Weiblichkeit gebildet haben? Es gilt noch einmal zu bedenken, daß es – soweit ich sehe – weder in der vorschriftlichen Zeit noch bei rezenten Urvölkern Hinweise auf solche bedeutenden Frauen wie Inanna real gibt. Erst recht keine Verweise auf matriachale Strukturen, keine auf Amazonen, nur die auf matrilineare Verwandtschaften, die das einzige Wissen widergeben, das bereits vor dem Erkennen der biologischen Zeugung diesbezüglich bestehen konnte: Frauen gebären Kinder; wer anders als eine göttliche Kraft konnte dahinterstecken. Nur diese „Verwandtschaft“ von Mutter und Kind gab es deshalb zuerst. Auch die kleine Skulptur aus dem bäuerlichen Çatal Hüyük, der dicken Frau auf dem Sitz mit den Raubkatzen, kann das Frauenthema über die langen Zeiten seit den Frauen-Figurinen und -Zeichnungen des Jung-Paläolithikums hinaus dargestellt haben. Sie mag für das Stammeswohl oder ähnliche Empfindungen stehen, innerhalb der männlichen Ordnung, wohlgemerkt – und als alte Frau!

Macht und Vorratshaltung

Wir sahen mit der Macht auf ein ganz grundlegendes Element sozialer Differenzierung und sozialen Wandels. Schon im ersten menschlichen Verhältnis, dem zwischen Frauen und Männern, zeigt sie ihre fundamentale Wirkung, die für die Frauen als Töchter beginnt. Macht scheint unmittelbar aus der Affenhorde „mitgebracht“ und ist für soziale Dynamik bereits in den frühesten Gemeinschaften wichtige Ursache. Erst später entstehen weitere Elemente der beständigen Veränderung auch in solchen Gruppen, die ausdrücklich bleiben wollen wie sie sind, so wie ihre Ahnen. In diesem und den nächsten Abschnitten sollen nun weitere *Entwicklungskräfte* schon in einfachen wildbeuterischen Gemeinschaften ausgemacht werden. Es geht darum, auf Modelle hinzuweisen, die – auf Machtkonzentration aufbauend – in der Gemeinschaft soziale Schichtung und die Entwicklung größerer Stammesverbände nachvollziehbar machen, die ihrerseits wiederum Machtprozesse auslösen. Wir kommen dabei zu der Frage, welche Kräfte gesellschaftliche Dynamik erzeugen, wenn dafür *nicht* sinnvoll von „der Produktion“ zu reden ist, weil die sich im Jung-Paläolithikum zu gering veränderte, um als das besondere Movens jener Zeit zu gelten. Natürlich bezeichnet die gesamtgesellschaftliche Produktion, die Marx/ Engels weit gefaßt auch als kulturelle Produktion verstanden, das Ganze einer Gemeinschaft.¹ Sie wäre – in vorgeründiger Weise – vor allem an den Waffen

¹ Ich folge zwar nicht Marx/ Engels in deren älterer Theorie, weise aber darauf hin, daß bei ihnen „Produktion“ nicht so etwas wie (arbeitsteiliges) Wirtschaften meint, sondern umfassend die

und anderen Artefakten zu besprechen, wie oben in der Übersicht der Epochen des Jung-Paläolithikums angedeutet wurde. Etwa im Sinne des Erkennens einer Überflußgemeinschaft durch Erfindung der Speerschleuder, später von Bogen und Pfeil. Das hilft aber nicht viel weiter, da zu der hier behandelten Zeit innerhalb dieser „Produktion“ offensichtlich noch weitere Elemente ausgemacht werden müssen, die jene Welten vorantreibt. Beispielfhaft bespreche ich drei von ihnen: Macht in nun eher „politischer“ Form, Vorratshaltung und damit Siedlungsentwicklung und dann das Religiöse, vertreten durch dessen TrägerInnen: HeilerInnen, PriesterInnen mit wiederum Ansprüchen an Ansehen und: Macht.

Wenn sich bei einer Person einer steinzeitlichen Gemeinschaft über die alltäglichen kleinen Machtprozesse ein gewisses Ansehen eingestellt hat, etwa als guter Jäger, werden die Begehrlichkeiten wahrscheinlich größer und langsam auch reflektiert. Es wird versucht, dieses Ansehen und damit Macht auszubauen, vor allem durch Männer, unterstützt durch die zugehörigen Frauen, gegebenenfalls auch einer „Hauptfrau“ gegenüber den anderen. Im öffentlichen Bereich geht es fast immer um Männer, die nur ein „Großer“ des Stammes werden können. Sie sitzen diesbezüglich als Vorleute an den Schaltstellen, als tapfere Jäger oder große Krieger, auch als Heiler und später Priester. Ein relativ typischer und nachvollziehbarer, halbwegs reflektierter Einsatz von Ansehen und Macht ist bereits die Lebenssicherung von Eltern, die ihre „natürliche“ Macht über die Kinder nutzen, um sie zu verpflichten, sie hinreichend im Alter zu versorgen. Da entsteht in einer Kultur mit großer Bedeutung von Gabe und Gegengabe ein hoher moralischer Druck, eine Selbstverständlichkeit. Das geht nicht nur individuell, sondern wird oft durch eine Stammesregel verbindlich gemacht, mit einer rituellen Bedrohung bei einer Weigerung.¹ Etwa bei einer Heirat außerhalb der gebotenen Teilungen der Gruppe, oder gar einer inzestösen Verbindung: die Verbindung zweier ohnehin schon versorgungspflichtiger Kinder bringt keinen zusätzlichen Nutzen. Bereits bei WildbeuterInnen – aber wir befinden uns mit diesem Thema ja schon in der Seßhaftigkeit komplexer Formen – wird über die Verheiratung von Töchtern möglichst die Arbeitskraft der Schwiegersöhne in Anspruch genommen. Sie sollen dauerhaft vor allem Fleisch an die Eltern liefern. Auf diese Weise bekommen die meist als weniger wichtig genommenen Töchter ihren beschränkten „Wert“, ohne daß bei „Hochzeiten“ andere Gründe, wie der Sicherheitspakt mit anderen Familien, aus dem Blick geraten. So entsteht ein Interesse, vor allem Töchter, so sie am Leben gelassen werden, möglichst früh zu versprechen, um ein Bündnis zu schmieden, und damit die sich gleich in ihr Schicksal ergeben. Dazu gibt es weitere Gründe, auch gefühlsmäßige. Es ist leicht zu sehen, begehrte Töchter wie starke Söhne zu haben, kann wiederum

„Produktion des Lebens“ im Ganzen. Macht, Institution oder Religion bezeichnen Teile davon.

¹ Gerade hören wir aus Indien (und ähnlich anderswo) von der Massen-Vergewaltigung einer Frau auf Anordnung des Ältesten, weil sie einen Mann aus einer anderen Gemeinschaft mochte: im Jahr 2014!

die Macht der Eltern stützen. Ein anderer Weg in die Richtung Ansehensgewinn ist für Männer die Polygynie, da mehrere Frauen unter günstigen Bedingungen, wenn eine Person mehr Lebensmittel erarbeitet als sie selbst verbraucht, mehr Überschuß erbringen als für die Familie selbst nötig ist. Zuerst muß aber die Möglichkeit geschaffen sein, mehrere Frauen zu unterhalten, wozu ein guter Jäger eher in der Lage ist als andere. Mehrere Frauen zu haben zeigt also selbst schon reale Macht, und der Kreisel zur Gewinnung von weiteren Frauen beginnt, wenn auch nur für einige wenige.

Ein solcher Prozeß zu hohem Ansehen/ Macht könnte also damit beginnen, daß ein guter Jäger/ Krieger eine Gefolgschaft um sich sammelt, deren Mitglieder sich ihm gern zur Jagd oder zum Kriegszug anschließen, weil er sich bewährt hat, mehr Beute heimbringt als andere. Ebenso ist die ausdrückliche Bemühung um Ansehen möglich, vor allem auch über die Umverteilung; das Potlatch der Nord-West-Indianer ist wahrscheinlich der bekannteste Name dafür, wobei mehrere Große Männer bereits um das höchste Ansehen wetteiferten. (Josephy, 1998) Solche Feste gab es ebenso in anderen Weltteilen, etwa bei den Nuristanern in Afghanistan. (>Bild-8) Auch Gilgamesch hatte die Königspflicht auf sich genommen, gleich zweimal jährlich ein (Neujahrs-) Fest auszurichten. Die gesammelten Güter, manches wird vielleicht auch von Gefolgsleuten als Gegengabe in den Fundus eingebracht, werden dann bei einem Umverteilungsfest gleichmäßig auch an jene verteilt, die nicht so erfolgreich sind, die Pech hatten oder krank waren (solange das nicht als mystisch gegeben verstanden wurde). Bei wachsenden Gruppen wird das ziemlich aufwendig, wie wir noch bei den Trobriandern sehen werden. Ein Großer kann Jüngeren die Mittel für die Hochzeit vorstrecken, er bekommt Gefolgschaft und Gegengaben zurück. So kommt eins zum anderen: ein kleiner Besitz vergrößert die Gefolgschaft, ermöglicht eine weitere Ehefrau, die wieder den Besitz vergrößern hilft... Ich will auf die Diskussion verschiedener Verwandtschaftsmodelle und -linien, die hier auch eine Rolle spielen können, verzichten, da es nur um das Prinzipielle zu gehen braucht.

Wir sehen, in Gemeinschaften komplexer Wildbeuterei gibt es vor allem für Männer bereits Möglichkeiten zur Machtakkumulation über die besondere Fähigkeit als Jäger hinaus. Das Veränderungspotential fällt vorerst auch nicht auf. Ebenso wirkt das Glück, *alte* Eltern, besonders Väter, mit hohem Ansehen zu haben. Diese Form der Macht muß nicht einmal reflektiert sein, sie wirkt im Stillen dennoch. Weitergehende Macht wird in jenen frühen Lebensformen vor allem durch Gaben-Tausch erworben, das ist eine Form des Tauschens freiwilliger – aber oft auch institutionalisierter – Gaben mit dem Ziel der Gebenden, für ihr großzügiges Geben Ansehen zu gewinnen und dennoch den „Gegenwert“ zurück zu erhalten. Das scheint auf den ersten Blick ein Nullsummenspiel zu sein, aber einigen gelingt – durch eine strukturell günstige Ausgangsposition, wie ein guter Jäger zu sein – mehr Großzügigkeit, und dazu auch oder dennoch, durch Gegengaben in der Summe etwas mehr zu erhalten als zu geben, weil es den Gebenden wichtig wird, sich dem erfolgreichen Mann

anzudienen, woraus sich langsam eine herausragende Stellung im Stamm bildet, vielleicht über Generationen. Geschenk und (erwartbares) Gegengeschenk sind die typische „Währung“ früher Zeiten – nicht Kauf und Verkauf. Auf den Standpunkt kommt es an. Auch Seßhaftigkeit und Vorratshaltung bekommen in solchen Entwicklungen eine große Bedeutung. Bei den gar „armen“ Vorleuten der Yanomano, so hörten wir von Herzog-Schröder, werden die wohl dennoch oder gerade deshalb ein besonders großes Ansehen erfahren haben, weil sie besonders viel gaben, auch durch eigenen Verzicht.

Ein ausgeprägtes Modell dieser Art fand Malinowski auf den Trobriand-Inseln. (1979) Dort geben die verheirateten Männer in einer komplexen sozialen Umverteilung die Hälfte ihrer Ernte an ihre in anderen Dörfern lebenden Schwestern, für deren Kinder sie die Vormünder sind, genaugenommen auch die der Schwestern. Mit dieser Gabe zeigt der matrilineare Stamm, daß diese Frau weiterhin zum Clan ihrer Mutter gehört, obwohl sie in diesem Fall patrilokal wohnt. Der gegebene Nahrungsanteil ist das Erzeugnis „ihres“ Anteils am Ertrag des Bodens des mütterlichen Clans, mit dem sie identisch bleibt. Der Ehemann bei den Trobriand-Leuten spielt als biologischer „Vater“ seiner Kinder – die biologische Zeugung ist unbekannt, sagt Malinowski – diesbezüglich keine Rolle, sondern soll ihnen Freund sein, während er mit seinen Brüdern die Kinder seiner Schwestern erzieht. Die Nahrungsverteilung geht reihum als ungefähres Nullsummenspiel aus; durchschnittlich gibt jeder an Schwäger, den Männern der Schwestern, und bekommt von anderen Schwägern, den Brüdern der Ehefrau, entsprechend zurück; Probleme, wie verschiedene Zahl der Geschwister bleiben in meiner Skizze außen vor. Allerdings bekommen Männer mit mehreren Frauen nun auch mehrere solcher Gaben. Auf den Trobriand-Inseln gilt das vor allem für die Häuptlinge, da die von den Gruppen/ Sippen des Dorfes Frauen erhalten, um ihm verwandtschaftlich nah zu sein. (>Bild-1) Dort gab es bereits einen Ober-Häuptling, der auch von den anderen Dörfern Frauen bekam, um Einfluß bei ihm zu gewinnen. Dadurch werden diese Häuptlinge zu großen Verteilungsfesten fähig und bleiben in der Lage Oberhaupt zu sein; bis die Kolonialverwaltung die Polygynie verbot – wie Malinowski beklagt –, die Häuptlinge ihre Macht verloren und die traditionellen Sitten sich auflösten. Eine ganz andere Form Großer Männer beschreibt Godelier bei den Baruya, die er von dem eben genannten Typus, die er Big men nennt, unterscheidet. (1987) Dort häufen sie nicht Reichtum an, sondern haben Ansehen aus anderen Zusammenhängen und Ursachen gewonnen. Die Großen der Baruya kumulieren nicht primär Macht in politischem Sinn, die dort als Ansehen im geistigen Sinn einigermmaßen statisch bleibt.¹

¹ Einige wenige Männer der Baruya bewahren vererbare hochheilige kleine Päckchen, die anderswo vielleicht als Totems oder Talisman bezeichnet würden. Diese Männer sind – um noch einmal etwas „Steinzeitleben“ anzudeuten – jene, die in der Initiation der Jungen ihnen per Magie ihre zukünftige Rolle vorhersagen. So werden nach den Kenntnissen über diese Jungen spätere

Gelingen Umverteilungsfeste, kann für den Initiator eines „Fonds“ Ansehen, Autorität und Macht nun schon auf „politischer“ Ebene entstehen. Unter anderem können von der Gefolgschaft nicht nur Nahrungsmittel, sondern andere wichtige Gegenstände in den „Fonds“ gegeben werden, der dem Großen allgemein zur Verfügung steht, etwa gute Waffen, vielleicht einfach nur Zierwerk fürs Haus. Oder die Gunst, dazu gehören zu dürfen, wird durch hochwertigen Hausbau erbracht – auf eine weitere denkbare Entstehung von *arbeitsteiligem Handwerk* neben der denkbaren Werkzeug- und Waffenproduktion will ich verweisen; manchem Gefolgsmann muß vielleicht auch „Arbeit“ gegeben werden. Wichtig ist bald, eine Möglichkeit zur Lagerung der zu verteilenden Güter zu schaffen. Besondere Bedeutung bekommen solche Verfahren dann, wenn sie helfen, Phasen schwieriger Nahrungsbeschaffung zu überbrücken, weil diese Vorleute des Stammes vorgesorgt haben beziehungsweise vorsorgen konnten. Die Gefolgschaft erhöht nicht nur die Summe der Güter, sondern ermöglicht immer stärker auch direkte Machtausübung, weil eine starke Gruppe sich bildete, die beispielsweise besondere Arbeiten für die Gemeinschaft übernehmen kann, oder eben nicht (noch Achill steigt mit seiner Gefolgschaft aus der höheren Ebene der Gefolgschaft des Oberhäuptlings Agamemnon aus, den er zudem heftig beschimpft, als er eine geraubte Frau an diesen zurückgeben muß). Das System kann aber auch umschlagen von freiwilligen Geschenken an den „Fonds“ eines Großen hin zu erzwungenen Abgaben an einen Häuptling. In der Folge hätten sich wahrscheinlich durch solches alltägliche Machtstreben, das zur individuellen Sicherung des eigenen Lebens selbstverständlich ist, soziale Unterschiede verstärkt, wenn auch lange noch ohne Herrschaft. Frauen würden mutmaßlich hinsichtlich der Entscheidungen für die ganze Gemeinschaft gegenüber den Männern weitgehend machtlos werden. (Harris, 1991)

Bei Vorratshaltung ist bezüglich der Kultgemeinschaft um den Göbekli Tepe an Nevalı Çori zu denken – dort fanden sich neben der kleinen Kultanlage mit T-Pfeilern steinerne Häuser, die an Vorratslager denken lassen, aber tauend Jahre jünger sind. An gebrannte Tontöpfe muß nicht schon gedacht werden, sie werden später erst erfunden, Gefäße ließen sich aus Stein herstellen. Diese

Große als Krieger, Schamanen oder Kasuarjäger prognostiziert; Kasuare sind straußenähnliche Laufvögel. Da die Kinder davon wissen, bemühen sie sich, die Rolle auszufüllen. Das hieß aber früher für einen Großen Krieger, der eher weniger Land bebaute als andere, sich im Krieg mit der Steinkeule den Feinden entgegenzustellen und ihnen möglichst den Schädel einzuschlagen: die Gehilfen sicherten ihn ab und versuchten dann, die Leiche oder wenigstens die abgeschnittene Hand mitzunehmen. War mehr Muße, wurden die – starken – Arme abgehackt, die der Große Krieger aß, die Hand wurde im Dorf ausgestellt. Entsprechend mußten sich die Großen Schamanen als klug und heilkundig für magische Krankheiten erweisen und die Großen Kasuarjäger mehr dieser Tiere erwürgen oder mit der Keule erschlagen als andere; diese Jagd stand allen offen, wie die Karriere als Krieger auch. Übrigens waren die Kasuare „wilde Frauen“ – sie hießen nach Alter: Mädchen, Frau oder Alte Frau –, deren Erlegung und Verspeisung nur durch Männer als Ritus männlicher Überlegenheit galt. Eine weitere herausgehobene Figur mit aber weniger Ansehen war die des Salzmachers, der seine Kunst einfach anderen Männern erklären konnte, also nicht besonderer Magie oder Initiation unterstand. (Godelier, 1987)

Gebäude hatten auf Streifenfundamenten aus Steinen liegende belüftete Platten-Fußböden. Was primär zu lagern war, sind wohl Fleisch, Felle, Knochen, Getreide und – Bier aus Wildgetreide! (Dietrich u. a., 2012) Schon im Natufien fanden sich Lagermöglichkeiten, seien es Gruben im Fels oder mit Lehm oder auch Bitumen ausgekleidete Körbe in Abu Hureyra, oder in der Hayonim-Höhle im Nordwesten Palästinas wahrscheinlich Getreidegruben im Fels, oder lehmverputzte Gruben in (Ain) Mallaha nördlich des Toten Meeres. (Bartl, 2004) Aus der Zeit des PPNA sind Vorratslager ebenso in der nördlich davon liegenden Euphratregion, in Mureybet und Jerf el Ahmar südlich und in Cayönü und Hallan Çemi nordöstlich des Göbekli Tepe bekannt, wobei letzterer Fundort außerhalb des 200 Kilometer-Radius liegt. Bosinski vermutet für die Hamburger Kultur deutlich vor dem Göbekli Tepe Kenntnis von Konservierungsverfahren, die eine Vorratshaltung ermöglichten, erläutert sie aber nicht. (1989) Ist dann langsam eine größere Stammesgemeinschaft entstanden, ergeben sich mehrere soziale Positionen, die allerdings noch weitgehend auf Gleichheit beruhen können, die der Männer untereinander mehr als die der Frauen zu Männern. Doch immer ist diese Gleichheit der Positionen durch individuelle Fähigkeiten und Kräfte differenziert; nein, eine wirkliche Gleichheit hat es kaum gegeben. Denkbar ist auch ein Verbund wie die (Clan- oder) Gentilgemeinschaft (aus mehreren Gentes/ Untergruppen), die Morgan (1877) primär bei den Irokesen schildert; ich komme später darauf zurück. Wenn von den einzelnen Gruppen männliche Abgesandte für höhere Gremien gewählt werden, gelten die offensichtlich als für den Job qualifiziert (nicht unbedingt: haben sich ! qualifiziert). Sie besitzen also Autorität, so oder so. Für die damalige Zeit der Proto-Neolithisierung kommen drei Bereiche besonders in den Blick, in denen sie erworben wurde: Nahrungsbeschaffung, Krieg und Welterklärung/ Heilkunst, also bereits die Teilung in körperliche und geistige Arbeit. Es gibt für jene Zeit komplexer WildbeuterInnen mehrere vorstellbare und noch vermehrbare Verfahren zur Ausbildung sozialer Differenzierung aus einfachen Gemeinschaften heraus, beginnend mit alltäglichem Machtgewinn.

Ohne hier psychologisch auf die Frage der Folgschaft einzugehen, nutze ich einen Hinweis zu Sumer, um die Gruppenstruktur weiter zu hinterfragen, die Vorleute und Gefolge verbindet. Wir hatten bereits gesehen, wie in der Ontogenese auch die Autoritätshörigkeit ausgebildet wird, wenn im Prozeß der eigenen Erfahrung den Kindern über die Bezugsperson zugleich von außen eine große Macht gezeigt wird, der das hilflose Kind völlig ausgeliefert ist (Eltern als GöttInnen). Über die Familie hinaus werden andere Autoritätsstrukturen wichtig, in Arbeitsprozessen, bei der Ernte beispielsweise. Schmökel sieht in der Tempelwirtschaft, die die sumerischen Stadtstaaten prägte und Produktion und Verteilung organisierte, einen „religiösen Staatssozialismus“; (1956) der läßt sich strukturell gut als Weiterentwicklung des Systems der Großen Männer und dann des Häuptlingstums vorstellen. Auch bei rezenten Urvölkern sind die Häuptlinge – wie immer sie dazu geworden sein mögen – sozusagen heilige Figuren, von numinoser Kraft erhoben, das sehen wir auch bei Lévy-Bruhl. Das

Organische des Gruppenlebens war im relativ homogenen Stamm gegenüber dem Stadtstaat mit seiner Differenzierung und schon Alternativen, zum Beispiel Bauer oder Hirte, womöglich Schreiber werden zu können, noch wesentlich naturwüchsiger als dort. Der erneute Blick nach Sumer als mögliche Perspektive mag die sozial-differenzierten Verhältnisse am Ende des Jung-Paläolithikums einzugrenzen helfen, eine Richtung anzeigen. Wenn alles nicht ganz anders war.

Sozialer Wandel, Institutionalisierung

Bei der historischen Rekonstruktion des Jung-Paläolithikums geht es mir vor allem um die *Kompetenz*, die im Prozeß der Institutionalisierung und bei komplexer werdenden Umwelten jeweils so weit es notwendig ist erworben wird. Sie trennt die Epochen, etwa im Übergang zum Neolithikum, als durch die Entwicklung der Landwirtschaft eine ganz neue Umwelt geschaffen wurde, die dann neue Kompetenzen verlangte und ermöglichte. Es ist kein „Mechanismus“ zur Herausbildung von kulturellen Stufen erkennbar, womöglich im Sinne von Modulen, die das Gehirn ausbilde (Chomsky). Sondern ich spreche von speziellen Prozessen und Entwicklungen primär im Nahen Osten, weil dort für die Transformation zur produzierenden Lebensweise die entscheidenden Funde gemacht wurden, zuerst die zur großen wildbeuterischen Siedlung und dann zum Landbau. Die Kompetenz scheint sich zusammen mit der wachsenden geistigen Kapazität seit Homo erectus und früheren Hominiden bis hin zum Systemwechsel bei Homo sapiens relativ kontinuierlich entwickelt zu haben. Möglicherweise brachte die Ausbildung des für die Sprache wichtigen Gens foxp2 einen gewissen qualitativen Schub. Oben erwähnte ich Schimpansen in ihrem Hordenleben mit einem zu vermutenden frühen Gruppenleben der noch einzeln sammelnden Früh-Menschen als strukturell wahrscheinlich nicht sehr verschieden. Es gibt für biologisch ähnlich gebaute Säuger bei ähnlicher Lebensweise, nämlich vom Wege zu sammeln, was sich findet, nicht so sehr viele Alternativen. Speere gab es schon vor 400.000 Jahren, das sagt auch nicht viel, Affen (und schon Vögel) nutzen Zweige zum Termiten-Angeln. Und so finden wir auf den Spuren des Homo sapiens lange lange Zeit einen scheinbaren Stillstand im Sozialen – um so mehr wenn primär vom „Jäger“ ausgegangen wird –, der auch von Veränderungen der Steinartefakte und ähnlichen Errungenschaften nicht wesentlich tangiert wurde. Doch diesen Stillstand gab es offenbar nicht, wie die sehr verschiedenen Situationen zu Beginn und am Ende des Jung-Paläolithikums zeigen. Vom El Castillo und Chauvet über Kostenki und Gönnersdorf zum Göbekli Tepe und nach Jericho. Generell verweist die Differenz auf einen permanenten sozialen und kognitiven Wandel.

Autonome Mitglieder einer Gruppe vereinen sich, doch meist sind sie hinein geboren und deshalb emotional abhängiger als andere, die etwa hinein „heirateten“. Alle sorgen für sich selbst, Frauen dazu für ihre kleineren Kinder. Alle verrichten notwendig ähnliche Tätigkeiten, auch beim Ausschachten von

Aas und dem Jagen von Kleintieren. Gelegentlich gibt es gemeinsame Jagden auf größere Tiere mit allen Mitgliedern, außer vielleicht den erst jüngst mit Kleinkindern belasteten Frauen, die aber oft noch mit Treiben können, bevor der organisiertere Jagdzug über größere Distanzen und Zeiten entwickelt wurde.¹ Die Erwachsenen sind untereinander weitgehend gleichgestellt, manche sind besonders stark, andere ausdauernd, einige klüger als andere, andere nur älter und deshalb von größerer Erfahrung und Selbstsicherheit. Soziale Beziehungen entwickeln sich, zwischenmenschlich wie hinsichtlich von Vereinbarungen zur Teilung der Lebensmittel, die irgendwann nicht mehr individuell nur angeeignet und verzehrt werden. Ältere und Kranke können dann aus einem Gesamtfundus selbstverständlicher mitversorgt werden; die emotionale Abhängigkeiten von den Eltern bildet sich zur Institution aus, zur Regel, die Alten müßten mitversorgt werden, was kaum von Anfang an schon Standard war. Arbeitsteilungen entwickeln sich in dieser Weise bereits früh im Kleinen, irgendwann entsteht die institutionell fixierte verwandtschaftliche Organisation, woraus sich eine Stärkung gegenüber anderen ergibt, die diesen Prozeß noch nicht kennen. *„Denn die Gewöhnung an ein höheres Maß von Langsicht und an eine stärkere Zurückhaltung der momentanen Affekte ... gibt unter Umständen den Angehörigen der einen Gruppe eine bedeutende Überlegenheit über die einer anderen“*, schreibt Elias. Solche Entwicklung sei allerdings zweischneidig.² (1936-2: 387) Weiterentwicklung kann auch schwächen, wenn etwa Argumente schlicht durch die ältere Gewalt ohne moralische Bedenken niedergemacht werden. Macht, als alltägliches zur Geltung bringen der individuellen Ansprüche, zeigt langsam übergreifende soziale Wirkung, besondere Tätigkeiten bringen der Gruppe Nutzen und entsprechend Ansehen für diese AkteurInnen. Für Männer bald mehr als für Frauen, die aber ihre Söhne durchaus in diesem Sinn erziehen, denn kraftvoller Schutz durch sie ist damals wichtiger als eine feministische Gesinnung. Tausende von Jahren erwerben Menschen nur langsam weitergehende Kompetenzen im Rahmen gleichbleibender traditionaler Logik in fast unveränderlicher jahreszeitlicher Umwelt; mehr wird nicht gebraucht, um das

1 Manche Jägerin geht auch noch im modernen Straßenkleid mit Pfeil und Bogen auf die Pirsch, das Kleinkind in einem Netz auf dem Rücken, wie etwa bei den Agta auf den Philippinen noch vor wenigen Jahren. (Foto: Kästner, 1998)

2 Elias sieht als Freudianer in der Psychogenese wesentlich die Triebe, die vom Überich zivilisiert werden. Demgegenüber erkennt die konstruktivistisch formulierte Ontogenese – wie gezeigt – einen Sozialisationsprozeß, bei dem von instinktiven Trieben abgesehen wird und lediglich Reizreaktionen/ Reflexe als von der Natur „mitgebracht“ berücksichtigt werden. In diesem Sinne scheint es sinnvoller, vom Prozeß der Institutionalisierung als dem der Zivilisation zu sprechen, da bei Elias nicht nur ein anderes Menschenbild deutlich wird, sondern er auch eine ganz andere Zeit (Neuzeit) behandelt. Institutionalisierung soll mehr vom gesamtgesellschaftlichen *Prozeß* denn von der Psyche her den sozialen Wandel erfassen. Die Psychologie bekommt selbst eine andere Stellung und ein anderes Objekt vorgesetzt. Scham, beispielsweise, ist für Elias eine Möglichkeit zur Verringerung der direkten Ängste vor unmittelbarer Gewalt, wenn die durch das staatliche Gewaltmonopol reduziert werde. Rationalisierung, Peinlichkeit und Scham werden von äußerer Bedrohung zu Zwängen, die der einzelne auf sich selbst ausübt. (1936-2)

Leben zu fristen. Dann entstehen die ersten herausgehobenen historischen Quellen, nicht minder überraschend und bedeutend wie später der Göbekli Tepe: Höhlenmalereien und Kleinkunst werden seit gut 40.000 Jahren neben der alltäglichen „Arbeit“ der Menschen erstellt. Aber nur sehr wenige führen die Malerei aus und lernen sie kennen, während die Schnitzerei wahrscheinlich alltäglicher war.

Ich skizziere nun kurz zwei theoretische *Ansätze zum sozialen Wandel*, die aus der Archäologie kommen und dort ungewöhnlich sind, bevor ich überwiegend praktische Beispiele beziehungsweise Analogien vorstelle, die die historischen Lebenswelten des Homo sapiens der hier interessierenden Zeit beleuchten können; und ich erinnere an das Konzept der Konstruktion der Wirklichkeit als Institutionalisierung von Berger/ Luckmann. Gebel (2002, 2010) hat – mit langer Erfahrung als Ausgräber im Nahen Osten – für den Prozeß der Neolithisierung gegenüber einer stufenweisen Evolution einen vielschichtigen Formenwandel der Lebensweisen, beispielsweise nach unterschiedlichen Landschaften, betont. Eine plausible Vorstellung ist auch, Versuche zur Übertragung des Wachsens von Wildgetreide auf solche Flächen, die zuvor keins trugen, könnte zur Entwicklung der Landwirtschaft beziehungsweise zur Domestikation des Getreides wesentlich beigetragen haben. (2002) Etwa wenn eine Siedlung zu groß wurde und ein Ableger an einem Ort ohne Wildgetreide angesiedelt werden sollte. Frauendorf sagt: *„Aus der Unterstützung der Wildgetreide in ihrem Kampf gegen die übrige Vegetation und das Klima [das Waldbildung unterstützte] entwickelte sich vermutlich der bewußte Anbau“*. (2001) Graebner sieht die „Erfindung“ der Landwirtschaft auf den Abfallhaufen, weil dort die Pflanzen neu aufgekeimt seien; (1924) sie waren allerdings nicht üblich, alles blieb liegen wo es ausgebraucht wurde.

Gebel stellt 2002 zuerst vier, später fünf Prozesse vor, die sozialen Wandel – nicht nur für jene Zeit, wie er sagt – hervorbringen können. Das sind die Erhaltungs-, Effizienz-, Repetitions- und Innovationsthese, 2010 ergänzt durch die Ausschließungsthese: *„1) Neuanpassungen des neolithischen Menschen entstehen nicht aus bewußten Absichten oder gar aus einem zielgerichteten Innovationsdrang, sondern aus dem Drang nach der Erhaltung der bisherigen Lebensweise (wobei die Befriedigung der ‚vitalen‘ Bedürfnisse vor sozial relevanten Veränderungen angestrebt werden [sic]); die Folgen einer Anpassung werden nicht vorausgesehen (‚Erhaltungsthese‘). 2) Veränderungen werden dann akzeptiert und umgesetzt, wenn die Möglichkeiten erschöpft sind, das Ziel mit einfacheren, weniger aufwendigen Mitteln zu erreichen (‚Effizienzthese‘). 3) Negativergebnisse und- entwicklungen werden modifiziert wiederholt (von folgenden Generationen), da Lernleistung Gegenstand persönlicher, nur bedingt übertragbarer Erfahrung ist (‚Repetitionsthese‘). 4) Fortschritt und Innovation sind Ergebnis der Kombination von Stressoren und Explorationsdrang bei zureichend gesicherten Grundbedürfnissen, die im Wechselspiel mit dadurch komplexer werdenden Strukturen Wachstum erzeugen*

(*Innovationsthese*‘).“ (2002) Die später in sein Konzept der ‚Commodification‘/ Kommerzialisierung (und Wertewandel) im Neolithikum eingebundene These ist: 5. (*Exclusion‘/ Ausschließungsthese*) *Durch Wachstum, Ausdifferenzierung und größerer Produktivität verliert eine soziale Einheit die Möglichkeit des Teilens mit Außenstehenden.* (2010) In diesen Thesen ist von ungewollten Nebenfolgen als wesentlich für sozialen Wandel die Rede;¹ besonders in der Erhaltungsthese, die faktisch auch die von Lévy-Bruhl betonte Neuerungsfeindschaft enthält. Daran schließt die Effizienzthese an, die nur dann Neuerungen vermutet, wenn das alte Lebensmodell nicht mehr funktioniert; ähnlich wie bei Dux. Für die Wiederholungsthese verweist Gebel beispielhaft auf einen archäologischen Fund, in dem ein Baufehler korrigiert, von einer späteren Generation jedoch wiederholt wurde. Die Innovationsthese könnte dann später mit der deutlich komplexeren Lebensweise in landwirtschaftlich organisierten Siedlungen und Gemeinschaften langsam gegriffen haben, auf die sich ganz neu einzustellen Innovationen beinahe zwangsläufig nötig macht. In früheren Gruppen und lange schon in Traditionen eingebundene Dorfgemeinschaften scheint eine solche Haltung nicht zu existieren – außer in Fällen der ersten These... Zuletzt bewirkt die Kommerzialisierung des Alltags und der Persönlichkeiten den Wandel zu Waren-Verhältnissen und damit zur Konkurrenz. Die Entwicklung der generellen kognitiven Kompetenz wird höchstens implizit bedacht.

Letzteres gilt auch für Benz, obwohl sie Dux zur Kenntnis nimmt. Die Archäologin geht in ihrem Ethno-archäologischen-Modell der Neolithisierung – das sie allerdings von modernen WildbeuterInnen der Kalahari ableitet – über die ihrer Ansicht nach meist bloßen Feststellungen der Archäologie zu prozeßhaften Entwicklungen von Gemeinschaften hinaus, wenn sie – beispielsweise über den Kinderwunsch dieser WildbeuterInnen, der zur Seßhaftigkeit drängen könne – soziales Handeln einbezieht. (2010^b) Denn wildbeuterische Gruppen ziehen – anders als Bauernfamilien – meist nur wenige Kinder auf, wohl weil Frauen nur jeweils eins zur Zeit hinreichend stillen und herumtragen können. Ebenso werden gruppendynamische Prozesse, etwa in Hinsicht veränderter Lebenschancen, oder die Einstellung zu gegenseitigen Hilfen, in ihrem Modell berücksichtigt, oder notwendig werdende soziale Kontrolle beim Wachsen der Gruppen in den Dörfern. So entstünden Entwicklungen, die die Akteure nicht anstrebten. Das ist wieder das Ergebnis von bei rationalem Handeln notwendig auch entstehenden unerwarteten Nebenfolgen, etwa hygienischen Problemen durch die beginnende Tierhaltung, Krankheiten durch größere Nähe der Menschen zueinander in wachsenden Siedlungen oder eine andere Arbeitsethik, die nötig wird. Dazu erzeugen auch die kleinen alltäglichen Machtprozesse Zwänge zu nicht intendierten Folgen. Watkins (2010) erinnert – für das beginnende Neolithikum – daran, welche gewaltige Bedeutung es für Kinder hatte, statt nur in der

¹ Sie stammt von Marx/ Engels 1845 in der „Deutschen Ideologie“, nicht erst 100 Jahre später von Merton.

kleinen Familiengruppe nun in einer neuen Großgemeinde aufzuwachsen. Zu fragen ist beispielsweise auch, wie die Identität jener Menschen mit ihrer Gruppe sich dabei verändert, wenn neue Riten kennen gelernt werden und mehr faktische Konkurrenz im Alltagshandeln: wie machen es die anderen? Das entstehende bewußtere und planvollere Handeln in größeren Gemeinschaften gibt dem Prozeß der Sozialisierung eine erweiterte Dimension. Und hier spielt auch die Veränderung der Affektkontrolle eine gewisse Rolle, die Elias anspricht.

Für einen sozialen Wandel hin zur Neolithisierung sieht Benz in ihrem Modell sechs „Thesen“, die dabei eine Rolle spielen: 1) In wildbeuterischen Gemeinschaften sei der Wunsch auf mehr Kinder nicht umsetzbar, erst weniger Mobilität mache dies möglich; darin steckt aber bereits die Vorstellung einer möglichen anderen Lebensweise, die ich schlichten WildbeuterInnen zu Zeiten, als es noch keine andere Lebensweise gab, eher nicht zubillige, die Ausbildung *komplexer* SammlerInnen und Jäger war kaum eine „Entscheidung“. 2) Durch das Problem, daß Gruppen von mehr als 30 Personen verstärkt Konflikte bekommen, entstehe die Notwendigkeit zur Entwicklung sozialer Mechanismen zu ihrer Reduzierung. 3) Die Mobilität werde für sichere Nahrungsressourcen an einem Ort beendet, oder bei steigender Bevölkerungsdichte, sei Sesshaftigkeit einmal erreicht, werde sie auch bei sozialen Konflikten nicht wieder aufgegeben. 4 a) Vorratshaltung werde nur praktiziert, wenn fehlende Ressourcen real in den Blick kämen; sie müßte also generell als Möglichkeit present sein. 4 b) Gegenseitigkeit (der Hilfe) werde erst in Krisenzeiten aufgegeben, wenn das Gemeinsame zu klein wird. 5) Exclusive Rechte der Nutzung von Land vermehrten sich durch Arbeitseinsatz am Boden. 6) Die Selbstwahrnehmung ändere sich in den meisten Fällen erst lange Zeit nach dem Wechsel der ökonomischen und sozialen Systeme, lange verstünden sich sesshafte Bauern noch als WildbeuterInnen. (2010^b) Benz zieht aus ihren Thesen zum sozialen Wandel hauptsächlich drei Folgerungen. *Erstens* müßten ausreichende Ressourcen am Ort vorhanden sein, sonst, oder im Konflikt mit Nachbarn, verließen WildbeuterInnen ihn schnell. Sie investierten nicht in die Ressourcen. Bei guten Bedingungen siedelten sie oft in großer Zahl an einem solchen Platz (darin liegt ein ungeplantes Entwicklungspotential zur großen Siedlung). *Zweitens* würde (etwa wegen der zu großen Bevölkerungs-Dichte) die übliche Gegenseitigkeit (des universellen: Teilens) verringert oder aufgegeben, wenn Ressourcen knapp würden oder Konflikte oder Krisen entstünden. In der Folge könnten Vorratshaltung, Handel oder auch Arbeit zu investieren eine Lösung sein (auch auf diesem Weg: Landbau oder „Handwerk“ etwa). Durch die enge Besiedlung müßten soziale Regeln geschaffen werden, um die Gruppen trotz Konflikten zusammen zu halten. *Drittens* führe diese Situation zur längeren Siedlungsdauer, zu mehr Arbeit zur Nahrungsbeschaffung, aber auch zu mehr Rechten am Land, wodurch sich soziale Hierarchie entwickle. Sie sieht im Natufien noch keine soziale

Differenzierung bei Siedlungen und Bestattungen; (2010) Bartl sieht das anders.¹ (2004)

Bei sehr frühen Menschengruppen muß es eine Phase gegeben haben, die nur gering und noch unreflektiert „naturwüchsig“ und höchstens quasi-institutionell geprägt war. Durch bloß gefühlte verwandtschaftliche Bindungen etwa. Dann ergab sich immer ausgeprägter eine (fast) vollständige Institutionalisierung, wie wir sie aus vielen Berichten über rezente Urvölker nachvollziehen können, wo nichts, aber auch gar nichts ohne rituelle Absicherung geschieht, sei es vor der Jagd, danach, beim Ausheben einer Hausgrube... Auf dem Wege hin zu komplexeren Gemeinschaftsformen konnte sie sich wieder verringern, weil etwa in der Groß-Siedlung oder dann in der sumerischen Stadt eine so komplette soziale Kontrolle nicht mehr möglich war, beziehungsweise über *verinnerlichte* Kontrolle angestrebt wurde, wie unter dem Stichwort „Person“ schon gezeigt wurde. Aber was war zuvor? Wann entstanden erste Institutionen mit weitreichender Wirkung dieser Art? Eine Funktionsteilung wie: Männer das Äußere, Frauen das Innere, könnte von Anfang an aus dem Tierreich „mitgebracht“ worden sein; wir sehen es bereits bei Schimpansen. (Henke/Rothe, 1999) Doch mußte aus den instinktiv verbundenen Gruppen diese Normalität sich in erworbene Kompetenz transformieren. Dann wird vielleicht Frauen das Jagen verboten, um die Jagd als männliche Institution zu etablieren, oder ihnen wird die Werkzeugherstellung genommen und die Geräte nun von ihren Männern „geschenkt“. So entsteht ein Prozeß der Institutionalisierung bis hin zur weitgehenden Starrheit einer Gemeinschaft (extrem im Kastenwesen). Ob solche Prozesse für das Jung-Paläolithikum jemals aufzeigbar werden, ist natürlich zu bezweifeln, sie sollten aber dennoch permanent bedacht werden. Die genannten theoretischen Ansätze mögen helfen, sich entsprechende Prozesse schon für jene frühe Zeit vorzustellen und weitergehend zu bedenken. Prozesse, die als Wirkkraft für sozialen Wandel erkennbar werden.

Wenn etwa in älterer Zeit – beispielsweise zu Beginn des Aurignaciens – die Institutionalisierung des Verwandtschaftssystems noch nicht oder höchstens schwach ausgeprägt war, könnte seine Entstehung im bewußten Sinn der

¹ Nun stellt sich die Frage, ob noch ein Hinweis auf das Basis-Überbau-Modell von Marx/ Engels sinnvoll ist, auf das sich schon Berger/ Luckmann teilweise stützen. Dann wäre von der *Produktion* auszugehen, die die Produktion des Lebens insgesamt meint. Die Produktivkräfte wären im Zusammenhang mit der anzueignenden Natur/ Umwelt zuerst zu untersuchen. Für die hier diskutierte Zeit also vorwiegend Steinwerkzeuge, weil mehr kaum bekannt ist. Dann kämen die Produktionsverhältnisse, die Verhältnisse zwischen den Menschen einer Gesellschaft, hier die von Gemeinschaften, an die Reihe. Damit wäre die produktive *Basis* erfaßt, um darauf aufbauend nach dem geistigen *Überbau* zu fragen, der – allen Gerüchten zum Trotz – bei ihnen keine Widerspiegelung der Basis ist, sondern ein Element in der wechselwirkenden Beeinflussung aller Elemente – nur in letzter Konsequenz ist die Art und Weise, wie die Menschen ihr Leben produzieren, die Produktion, Grundlage von Gemeinschaften: hier also Wildbeuterei über 30.000 Jahre. Als einen Teil des Überbaus hätten wir die Kunst, aber nur als Teil. Das traditionale Denken gehört hierher. Zu guterletzt bestimmen Basis und Überbau, das (gesellschaftliche) *Sein*, das individuelle *Bewußtsein* in der Sozialisation und damit das gesellschaftliche Bewußtsein. Ich empfehle, dieses globale Modell wissenschaftshistorisch dem 19. Jahrhundert zu überlassen, zumal für jene frühe Zeit, in der differenzierte Quellen nicht auszumachen sind. (Hennings, ¹³2013)

Menschen eine bedeutende Kraft des sozialen Wandels im Jung-Paläolithikum geworden sein. Als nicht mehr nur von gewohnheitsmäßiger Nähe besonders der Kinder und Eltern ausgegangen wird, sondern mit Positionen wie Mutter-Bruder und Kreuz-Cousine und darüber hinaus die Gruppe strukturiert wird. Aus der gefühlten kleinen Urfamilie – die Schimpansen bereits erkennen – (Tomasello, 2006; Henke/ Rothe, 1999) wird bei rezenten Urvölkern eine zum Teil äußerst komplizierte, aber auch schlagkräftige Organisation, wenn der wachsende Verband strukturiert wird. Hochwahrscheinlich geschieht das innerhalb der Gruppen hierarchisch und zwischen ihnen zuerst egalitär, solange sie nach Totems horizontal, parallel gegliedert sind: alle Gruppen sind im Sinne segmentärer Gemeinschaften (Durkheim) gleich strukturiert, bevor die Entwicklung zur sozial-differenzierten Gemeinschaft sich durchsetzt und dann eine vertikal geschichtete Struktur bildet. Wann immer es möglich war, ist von Seßhaftigkeit auszugehen. Schon das Lager von Homo erectus bei Bilzingsleben vor 350.000 Jahren verweist darauf. Und wo ein guter Siedlungsplatz gefunden war, mußte und konnte vielleicht irgendwann anderen Gruppen der Zugang verwehrt werden. Oder die eroberten den Platz. Sammeln sich zu viele Menschen, wurde die besondere Lage wieder zerstört... Aus der Institutionalisierung der verwandtschaftlichen Organisation ergeben sich vielfältige denkbare weitere Transformationen steinzeitlicher Gemeinschaften, etwa in Richtung von Herrschaft mittels Häuptlingssystemen. Oder auch über die parallele Entwicklung des Religiösen, um noch ein weiteres Beispiel einer Wirkkraft zum sozialen Wandels anzusprechen.

Religiosität

Zusammen mit einer allgemeinen Institutionalisierung entwickelte sich wahrscheinlich das Religiöse entsprechend, das natürlich auch eine Institutionalisierung erfährt; aber doch mit eigenem Charakter. Mit ihm werden die unhinterfragbaren göttlichen Gewißheiten mobilisiert. Nicht zufällig kommen in Sumer Tempel und Palast in ein Spannungsverhältnis, vielleicht deuten die zwei Götterfiguren am Göbekli Tepe schon darauf. Zur Definition des Religiösen reichen für das behandelte Thema einige Hinweise aus, um mich verständlich zu machen, ohne in die Religionssoziologie hinein zu geraten, und bevor weitergehend nach dem Heiligen, dem Numinosen, der Göttlichkeit gefragt wird.

Als Grundlage des Religiösen ist eine generelle Mystifikation der Umwelt zu bedenken, wenn also Menschen alle Erscheinungen der Welt als Subjekte oder handelnde Kräfte empfinden, allerdings in abgestuften Formen, zuerst vielleicht sehr wenig, mehr gefühlt als ansatzweise bestimmt, dann differenzierter bis hin zu in Mythen/ Ideologien eingebundene GöttInnen. Sehen Menschen höhere Mächte in Form magischer Geistwesen, ist hier generell von *Religiosität* die Rede, selbst wenn sie in frühen Formen mehr als vage Natureigenschaft empfunden worden sein mag, noch nicht als institutionalisierte Religion. Beispielsweise als unwillkürliches Ducken bei Blitz und Donner, oder wenn der

Wind raschelnd durch das Gesträuch braust. Erst sehr viel später wurde vielleicht ein Windgeist erkannt/ benannt, später die Göttin des Windes in einer konzeptuellen Religion. (noch Da Vinci zeichnet einen Gott des Windes; Arasse, 2005: 438) Nun entsteht allerdings ein definitorisches Problem. Wenn schon Kinder mystisch zu denken beginnen, besser: ihr Denken als ein bereits mystisches Denken beginnt, dann bedarf es aus dieser Sicht einer Einschränkung zur Religiosität, die auch aus einer zweiten Sichtweise noch nötig wird, aus der des Alltagsdenkens, wenn mal gerade kein Geistwesen umherschwirrt und nur eine banale Situation besteht. Das wäre trotz des mystischen Grundverständnisses noch nicht religiös. Es bedarf wohl der Ergänzung, sich *ausdrücklich* jenen Geistwesen des mystischen Bewußtseins zuzuwenden, sei es im eigenen Denken oder dem des öffentlichen Denkens einer Kultur. Ob beziehungsweise ab wann Kinder in diesem Sinn ausdrücklich religiös denken und handeln, müssen wir für mein Thema nicht klären – scheint mir –, das Problem mag hinreichend verstanden sein, zumal wir inhaltlich das Numinose gleich noch weiter erkunden. Aber wir sehen nicht nur auf ein Definitionsproblem, sondern generell auf das oben angesprochene Problem mit modernen Begriffen alte Situationen zu erfassen.

Gäbe es eine religiöse Entwicklungslinie, dann hätte die wohl bis hin zu Gottvater Zeus sechs typische Stationen:

- erstens* unbenannte prä-mystische Formen; Typus: *schlichte* WildbeuterInnen, bis zu: *Älteren WildbeuterInnen*,
- zweitens* dann verdichtete mystische Naturreligion mit benannten Geistwesen, wahrscheinlich schon mit entsprechendem Personal: HeilerInnen, bis zu: *Jüngeren WildbeuterInnen*.
- drittens* entstehen erste GöttInnen aus diesem Kreis der Geistwesen mit PriesterInnen in *sozial-differenzierten* Gemeinschaften. Danach muß
- viertens* eine *bäuerliche* Religion bedacht werden, die bis ins frühe Süd-Mesopotamien reichen konnte. Es folgt
- fünftens* ein größeres Pantheon in sozial geschichteten Städten. Noch im alten Griechenland finden wir
- sechstens* unter dem Obergott Zeus die mächtigen OlympierInnen; immer noch ergänzt durch eine Unzahl weiterer Geistwesen zu jedem nur denkbaren Zweck.¹

Ich führe die Reihe ganz bis Griechenland, weil sich eine interessante Entwicklung am Göbekli Tepe dann sehr deutlich zeigt: schon dort erkennen wir ein großes Pantheon, das strukturell dem in Sumer und sogar dem des klassischen Griechenlands zu entsprechen scheint: etwa ein Dutzend kleinerer Geistwesen überragt von zwei Obermackern. Oder sollten wir am älteren Göbekli Tepe (Schicht III) von drei gleichzeitig nebeneinander bestehenden Stätten mit an die 50 GöttInnen ausgehen? Ich bleibe gedanklich beim kleinen

¹ Danach folgen noch der monotheistische Gott, die Menschwerdung Gottes und die Verinnerlichung Gottes (Luther, Calvin), bis das Denken dann langsam klarer wurde.

Pantheon der Anlage D. Jedenfalls von der Situation in Mesopotamien scheinen sich die alten Griechen diesbezüglich nicht substantiell zu unterscheiden. Zeus – übrigens ein ähnlich mieser Typ wie sein Schützling Achill – findet einen Vorläufer in Babyloniens Marduk mit dessen unter ihm stehenden Versammlung der GöttInnen, die nicht mehr eine von Gleichen ist, wie noch in Sumer. (Vieyra, 1977) Er unterwirft die ursprünglicheren (Erd-) Geister. Eine Ähnlichkeit zum Pantheon der Harran-Ebene scheint in dieser Sichtweise nicht zu übersehen. Besteht es durchgängig bis zum alten Griechenland? Schwer vorstellbar. Es sei daran erinnert, daß ich beim Göbekli Tepe von einem *geistigen Zentrum* ausgehe, das durchaus profane Aufgaben versehen konnte, die aber kaum ohne religiöse Bezüge durchgeführt werden konnten.

Mystische Geistwesen zu erkennen, ist offenkundig *Folge* früher Ontogenese in der geistigen Aneignung der Welt. Später geht es um das reale Erfassen des Lebens und der Umwelt. Der über die Vorstellung von Geistwesen als Bestandteil des eigenen Lebens hinaus bewußt weiter entwickelte und reflektierte Glaube an GöttInnen im Rahmen der bestimmten Religion einer Gemeinschaft ist dann eher *Zweck*: wie zur Unterdrückung der Frauen, oder allgemein zur Stützung von Autorität oder Herrschaft. Die jeweilige Form einer Religion entwickelt sich mit Riten und Kulturen, doch das mystische Denken führt unabhängig zu stets ähnlich bleibenden Vorstellungen. Mystisch-magische Geistwesen erscheinen als naturwüchsige Kräfte, sie sind einfach da wie alles in der Welt, zuerst weniger noch als eine Naturreligion. Sie zu beeinflussen ist vielleicht die Geburtsstunde der HeilerInnen, die sich mit diesen Kräften in Eins setzen, um beispielsweise Beisetzungen rituell zu begleiten, oder durch selbst-hypnotische Verfahren, wie sie aus schamanischen Riten Sibiriens bekannt sind, ins Tierreich zu wechseln und dort für eine gute Jagd zu werben, oder zur Entfernung des Bösen aus dem Körper eines Menschen.¹ Doch Hypnose scheint nicht zwingend, auch Drogen sind nicht nötig (wenn wahrscheinlich auch früh bekannt, weil wohl alle Pflanzen geprüft werden). Bald machen sie sich in ihrer Gemeinde wichtig und erzählen: vom Wind, Donner oder der Sonne und warum die Menschen der geistig-religiösen Kraft gehorchen sollen, gefährliche göttliche Mächte, die sie – die HeilerInnen – beeinflussen könnten, und daß sie – die einfachen Menschen – die religiösen Symbole ehren und anbeten mußten. Die Opferhandlung nicht zu vergessen, bei der durch die gemeinsame Speise mit den GöttInnen die Gläubigen sich eins mit ihnen fühlen, wie beim Regenmachen rezenter Maya. So entsteht ganz langsam die Institutionalisierung des Religiösen über den ihr zugewiesenen Sinn, hinter der Interessen von Menschen stecken, die Macht ausüben, die wiederum zur „politischen“ Macht führen kann. In solchem Kult oder Ritus wird auch die religiöse Kraftentwicklung jeweils erneuert, indem etwa die

¹ Gegenstände aus einem kranken Körper zu saugen, was als real vorgetäuscht wird, ist der erste Hinweis, daß diese Leute um die Symbolik ihres Tuns wissen, obwohl es auch für die ZauberInnen sicher in ihrer Lehre heilige Gegenstände waren, mit denen die Krankheit aus dem Körper gelockt werden konnte, die Geistwesen wurden selbst getäuscht.

jährliche Befruchtung der Ur-Welt nachgespielt wird, wie durch die Heilige Hochzeit zwischen Inanna und Dumuzi. Entwickelt sich beispielsweise der Wind zu einer Kraft, die der komplexeren Erläuterung bedarf, daß er etwa Himmel und Erde aktiv trennt, damit dazwischen Leben entstehen kann und möglich bleibt, ist er – in Mesopotamien – zu einem von mehreren GöttInnen geworden, die die Welt erschufen; hier beginnen die Mythen, in denen wir nun tatsächlich eine geistig-religiöse Entwicklung erkennen können, wie im Profanen mit der Schriftform der Mythen (und später mit den Epen über die Helden/ Heroen). Und mit ihnen sind wahrscheinlich, zumal bei Anbetungsformen mittels Skulpturen und in Tempeln, die GöttInnen und PriesterInnen zur Erklärung dieser bestimmten Religion entstanden und haben die HeilerInnen zusammen mit der älteren Lebensweise verdrängt, wie es einige Mythen, und in Griechenland noch die (religiös verstandenen) Tragödien zeigen: die Überwindung der ErdgöttInnen durch die OlympierInnen als Hoch-GöttInnen mit dem Big-Boß. Mittels einer solchen Darstellung wird beispielsweise über die Verrechtlichung des athenischen Stadtstaates gehandelt – also über den damaligen Prozeß der Institutionalisierung –, wenn ein Preisträger der Tragödiendichtung das neue Gerichtswesen gegenüber den nach alten Vorstellungen Rache fordernden Erdgöttinnen als nun vorrangig betont und in diesem Sinne mit seinem Epos reale Politik macht, wie Aischylos (Die Eumeniden; die aufgeführten Tragödien wurden im Wettbewerb bestimmt).¹

Gab es hinreichend lange vor dem Bau des geistigen Zentrums schon so etwas wie eine aus der Welt von eher diffusen magischen Geistwesen ausdifferenzierte GöttInnengemeinschaft, an die viel später jene Mythen Sumers anbinden?² Entstanden die Anlagen auf der Basis von Vorstellungen, die eher noch weniger „Rationalität“ kennen als sich in den Mythen Sumers findet, so um sechstausend Jahre später? Mythen, die allerdings geglaubt und weitergegeben werden konnten, insofern auch eine gewisse zeitgemäße Rationalität im für uns irrationalen Märchen zeigen mußten; tendenziell rational im traditionellen Denken, wie noch in „Grimms Märchen“. Daß eine Rationalität in unserem modernen Sinn im Inhalt der Mythen, in den großen Glaubenssystemen von Ägypten, Mesopotamien bis hin nach Griechenland fehlt, läßt zudem erkennbar nicht den Schluß zu, es gäbe sie dort auch nicht im Alltag. Allerdings geschieht beispielsweise die handwerkliche Arbeit, später vor allem die Bearbeitung des Metalls mit dem magischen Feuer, im Rahmen religiöser Handlungen. Die Geistwesen und GöttInnen überwachen alles; Pichot

¹ Bachofen hat in diesem Stück eine andere Institutionalisierung gesehen: die griechische Überwindung des „Mutterrechts“, weil beim Freispruch des Muttermörders Orest nun die Vaterschaft als wichtiger als das mütterliche Gebären angesehen worden sei. (Wesel, 1980) Meinerts (o. Jg.) verweist auf beide Interpretationen; Athene gründet zugunsten Orests den menschlichen Gerichtshof: Aeropag.

² Etwas abgesondert wegen der geografischen Lage inmitten von Wüsten und dem Meer entwickelte sich Ägypten, wo frühe mythische Texte in Gräbern eingemeißelt überliefert sind: ab circa 4.500 bp; überlieferte Texte in Sumer ab 4.150 bp; entstanden ist die Schrift in Sumer offenbar etwas früher.

zitiert für Mesopotamien Rezepte für Metallverarbeitung, in denen die nötigen Gebete enthalten sind. (1995) Galt Vergleichbares schon für die frühen Bilder in den Höhlen? Kaum.

Zu fragen ist auch nach der Verbindung des Totengedenkens mit der Religiosität und andersrum, nach dem Umgang mit den Ahnen. Pfälzner (2001) hat mit seinem ethno-archäologischen Ansatz bestimmte archäologische Funde mit Hilfe reflektierter Beobachtung rezenter Ethnien erklärt und dafür westafrikanische Ahnenkulte untersucht und mit jenen aus dem historischen Vorderasien verbunden. Die Opferplätze vor oder im Hause dort erkennt er etwa in Jericho wieder, wo Schädel gefunden wurden, die zum Teil übergipst und damit haltbar und anschaulich gemacht worden seien. Er sieht schon im Fund eines nicht so präparierten Schädels eine Ahnenverehrung, die in einem Wohnraum stattgefunden habe. Im Hule-Tal in Palästina fanden sich (PPNB) zwei übermodellerte Schädel in einem Wohnhaus in Verbindung mit der Herdstelle, die Pfälzner ebenfalls als Ahnenkult interpretiert. Auch für Ain Gazal in Jordanien, eine der größten Siedlungen ihrer Zeit, wird von ihm – gegen die Interpretation des Ausgräbers Rollefson – für einen häuslichen Ahnenkult plädiert. Es gäbe weitere, jüngere Beispiele für Ahnenkult (etwa Tall Chuera, Syrien). Ich verweise noch auf Çatal Hüyük. In Anatolien hatte Ausgräber Mellaart eine lange Reihe von Gebäuden als Heiligtümer charakterisiert, die von Pfälzner jedoch ebenfalls als Wohnräume mit Hinweisen auf Ahnenkulte der Familien interpretiert werden, was der Anlage sehr viel plausibler entspricht. Abschließend sei noch auf die Möglichkeit verwiesen, es habe nicht nur „Familien-Altäre“ gegeben, sondern dazu einen vielleicht dynastischen Ahnenkult einer politischen Elite.

Am Göbekli Tepe mußten den Leuten vor allem die beiden herausgestellten Haupt-T-Pfeiler in ihrer religiösen Bedeutung erläutert werden, ob einfache Leute nun Zugang in die Anlage hatten oder nicht. Sonst macht Religion wenig Sinn, und für nur eine Geheimgesellschaft erschaffen sieht sie nun nicht aus. Wen stellen sie dar, warum diese beiden so groß und andere nicht? Wie ist der geistige Zusammenhang mit den weiteren Wesen im Mauerrund? Von einer vom Selbstbild der PriesterInnen unterschiedenen Darstellung kann nicht ausgegangen werden, die glaubten was sie erzählten. Allerdings wissen wir nicht, ob diese GöttInnen zusammen mit dem geistigen Zentrum im jenem Stamm installiert wurden oder womöglich bereits viel älter waren? Stand irgendwo schon eine Holzkirche? So wie die bekannten griechischen Tempel (werktreue !) marmorne Nachbildungen von Holzgebäuden sind? Doch es gibt – so weit ich sehe – keine noch früheren Hinweise in der Geschichte auf GöttInnen (bewiesen sind sie auch hier nicht). Für jene Zeit der Proto-Neolithisierung magisch-religiöse Welten zu sehen und noch keine Religionen, scheint auch Konsens in der Wissenschaft zu sein. Doch am Göbekli Tepe stehen wir plötzlich vor zwei männlichen Haupt-Göttern! Zwei rein weltliche Denkmäler in des Rundes Mitte kann ich mir jedenfalls nicht vorstellen. Wo mögen die hergekommen sein? Einerseits kaum als direkte Abbildung sozialer

Verhältnisse, andererseits nicht ohne Bezug auf diese, ist zu vermuten, jedenfalls aus dem traditionellen Denken heraus sind sie entstanden. Doch wenn das Wetter und damit die Natur sich änderte, dann stellte sich jenen Menschen die Frage nach dem Ganzen ihrer (kleinen) Welt, dann stellte sich die Frage nach der verantwortlichen Kraft. Da auch die Welt traditional als Subjekt verstanden war, führt diese Frage nach der Ursache dieses Übels, zu eben seinem Ursprung, und das konnte nur göttliche Kraft sein, die das Ziel – diese Welt – erschaffen hatte.

Die erkennbaren Fähigkeiten am Göbekli Tepe scheinen den mesopotamischen Stadtkulturen in gewisser Weise näher zu sein, als es die Jahrtausende währende Distanz auf den ersten Blick vermuten läßt, (gefühlte) näher als die Distanz zu einfachen WildbeuterInnen ohne ausgeprägte soziale Struktur. Daraus entsteht die Neigung, mit dem geistigen Zentrum eine erste Zivilisation, eine qualitative Differenz zum Früheren zu sehen; aber wir finden wahrscheinlich nie das erste Objekt seiner Art und der Göbekli Tepe mag (kleinere?) Vorbilder gehabt haben. Obwohl es keinen Hinweis gibt, in Sumer könne „irgendetwas“ von dort oben, vom möglichen Berg Doku, übernommen worden sein. Das war auch nicht nötig, weil die Grundlagen mystischen Lebens überall sehr ähnlich sind, und die Götter an beiden Orten entsprechende Funktionen zu übernehmen hatten. Unger-Dreiling faßt die Vorstellung zu einem Hochgott so zusammen: (1) keine bildliche Darstellung, weil er – emotional gesehen – der sichtbare Himmel sei, was sichtbar ist, brauche kein Abbild; (2) kein weibliches Gegenstück, da er per Definition männliche Fruchtbarkeit ist (abgeleitet von Wasser/ Zeugungsflüssigkeit). (3) Der Hochgott wacht über Sittlichkeit und kosmische Ordnung, die dem organischen (traditionalen) Weltbild zutiefst sittliche Verpflichtung sei; (4) er ist universell verbreitet, denn der sichtbare Himmel sei über allen Biotopen der Erde ein und derselbe. (1966) Auch im Namen: Inanna steckt etwas Himmel und ihr Zikurat in Uruk stützt diesen ebenfalls. Dies weitergedacht frage ich mich, ob die gesichtslosen Köpfe der T-Pfeiler zugleich eine materiale Entsprechung des Himmels sind, in der sich Himmel und Kopf durchdringen, so wie in Ägypten die Göttin Nut ihren Leib über die Welt spannt? Kann so die Gesichtslosigkeit verstanden werden?

Im mesopotamischen Mythos sind die Menschen zur dienenden Arbeit für die GöttInnen von jenen überhaupt nur geschaffen worden; doch dann nerven sie durch Lärm (als Nebenfolge), stören die Ordnung, und sollen per Sintflut wieder ausgerottet werden, ein Gott – vermutlich sieht er eine Karriere als oberster Menschengott – petzt aber: Auftritt des sumerischen Noahs, der später Gilgamesch den Weg zum Kraut ewigen Lebens zeigt, dessen Nutzung der aber verpennt. Setzen solche Vorstellungen, wie dieser Konflikt zwischen den GöttInnen, nicht Herrschaft von Menschen über Menschen oder zumindest starke soziale Machtpositionen und verschiedene, wenn nicht geschichtete GöttInnenfraktionen voraus? Weil Religionen nur zusammen mit real bestehenden sozialen Figuren entstehen können, wie verbrämt/ irrational

auch immer? Wenn an diese Ursprungs-Mythe Summers der Maßstab Dux⁴ hinsichtlich der Positionierung der Geschlechter angelegt wird, läßt sie sich als Hinweis auf die Übernahme der Macht durch den Tempel der Stadt interpretieren: aus der Leere/ Chaos entstanden zwar die Erd- oder Ur-GöttInnen, auch mit Aufgabengebieten in der Natur, wie dem Wachstum der Pflanzen, doch erst der Tempel, die Priesterschaft, bringt die *Ordnung* in die reale soziale Macht der Gemeinschaft. Es sind wohl wieder primär die Männer/ Priester, die hier legitimiert werden, während die Gemeinschaft „weiblich/ chaotisch“ verstanden ist, stelle ich mir vor. Doch die Übernahme der Macht wird durch eine Göttin symbolisiert: Inanna als noch starke, aber letztlich männlich beherrschte Kraft vielleicht. Legitimiert wird zugleich die Tempelwirtschaft in (weit gefaßt) analoger Form zu einer Art Lehnsherrschaft und der göttlich bestimmten Ausbeutung mittels der Arbeitskraft. Gilgamesch oder: der Palast begehrt gegen eine zu starke religiöse Macht auf. Aber das ist alles viel später.

Wie sind solche Geistwesen/ GöttInnen beziehungsweise die damit verbundene Religiosität generell verstehbar? Hübner (1985) sieht in seiner Studie zum religiösen Empfinden der mythischen Zeit Griechenlands einen gewissen Bruch von den frühesten Mythen hin zur dann reflektierteren Mythologie der griechischen Klassik, die sich vielleicht wiederum als neues Weltbild fassen läßt, ein Übergang, wie ich ihn mit dem Göbekli Tepe verbinde. Für die griechische mythische Zeit wird verständlich gemacht, was dort unter Göttlichkeit verstanden wurde: eine ständige und auch örtlich überall gleichmäßig die Gemeinschaft, die Welt durchdringende Kraft oder (nicht-materielle) Substanz; offenbar wenig verschieden von Sumer und selbst früheren Zeiten, wie auch noch bei rezenten Urvölkern. Lévy-Bruhl fand bei ihnen allgegenwärtige „mystische Kräfte“. (1959) Einzelne GöttInnen konnten deshalb überall gleichzeitig auftreten, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten. Ähnlich versteht Wilson es für Ägypten. (1954) Auch hier gilt, was Assmann für das alte Ägypten sagt, die Anbetung der GöttIn im Ritual mache die PriesterIn selbst zur GöttIn, die deshalb in ihrem Sinne (als Identität) wirken könne; wir sahen das beim Frühlingsfest in Sumer (aber auch beim Regenmachen der Maya-Nachfolger). Dort werde das *Wort*, das der Priester im Kult spricht, zu einer besonderen Kraft, und „*im Augenblick der kultischen Handlung zur Götterrede*“. (2010: 30ff) Steinert meint, Götter in Mesopotamien seien nicht als übernatürlich verstanden worden: „*Götter, Geister und Dämonen ... manifestierten sich in Naturerscheinungen und -kräften oder werden in Naturmetaphern beschrieben*“. (2012: 257)

Dieses schwer zu beschreibende Göttliche/ Numinose – meint Hübner – konnte sich (!) auch „verdichten“ zur Person, zum Tier (Zeus als Ledas Schwan etwa) oder was immer (Epiphanie). Sie blieben dennoch Bestand-Teil jener numinosen Kraft. Jedes Teil sei das Ganze, in jeder Ähre sei die Göttin Demeter, in jeder Scholle Gaia, in jeder Rüstung (wie im erbeuteten Kopf) der Ruhm des früheren Trägers (weshalb in der Ilias immer die Rüstung des

erschlagenen Gegners eingesammelt werden muß, wozu auf dem Schlachtfeld auch Muße ist); damit wird von Homer auch eine besondere Individualität beschrieben. Es erscheint immer derselbe Gott, allerdings in verschiedenen Formen, so wie gerade auf ihn gesehen wird, bei der Ähre Demeter, beim Blick auf die Scholle eben Gaia... Auch ein Name für etwas sei Teil des Ganzen, hören wir wieder. Aus diesem Immer-Alles-Überall ergab sich jenen Menschen auch die Vorstellung des Gemeinsamen in der sozialen Einheit: eine Sünde, ein göttlicher Fluch oder dergleichen beschädigte nicht nur einzelne direkt Betroffene, sondern die ganze Sippe und gegebenenfalls das Gemeinwesen, die wiederum durch etwas wie eine gemeinsame Ehre in diesem Göttlichen verbunden sind, und dann entzündigt werden müssen (wie vielleicht Korinth nach dem Skandal um Medeas Kindsmord). Das sind Vorstellungen, die viel später noch bei den alten Germanen bestehen, (Grönbech, 1954) aus denen sich zum Beispiel auch die Blutrache zwischen den Sippen ableitet. Die besteht offenbar weitgehend universal, was wieder auf eine gemeinsame traditionale und mystische Logik, auf die geistigen Strukturen verweisen kann.

Die wechselnde Bedeutung einzelner GöttInnen ist in weiter entwickelten Mythen nicht selten, bis hin zu Zeus, der gleich eine ganze Gruppe auf dem Olymp anführt, nachdem die ErdgöttInnen (und die Frauen auf dem heiligen Gipfel) an Bedeutung verloren. Einige der älteren Geistwesen werden – bei Vermischungen der Völker, etwa als Wanderungs- und/ oder Kriegsfolge – auch miteinander verbunden (Synkretismus). Ob sie nun in Sumer *An, Enlil, Ninhursag* und *Enki* heißen (die Anunna-GöttInnen), in Babylon aus *Enki* dann *Ea*, aus *Enlil* dann *Marduk* wird, der das Urgeschöpf, das äußere bittere und weibliche (!) Urmeer *Tiamat* hinschlachtet, um daraus Himmel und Erde zu machen, das alles hat gemeinsame Wurzeln in der Struktur traditionellen Denkens. Auch in Ägypten wird im Schöpfungsmythos mittels der Urzeugung zuerst mal Himmel und Erde getrennt; der entstehende Urhügel findet sich wiederum (identisch) unter jedem Tempel des Landes.¹ In Kalifornien wurde bei einem Stamm alljährlich in jedem Dorf ein Bussard getötet und furchtbar geschunden, um ihn geistig zum Leben zurückkehren zu lassen; in allen Dörfern war es ein und derselbe Vogel. (Lévy-Bruhl, 1910)

Die religiösen Riten am Göbekli Tepe haben sich, wenn wir den (ersten) Bau als relativ plötzliches und singuläres Ereignis begreifen, kaum von allein geändert, nicht schleichend an neue Verhältnisse angepaßt. Für eine solche Anstrengung muß es wohl einen Grund gegeben haben, einen religiösen, mystischen Grund, beziehungsweise etwas so Verstandenes. Viele Entscheidungen waren nötig, um die Dramaturgie der Anlage zu bestimmen. Wie hätten sonst die Baumeister und Bildhauer die Symbolik entwerfen können? Nein, das sollen wir uns schon sehr konkret vorstellen: „Sitzungen“ mußten stattgefunden haben, Treffen der Meinungsträger. So wie sich die

¹ Noch in der isländischen Edda des 13. Jahrhunderts kommt ein ganz ähnlicher Mythos vor. Die Trennung von Himmel und Erde ist eines der universellen Motive in den Mythen der Welt. (interim6)

Wichtigen und Großen oder Vorleute in rezenten Urvölkern zusammensetzen, wenn zum Beispiel eine neue Pflanze durch Reisende in die Gemeinde gebracht wird, die nun klassifiziert werden muß, etwa nach der Farbe, deren Bedeutung mystisch wie „medizinisch“ festzulegen, ins bestehende System für alle verbindlich einzugliedern ist. So wie permanent manches mehr zu entscheiden ist, wenn die einzelnen autonomen Familien zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, in der vielleicht Normen entstehen: wann ein Kind leben darf, wann eine „Blutgabe“ die Rache ersetzen kann, um mehr Menschen überleben zu lassen, was das veränderte Wetter bedeuten mag... Oder wie die sich schleichend entwickelnde soziale Differenzierung ihren Ausdruck finden kann, ihre formelle und göttliche Legitimation zwischen dem aktuellen Erfordernis und den Ansprüchen der Ahnen.

Hier wird auch danach gefragt, welche Kräfte die Veränderung der Sozialität jener Gemeinschaften bewirken konnten. Zwei Blickrichtungen sollten dabei unterschieden werden. Die Religion selbst als geistiges Konstrukt kann als von den Menschen gemacht kaum aus sich heraus eine solche Kraft entfalten. Sie entsteht in engem Zusammenspiel mit der sozialen und „politischen“ Entwicklung. Doch gibt es ab der Entstehung von HeilerInnen dann auch personalisierte soziale Kräfte, die an der Institution des Religiösen Interessen entwickeln, so wie im weltlichen Bereich über Ansehen und Macht neue Rollen und gesellschaftliche Positionen gebildet werden. Und es gibt konkrete Anforderungen und Aufgaben, die die Großen mittels religiöser Einschüchterung durchsetzen wollen. Die Frauen wie das Wetter oder das Jagdwild und die Nahrungspflanzen müssen unter Kontrolle gebracht und gehalten werden. Dazu gibt es Konkurrenzen der HeilerInnen/ PriesterInnen durch den mehr oder weniger sichtbaren Erfolg bei heiligen Handlungen oder bei medizinischen Riten. Mächtige Interessen entstehen zwischen den Familien der geistigen Großen. Bis hin zu Machtkämpfen auch zwischen weltlichem und geistlichem Führungs-Personal. Und in diesem Sinne entstehen Wirkkräfte in den Gemeinschaften mit unter Umständen hohem Veränderungspotential. Wie dem nach dem Verlangen „kirchlicher“ Räume, deren Bau die Gemeinschaft weitgehend „umkrepeln“ konnte. Und selbst wenn der Göbekli Tepe bereits das Werk *weltlicher* Führung war, um ihre Fähigkeit angesichts gravierender Änderungen der Welt durch die Eiszeit mittels eines geistigen Zentrums unter Beweis zu stellen, kann das – nach allem was wir wissen – nicht ohne starke Beteiligung der Priesterschaft geschehen sein, nicht ohne starken Ritus. Auch ein geistiges Zentrum war ein heiliger Raum, der Ratschläge als göttliche Offenbarung anbot.

Soziale Differenzierung entsteht in einem komplexen Wirkgefüge insgesamt, zu dem hier wichtige Beispiele angeführt wurden, und ebenso können verschiedene Umwelten, natürliche wie soziale, Anlässe für sozialen Wandel bieten. Etwa mehr im Sinne des Baus eines geistigen Zentrums, um den Folgen des Endes der Eiszeit etwas entgegen zu setzen, oder aber zur Absicherung des Lebens im allgemeinen. Ich meine jetzt nicht eine Festung gegen Feinde, das ist

jedenfalls der Göbekli Tepe nicht, sondern möglichen Waren-Tausch als Grundlage für Reichtum; in Jericho könnte der Wohlstand durch Rohstoffe (Asphalt, Salz) fremde Interessen angelockt haben, von der Mauer wird aber gelegentlich sogar als Hochwasserschutz gesprochen. Zwar ist der Handel mit Salz und Asphalt umstritten, doch in diesen Fällen ist eine gewisse Überproduktion – und damit kommt die Produktion doch noch in den Blick – die entscheidende Voraussetzung für solche Bauwerke auf Basis von Arbeitsteilung, für die einige Menschen von der unmittelbaren Nahrungssuche freigestellt werden müssen. Und Überproduktion ist Reichtum.

Wieder wurden einige Facetten aufgezeigt, die die Jüngeren gegenüber den Älteren WildbeuterInnen kennzeichnen können. Ausgehend von den Bauten und der Kunst am Göbekli Tepe, die am Ende des Jung-Paläolithikums entstehen, war die Entwicklung jener Zeit entsprechend der in der Archäologie gebräuchlichen Epochen vom Aurignacien her nachvollzogen worden. Werkzeug und Siedlungsformen korrespondieren mit der thesenhaft vorgetragenen Ausweitung der Kompetenz jener Menschen. Der Prozeß der Institutionalisierung als die sozialen Lebensweisen verändernde Kraft wurde sichtbar, ebenso konnte die Macht als ein solches Veränderungspotential hin zu den komplexen Siedlungsformen der Jüngeren WildbeuterInnen aufgezeigt werden. Dazu waren sowohl die Denkstrukturen rezenter Urvölker fruchtbar zu machen, als auch die frühen Mythen Mesopotamiens. Das Geschlechterverhältnis unterlag diesen Prozessen und zeigt die Frauen generell als von den Männern bevormundet. Auch eine gewisse Individuation der Person ist für die Jüngeren WildbeuterInnen anzunehmen, was nicht zuletzt in der am Göbekli Tepe sichtbar werdenden Religion nachvollziehbar ist, wo zwei einzelne Götter diese repräsentieren. Im Folgenden wird weitergehend gefragt, in welcher Weise solche Bauten wie das geistige Zentrum in der Harran-Ebene und in Jericho konkret entstehen konnten, baulich, vor allem aber geistig und sozial. Wie kam es bei den Jüngeren WildbeuterInnen zu dieser vielleicht nur einer sozial-differenzierten Gemeinschaft, die diese Leistung erbringen konnte? Wie wurde aus ersten sozialen Rollen eine entsprechende Form arbeitsteiliger Organisation, die in der Lage war, eine Baustelle mit der entsprechenden Verbindlichkeit zur Übernahme der nötigen Arbeiten zur rechten Zeit (einigermaßen) zu gewährleisten?

C. Sozial-differenzierte Gemeinschaft

Prozesse von Ansehen, Macht, Institutionalisierungen oder religiöse Entwicklungen konnten Gruppen der Harran-Ebene, einige mehr andere weniger, über komplexe WildbeuterInnen hinaus voran gebracht haben. Siedlungen hatten die Fähigkeit des Zusammenlebens in größeren Gruppen entwickelt, es kannten nicht mehr Alle alle Anderen direkt, die soziale Kontrolle änderte sich, so etwas wie „Höflichkeit“ mußte gegenüber dem

Mißtrauen gegen Andere zum Standard werden und weiteres mehr. In dieser Situation entstand (zumindest) die eine Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, als mit dem Ende der Eiszeit neue Aufgaben auf diese Menschen zukamen. Mit dem vorgetragenen soziologischen Wissen werden jene Kenntnisse unterstützt, die aus der Archäologie bekannt sind, wie die Verbesserung der Waffen und Werkzeuge oder differenzierte Siedlungsformen und Gebäude mit Vorratsbehältnissen. Nun gilt es weitergehende Veränderungen zu analysieren. Wie endete die Eiszeit, die neue Anforderungen an die Kognition dieser Menschen stellte? Das Pantheon am Göbekli Tepe wird kaum „über Nacht“ jemandem eingefallen sein, sondern mit dem Prozeß der Kognition sich verdichtet haben. Und wie war der Bau konkret zu errichten? In Jericho scheint das einfacher rekonstruierbar zu sein, mächtige Wälle und der Turm. Empirisch ist das Bauen für beide Standorte im Moment nicht weiter zu erschließen. Ich konzentriere mich nun auf den Göbekli Tepe, der ungleich komplexer ist. Die Anlage selbst demonstriert ziemlich deutlich die Existenz einer schon politischen Macht, wenn auch offensichtlich religiös verbrämt; anders war das damals kaum vorstellbar. Und ein Bau mit zwei gleichberechtigten männlichen Hauptgöttern kann kaum anders gelesen werden, als daß es eine Doppel-Führung gegeben hat: einen weltlichen und einen geistigen Großen vielleicht, wie wir es dann ähnlich aus Sumer kennen, aber in Ansätzen auch bei rezenten Urvölkern, meist als Häuptling und Zauberer benannt. Zuerst mußte sich im Zusammenhang mit einer langsam institutionalisierten Führung eine Religion entwickeln, die beide Hauptfiguren legitimieren konnte. Das ist meine These. Nur locker verbundene Gruppen, die gelegentlich sich aus ihren Siedlungen zusammenfanden, oder auch nicht, waren dazu kaum in der Lage. Und aus der Entwicklung des Jung-Paläolithikums heraus scheint diese Verdichtung sozialer Kraft auch gut nachvollziehbar, die ich mit sozial-differenzierter Gemeinschaft verständlich zu machen suche.

Irgendwann war es soweit, einen Plan für das geistige Zentrum zu entwickeln, zuerst geistig-religiös, dann baulich. Ein Entwurf war zu diskutieren. Das höhere Wissen jener Zeit wurde gebündelt, um eine Stätte errichten zu können, die Staunen und die Anerkennung großer Macht vermitteln konnte. Später mußten die Großen Männer beider Sphären die Macht haben, für den Bau des Monuments zuverlässig Arbeitskräfte zu bestellen und sie zu ernähren. Vor allem die heftige Lust auf Fleisch und Fett galt es zu befriedigen, die zudem in jener Zeit die gehaltvollste Nahrung darstellten. Es war wohl oft aus großen Entfernungen in gehörigen Mengen heran zu bringen, da bejagte Tiere in andere Gebiete ausweichen. Wie weit Wildgetreide jahreszeitlich unabhängig zur Verfügung stand, überblicke ich nicht, wie damals tatsächlich konserviert wurde auch nicht. Eine Lösung ist Trocknen: Fleisch wird beispielsweise zu *biltong* verarbeitet, zu schmalen Streifen geschnitten, die dann mehrere Monate, in einzelnen Fällen zwei Jahre halten. (Bartl, 2004) Natürlich können auch einfachere Stämme in der näheren Umgebung zu Frondiensten gezwungen worden sein, wenn in der Nähe noch andere

Menschen lebten, kleinere Gruppen oder Stämme dann wohl. Es wird kaum mehr als diese eine „Großmacht“ in dieser Region gegeben haben. Jericho als Konkurrent gab es wohl noch nicht, es liegt zudem sechshundert Kilometer entfernt. Wenn auch – wie wir sehen werden – ein Stamm von deutlich unter tausend Menschen ausreichte, um die nötigen Arbeitskräfte für die gelegentlichen besonderen Aufgaben zu stellen, ist kaum anzunehmen, eine solche kleine Gemeinschaft hätte „für sich“ mit dieser Anlage begonnen. Viel näher liegt die Annahme eine relativ dichten Besiedelung in jenem Großraum mit durchaus intensiven Beziehungen in die Nachbarregionen, vor allem nach Süden in die Levante, aber auch nach Anatolien und weiter in den Südosten am Persischen Golf, wo sich im Moment die älteste Fundstelle von angebauten Getreide befindet, oder weiter nach Osten. Das gilt schon für den ersten Steinkreis, wieviel mehr aber für die weiteren mit um 200 T-Pfeilern.

Auch die Erforschung der viel jüngeren Städte Süd-Mesopotamiens gibt Hinweise auf diese Entwicklungen an prominenter Stelle. Im Katalog zur Uruk-Ausstellung 2013 in Berlin und Mannheim hat Butterlin die umstrittene These der *Urukisierung* erneuert: es habe bereits im Neolithikum, also nicht lange nachdem der Göbekli Tepe verschüttet wurde und Jericho seinen Turm bekam, ein *Verkehrssystem* in Nord-Mesopotamien gegeben. Damit wird auf eine frühere weitgehende Entwicklung verwiesen als es bisher angenommen wird. Sind die Verkehrswege vielleicht noch älter? Dann wäre es kaum vorstellbar, daß das geistige Zentrum der Harran-Ebene nicht an sie angeschlossen war. Handel über Regionen wird schon für weit früher angenommen. Nicht nur in der Levante, sondern auch von Westeuropa bis Sibirien gab es Austausch; unter anderem stehen die Frauen-Figurinen als Belege dafür, aber auch Schnecken und Muscheln für Schmuckstücke wurden weit entfernt ihrer Ursprungsorte gefunden. Wie sollte Jericho wohlhabend geworden sein, um seine steinernen Großbauten zu realisieren, wenn nicht seine Güter aus dem Toten Meer, Salz und Asphalt, (Roaf, 1998) abtransportiert worden wären? Auch Kupfer wurde ungefähr vor 11.000 Jahren in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien gefunden. (Hinweis Michael Rosenberg) Steine für Werkzeuge konnten getauscht werden, womöglich sogar in vorgefertigter Form; am Göbekli Tepe fanden sich viele Feuersteinabschläge und Pfeilspitzen (aber vielleicht nur oberflächlich). Am Vulkan Karacadağ etwa hundert Kilometer östlich gab es möglicherweise ebenso Obsidian wie an anderen vulkanischen Standorten der Groß-Region bis nach Anatolien hinein. In Nevalı Çori – wo tausend Jahre später auch ein kleineres Gebäude mit T-Pfeilern gefunden wurde – sind 700 kleine Tonfiguren ausgegraben worden; davon 30 Tierdarstellungen, sonst zur Hälfte nackte Frauen und Männer mit Schurz. (Zick, 2008) Da scheint ein großer Bedarf bestanden zu haben – Souvenirs?

Diese letzten Hinweise zielen bereits auf die Entwicklungskräfte, die die sozial-differenzierte Gruppe entstehen ließ. Und das mit deutlich erweiterter Kompetenz gegenüber den Erfordernissen, die komplexe WildbeuterInnen sich aneignen mußten. Wie immer die Funktion des Göbekli Tepe gewesen sein

mag, dort war ein Zentrum für eine große Region entstanden, das allein schon verkehrstechnisch an die weite Welt angebunden sein mußte, stelle ich mir vor. Ob es ein Totemtempel war, (Schmidt, 2008) oder ein Orakel der Steinzeit? Solche Funktionen können durchaus zusammen mit weiteren gedacht werden, wie der Initiation oder schlicht Festen. Vielleicht war es auch ein geheimnisvoller Ort, dem nicht alle nahekomen durften. Jedenfalls war es keine Burg, die Anlagen ließen sich kaum gut verteidigen. Es gab kein Wasser dort oben an den Himmelsstützen, kein Wildgetreide in unmittelbarer Nähe. Menschen kamen wohl mit friedlichen Absichten, und das vermutlich in großer Zahl und von weit her. Vielleicht gab es eine Sicherheits-Garantie zu diesem Zweck, um die Region dorthin durchqueren zu können; eine solche Genehmigung ist beispielsweise von den /Khoisan bekannt; bei den Griechen war Delphi ein solcher Ort. Ein geistiges Zentrum, an dem Rat gesucht wurde angesichts der völligen Veränderung dieser Welt am Ende der Eiszeit, mußte wie andere denkbare Nutzungen im Einklang mit den GöttInnen stehen, mit ihnen verbunden durch Rituale, in denen sie ansprechbar waren. Der eigentliche Prozeß von komplexen WildbeuterInnen zu sozial-differenzierten Gemeinschaften wird zumindest einige Jahrzehnte, eher Jahrhunderte gedauert haben, bis diese Leute sich solche Bauten überhaupt erstmal haben vorstellen können. Damit ist noch nicht verbunden, sie auch konkret planen zu können (noch heute haben viele Menschen Probleme damit, sich Bauzeichnungen ins Reale vorzustellen). Arbeitsteilung wird nicht ersonnen und/ oder befohlen, um solche Anlage zu bauen. Sondern sie mußte lange schon Bestandteil solchen Lebens sein, entstanden aus früh entwickelten sozialen Rollen. So wie auch reale Gebäudeformen geistig weiter entwickelt worden sein werden, bevor die Form der steinernen Kreisbauten in eine größere Dimension umgesetzt wurde; Beispiele gibt es genug. Wir sahen bereits vor 15.000 Jahren solche Vorlagen in Gönnersdorf und auch in der Levante. Runde Pfostenhäuser mit senkrechten Wänden und Mittelstützen, die im geistigen Zentrum eher das große Dach der Welt, den Himmel trugen. Denn der Himmel war vermutlich näher gekommen mit seinen neuen Regenwolken.

Das Ende der Eiszeit

Ein wichtiger, wenn nicht der wahrscheinlichste Kandidat für die Auslösung elementaren sozialen Wandels vor der Zeit des Baus des Göbekli Tepe ist das Ende der Eiszeit – das ist zugleich nominell der Übergang des Pläistozäns ins Holozän, der tatsächlich mit um 11.660 bp angegeben wird. (± 60 Jahre, sehr genau: Wikipedia.de) Also zeitgleich zum Entstehen des Göbekli Tepe um 11.500 bp. Das Tauen, damit die spürbare Veränderung des Klimas, begann deutlich früher. Kann das eine jene Menschen in Nord-Mesopotamien derartig aufwühlende Erscheinung gewesen sein, um ein geistiges Zentrum als Orakel für solche Fragen zu errichten? Ja, läßt sich sagen, das scheint auch in Nord-Mesopotamien spürbar gewesen zu sein. Demnach leitete *vor 14.700 Jahren ein scharfer Anstieg der Lufttemperaturen über Grönland und der*

Meeresoberflächentemperaturen des Nordatlantiks binnen etwa 50 Jahren das Ende der Eiszeit ein. (>Sirocco, 2010) Dann gab es einen weiteren Sprung auf ein warmzeitliches Klima, als mutmaßlich das zuerst im Landesinnere zurückgehaltene Schmelzwasser des Eisschildes in Nordamerika oder der Antarktis den Weg ins Meer fand. (Schmelzwasserpuls 1A; Wikipedia.de) Mitteleuropa geriet verstärkt unter Einfluß atlantischer Strömungen und eine Luftmassenzufuhr aus den Subtropen. Es gibt Hinweise, diese Entwicklung auch auf den Nahen Osten relativ auszudehnen, da die Wassertemperaturen im Mittelmeer und Schwarzen Meer im Sommer noch heute (!) typischerweise deutlich wärmer sind als der Atlantik westlich von Frankreich und England/ Irland. Im Winter trifft das abgemildert auf das Meer vor Palästina zu, nicht aber für das nördliche Mittelmeer im griechischen Raum und schon gar nicht für das Schwarze Meer. Die Aussagen Uerpmanns (2007) unterstützen diese Tendenz. Vor zwölftausend Jahren sei es rasch wärmer geworden, sagen auch Mayer/ Aksoy. (1986) Roaf spricht für die Levante von einem Anstieg der Temperatur zwischen 14.000 und 10.000 bp um fast 10°C. (1998) Auch Bartl sieht eine positive Klimaentwicklung vor 17.000 bis 11.500 Jahren. (2004) Und Benz berichtet von einer nochmaligen spürbaren Verbesserung in nur 20 Jahren gerade ab vor 11.620 Jahren, also innerhalb einer Generation (Eiskernbohrungen in Grönland und der Antarktis). Um vor elftausend Jahren begann nach dem Ende der großen Eiszeit noch eine kleine Zwischeneiszeit über etwa 500 Jahre. Die habe langsam begonnen, in über 100 Jahren, und sei kaum gleich als erneute Verschlechterung des Wetters spürbar gewesen. (2010^b)

Wie äußerte sich das alles am Euphrat in nur kurzer Entfernung von den nördlichen schneebedeckten Bergen? Zum Teil stieg der Meeresspiegel um einen Meter in zehn Jahren; ob aber auch am Euphrat in Nord-Mesopotamien davon Gravierendes zu bemerken war? War das auch so weit weg vom Meer für zwei drei Generationen direkt spürbar, verstärkt durch Erzählungen der Älteren und Übermittlungen der Ahnen? Als ein das Weltbild veränderndes Ereignis scheint das Ende der Eiszeit jedenfalls zum Zeitpunkt im Vorfeld des Baus am Göbekli Tepe denkbar, ja, es scheint kein anderes zu geben, wird von innerer Differenzierung, etwa einer raschen Erhöhung der Bevölkerungszahl, oder von Zuwanderung abgesehen. Bekannte Pflanzen und Tiere verschwanden oder zogen sich nach Norden zurück, neue unbekannte wanderten ein beziehungsweise breiteten sich aus. Wildgetreide konnte sich gegenüber der Kräuter-Tundra stärker behaupten, ebenso Wald, der in Nord-Mesopotamien aber die Gräser nicht so schnell und stark unterdrückte wie weiter im Süden. (Uerpmann, 2007) Das konnten die Erzählungen der Alten wohl rüberbringen. Die Klimaveränderung verlangt nach schützender Führung und wird entsprechend von den Vorleuten genutzt, ihre Positionen zu stärken. Wurde die neue Umwelt gleich als angenehm empfunden? Es gab mehr *Regen*, was Unsicherheit brachte. Die Geistwesen mußten angerufen werden...

Bautechnik

Die zu lösende technische Bau-Aufgabe am Göbekli Tepe war nicht so „sensationell“ wie dann das Betrachten und Empfinden durch jene, die das Bauen nicht erlebten. Viel aufregender ist der Beschluß, diese Aufgabe anzugehen und zu vollenden. Sie bestand vor allem darin, die reduziert menschlich gestalteten GöttInnenfiguren, die Pfeiler mit den T-Köpfen, herzustellen, zu transportieren und aufzurichten. Richten wir unser Augenmerk dabei weiter nur auf einen solchen Rundbau der untersten Grabungsschicht III, auf die Anlage D. Schmidt zeigt einen unfertig gebliebenen flach liegenden Pfeiler, der wohl um die 50 Tonnen gewogen hätte, spricht aber sonst von Gewichtern um die zehn Tonnen für die Standbilder, die nach Fertigstellung bis zu fünfeinhalb Meter aus dem Boden ragten. Sie mußten 100 bis 500 Meter über das Baugelände transportiert werden. (Schmidt, 2003) Auf den Trobriand-Inseln wurden beim Ziehen des Baumstammes für den Bau eines großen Segel-Kanus Lianen und Holzrollen benutzt. (Malinowski, 1979) Das Aufstellen der Pfeiler konnte auch mittels Gerüsten erfolgen, wie sie schon in der Höhlenmalerei Verwendung fanden. Wegen eines möglichen Tabus gegenüber Frauenberührung ist durchaus denkbar, daß nur Männer die Pfeiler bewegen durften, weil schon die Rohlinge „Götter“ waren. Thor Heyerdahl (*1914 - 2002), auf den auch Schmidt verweist, hat auf der Osterinsel die Aufstellung der dort noch größeren Skulpturen untersucht und die nötigen Handlungen auch fotografisch belegt: 180 Männer zogen eine große Skulptur an einen anderen Ort.¹ Von diesem „Modell“ gehe ich aus, obwohl für eine Gemeinschaft, die ein solches Monument errichtet, ohnehin eher deutlich mehr Menschen erwartbar sind, um das Projekt insgesamt zu tragen.

Den Bau zu errichten dauerte schon deshalb einige Zeit, weil an den Pfeilern nur wenige Leute gleichzeitig arbeiten konnten. Es gibt auch einen Platz, an dem unfertige Pfeiler wie auf der Nase oder dem Hinterkopf liegend aus dem Stein geschlagen werden sollten. (2008: 103) Bei diesem Vorgehen, gleichlange Pfeiler aus einer Grube zu meißen, ergab sich auch das „Messen“ aus der Praxis, dazu waren – ohne daß bereits Zahl-Wörter bekannt sein mußten – Körpermaße ausreichend, etwa Daumenbreite (Zoll), Fuß, Elle; es sind dort wohl konkrete Daumen, Füße, Unterarme gewesen – oder was immer.² Zuerst

¹ Das geschah, indem eine zwölf Tonnen schwere Figur in einem Rhythmus immer leichter an einen anderen Platz (ohne Rollen) gezogen wurde. Das Aufrichten einer gestürzten Figur zurück auf ihre Plattform – die Figuren der Osterinsel stehen selbständig ohne eingegraben zu sein – wurde von zwölf Inselbewohnern vollbracht, indem sie Hebel ansetzten und jeweils kleinere Felsbrocken unter den oberen Teil der Figur schoben, so daß eine Rampe entstand, bis die Figur etwa mit einer Schräglage von 45 Grad lag und mit Seilen aufgerichtet werden konnte. Das Herausmeißen einer Skulptur aus dem Fels (in anderer Weise als am Göbekli Tepe) wurde ebenfalls über einige Tage hinweg getestet, es ergab sich: für die Herstellung einer vier bis sechs Meter hohen Figur würden sechs Männer wohl etwa ein Jahr brauchen; für mehr Leute war auch kaum Platz. (Heyerdahl, 1963)

² Der erste bekannte Maßstab ist die Nippur-Elle, gut viertausend Jahre alt, mit etwa 52 cm. (Wikipedia.de) Zoll-Maße wurden auf dem Festlandeuropa bis zur Französischen Revolution benutzt, als das Urmeter als Dezimalsystem weitgehend zur Norm wurde.

wurde begonnen, schmale Räume zwischen den Platten auszumeißeln; sie werden mit Feuerstein-Meißeln nach unten getrieben worden sein, die mit Hölzern verlängert wurden. Eine der Langseiten einer solchen etwa zwei Meter tiefen Grube mußte breiter ausgemeißelt werden, weil dort Leute auf den Boden der Grube hinunter mußten, um von der Seite den ersten Pfeiler unten frei zu schlagen. Er war dazu abzustützen, bevor das restliche Ende vom Grund gelöst werden konnte. Um einen 30 Tonnen schweren Rohling für einen großen Pfeiler der Anlage D herauszuhebeln ($6,0 \times 3,0 \times 0,6 \text{ m je } 2,7 \text{ t/m}^3$), könnte der Rohling nach seiner Lösung vom Fels ein kleines Stück auf die Seite geneigt worden sein, bis er an der nahen Felswand der Grube oder am nächsten Pfeiler anlag. Dann wurden kleine Steine darunter gestopft, um als nächstes den Rohling auf der unteren Schmalseite über diese Steine zur anderen Seite zu kippen, wobei er auf der Unterfüllung ein kleines Stück nach oben gehebelt wurde, und so fort. So „schwamm“ er durch die Verfüllung der Grube Stück für Stück nach oben, bis er auf die Seite gelegt werden konnte. Das wäre eine Möglichkeit, eine andere wäre komplexer mit Hebeln vorstellbar. Eine Grobbearbeitung wurde vielleicht gleich nach dem Ausheben vorgenommen, um den Transport zur Bildhauerwerkstatt zu erleichtern. Dann sind gut zehn Tonnen beim Transport auch für die großen Pfeiler realistisch. Später wurden die Pfeiler wohl mit Seilen (und vielleicht Holzschlitten oder -rollen?) an ihren späteren Platz gezogen und auf ihr Endmaß zugerichtet, geschliffen und dazu die Flach- und Hochreliefs ausgefertigt, für die vorher eine Ausbuchtung am noch rohen Stein geplant werden mußte. Möglich ist für die Erstellung der großen Pfeiler der Anlage D auch ein anderer Weg: als die felsige Bodenfläche plan gemeißelt wurde, blieben zuerst vielleicht zwei Kuben (wie Tische) stehen, wie der erwähnte unfertige 50-Tonnen-Pfeiler angelegt war, dann wurde von den Seiten her die breite Unterseite rundum weggeschlagen. So war kein langer Transport nötig. Aber es mußte eine Stelle mit geeignetem Fels vorhanden sein.

Durch die Übernahme der Zahl von 180 Männern als Modell für die schwersten Arbeiten ergibt sich eine Stammgröße von etwa 750 Personen. Um 180 von ihnen zum Ziehen gleichzeitig dort zu versammeln, mußte etwa um das Vierfache an Menschen als deren Familien zusammen kommen. Das scheint machbar, wenn die gezeigte Tabelle zum „Hypothetischen Stamm mit 100 Personen“ vorausgesetzt wird; statt 25 Männern wären es nach dieser Tabelle 30 Männer pro Hundert Personen, wenn von einer Beteiligung der 15 bis 29-jährigen Männer ausgegangen wird. Selbst wenn eine sammelnde und jagende Gruppe oder Gens von durchschnittlich 50 Personen unterstellt wird, was für die modellhaft gedachten einfachen WildbeuterInnen eher zu viel ist, wären 15 Gruppen zu koordinieren gewesen; auch 25 Gruppen je 30 Menschen scheinen unproblematisch, da ein großes fruchtbares Gebiet zur Verfügung stand, aus dem sie kommen konnten, selbst wenn sie noch in kleineren Lagern gelebt hätten, und ohne schon die Gesamtfläche der späteren von Schmidt angenommenen Kultgemeinschaft mit dem Radius von 200 Kilometer

anzunehmen. Auch ein Bautrupp von 500 Personen, wovon Schmidt spricht, (nach Zick, 2008) scheint möglich. Für die Bevölkerung einer größeren Siedlung war das also kein extremes Problem. [Kasten D]

Kasten D: Stammgröße

Hypothetischer Stamm mit 100 Personen bei WildbeuterInnen; zitiert in Helbling (1987)

Altersgruppen: *Personen*

0 - 4:	22	5 - 9:	18	10-14:	14	15-19:	12	20-24:	10	25-29:	8
30-34:	6	35-39:	4	40-44:	2	45-49:	2	50-54:	2	55---:	2

Dauerhaft wurden auf der Baustelle so viele Leute eher nicht gebraucht, weil zu einem guten Teil spezialisierte Steinmetze arbeiten mußten, die den Zeitablauf bestimmten. Die Stemmwerkzeuge mußten dazu immer wieder neu hergerichtet werden. Ob das schon in „Serie“ arbeitsteilig geschah? Wir müssen auch bedenken, daß es vielleicht noch nicht möglich gewesen ist, einen in unserem Sinne verstehbaren Zehn-Stunden-Tag lang zu arbeiten. Vielleicht wurden – wenn die Arbeit freiwillig geschah und nicht durch Fronarbeit – größere Pausen eingelegt. An welchen Objekten mögen die Steinmetze ihr „Handwerk“ gelernt haben? Bei kleineren Arbeiten zuvor? Im noch unausgegrabenen Teil des Hügels? Schmidt fand nur ein „Bildhaueratelier“. (2008) Es ist vorstellbar, daß besonders große Arbeitseinsätze anlässlich gemeinsamer Feste oder Rituale durchgeführt wurden. War schon die Tag- und Nachtgleiche bei Winter- oder Sommer-Sonnenwende bekannt, um Feste daran zu orientieren? Wurde in Monden gezählt? Hinweise auf Himmelsbeobachtung gibt es bislang nicht.¹ Um an die tausend oder auch zweitausend Menschen unterzubringen, konnte eine größere Siedlung ausgereicht haben. Doch während des Bauens mußten die Arbeiter wohl vor Ort gelebt haben, ein täglicher Fußmarsch vom heutigen Urfa aus ist kaum vorstellbar. Ob es schon eine zentrale „Küche“ gab? Für die einfacheren Arbeiten des Sammelns von Steinen und des Errichtens der Mauern und dergleichen war dann eine große Zahl an Menschen einsetzbar, zumal wenn – wie Schmidt annimmt – zuvor an langen Mauern Erfahrung gewonnen wurde, um Tierfallen und Schutzwände vor Wildgetreideflächen zu errichten. Auch solche Arbeiten sind gut vorstellbar, wenn wir an die vielfältigen Kulturen denken, die per Hand ganze Bergwelten mit kleinen Mauern oder Wällen zu Terrassenlandschaften umbauten.

¹ Die Karte des Göbekli Tepe, die Zick (2008) publizierte, eine neuere Ausgabe der von Schmidt (2008), läßt vermuten, die Anlage D habe 13 kleinere Pfeiler im äußeren Rund gehabt; so viele sind auch in Anlage C verbaut, wenn dort auch nicht nur im Rund, sondern auch in den äußeren Doppel-Mauern; hinzu kommen jeweils zwei große Mittelpfeiler. 13 Pfeiler könnten auf das Mondjahr verweisen; Graebner sieht Hinweise darauf, ältere Stern-Tierkreise hätten 13 Bilder gehabt. (1924) Hinzu kommen die Hauptpfeiler als vielleicht Sonne und Mond, die oft hohe GöttInnen waren. Schmidt geht bei Anlage D von nur einem fehlenden T-Pfeiler im Rund aus, also von insgesamt zwölf. (Documenta Praehistorica XXXVII, 2010) Unger-Dreiling verweist auf den griechischen Zirkus als Rund, an dem es „zwölf Wahrzeichen (Pfosten?)“ für die Monate gegeben habe, womit die vier Jahreszeiten symbolisiert wurden. (1966) Marco Polo (13. JH) spricht bei den Tataren von 13 Monaten. (Rübesamen, H. E., 2000, Marco Polo, von Venedig nach China, Augsburg)

Kultgemeinschaft

Bisher sprach ich nur von einem Rundbau der ältesten Grabungsschicht auf dem Göbekli Tepe. Doch insgesamt sind dort per elektromagnetischer Kartierung um die 150 weitere T-Pfeiler geortet worden, die aber wohl aus jüngeren Schichten stammen und kleiner sind, nur anderthalb bis zwei Meter hoch. Damit wird das mögliche umfangreiche Gesamtprojekt der kommenden fast zweitausend Jahre angedeutet. Schmidt spricht von einem Einzugsgebiet von 200 Kilometer Radius um den Bau, das aber wohl erst im Laufe der Zeit sich entwickelte. Diese Größe ergibt sich aus der Lage weiterer bekannter Orte ungefähr jener Zeit, denen als Kultgemeinschaft Interesse an diesem Bau zuzuordnen möglich sei (um Berlin gemessen reicht die Strecke bis Rügen und ergibt eine Fläche von gut 125.000 Quadratkilometern). Es gibt Standorte, aber noch keine Ausgrabungen dort, wo aus dem Boden herausstehende T-Pfeiler ein surrealistisches Gemälde aufscheinen lassen, schreibt er. Vielleicht entsprechen die jüngeren Anlagen der Größe des Kultraums in Nevalı Çori. Weitere T-Pfeiler gibt es östlich von Urfa am Sefer Tepe nahe Viranşehir zwischen Urfa und Mardin sowie Kecili oder auch Karahan, Körting Tepe und Çayönü. Diese Orte liegen in der Nähe des Vulkans Karacadağ, wo Schmidt die potentielle Heimat unserer Kulturgetreide erkennt. (2008) Mancher unbekannte Platz mag noch dieser Kultur angehört haben, dazu die vermutete steinzeitliche Siedlung unter der Altstadt von Urfa.

Bei rezenten Völkern von WildbeuterInnen werden Größen der Stämme um 500 bis 800 Personen gefunden; Gruppen hatten 20 bis 70 Mitglieder. Ein Stamm von 500 Personen benötigte in günstiger Umgebung etwa zehntausend Quadratkilometer Land. (>Burenhult, 2004) Bei einem Radius von 70 Kilometern ergibt sich bereits eine Fläche von 15.400 Quadratkilometern, die nach dieser Schätzung für 750 Personen ausreichend wäre. Aber gedacht für kleinere und mobile Gruppen, nicht schon solchen, die in größeren Siedlungen lebten, die wohl deutlich weniger Platz benötigten und auch nur nutzen konnten, weil sie wesentlich nur noch von diesem Zentrum aus ihre Nahrung suchten. Wie wurde der Bau im einzelnen organisiert, oder wie an der Baustelle die Nahrung bereitgestellt? In welcher Jahreszeit geschah das, mußte das Wildgetreide gerade reif sein, um in der Umgebung für kurze Zeit so viele Menschen zu ernähren? Oder gab es überall erreichbare Stellen, an denen jeweils geerntet werden konnte? War der Transport großer Getreidemengen bereits Übung? Gibt es mehrere Ernten pro Jahr nur beim Anpflanzen, aber nicht bei Wildgetreide? Es fanden sich an der Baustelle etliche Reibschalen zum Kornmahlen; also waren Frauen beteiligt. Wie wurde das Fleisch herangebracht und aufbewahrt, wie das Getreide und das Wasser? Das Bier nicht zu vergessen. Es bleibt auch offen, ob jeweils nur die benötigten Arbeitskräfte mit Versorgungstroß jeweils vor Ort lebten, oder deren Familien, um die Arbeiter zu verpflegen.

Mehrere Prozesse am und auf dem Göbekli Tepe verlangen aus der Sache selbst heraus einen Vorlauf, haben wir gesehen: beim Entwurf des heiligen

Hauses, in der Bildhauerei, dem Pfeiler- und Mauerbau. Ob nun Mauern für Tierfallen und als Schutz des Kornes zuvor schon errichtet wurden, wie Schmidt annimmt, oder nicht. Es gab schwierigere Aufgaben, vor allem die soziale Entwicklung der engeren Planungs- und Bauphasen. Von einer relativ simplen Form der Wildbeuterei ausgehend, von Lagern mit einfachen Hütten und Selbstversorgung der Familiengruppen zu einer Organisierung im Sinne einer Gentilgemeinschaft in wachsenden Siedlungen zu kommen, wird lange Zeit gebraucht haben. Das Selbstverständnis, nun nicht nur einem sozialen Zusammenhang mit Nachbargruppen anzugehören, mit denen es meist Friede, immer wieder aber auch Krieg gab, ändert sich radikal. Da waren Bündnisse zu schmieden, mal so mal anders. Und mit der Herausbildung einer Organisierung des Stammes und später vielleicht Stammesbundes entstehen im Gegenzug Verpflichtungen gegenüber dem Stammesrat, der seine wesentliche Kraft und Legitimation von Geistwesen und GöttInnen bezog, nicht von jenen, die sie in den Rat entsandten. Ein anderer Blick auf das Ganze wird nötig. Die Vorleute, die die Gruppen im Rat vertreten, bringen andere Ansichten und Interessen zurück, die nun mit zu reflektieren sind. Konsens ist zu erzielen. Das gilt auch für den Beschluß zum Bau eines geistigen Zentrums. Doch ist er einmal beschlossen, gibt es Verpflichtungen. Die konnten kaum erzwungen werden, wenn sich eine Sippe das anders überlegte. Es gibt allerdings den informellen Zwang mit der Ehre, oder daß das „Einschlafen“ (wie bei den Mbuti) bei der Bewältigung des Lebens gegen die neuen GöttInnen gerichtet ist, gegen den Zusammenhalt des Ganzen. Viel wahrscheinlicher als ein völlig egalitärer Konsens als Basis des Stammes ist die Herausbildung hierarchischer Strukturen, die doch im sozialen Organismus angelegt sind über Geschlecht, Alter, Körper- und Geisteskraft... Sei es mittels eines Prozesses hin zu Vorleuten mit großem Ansehen, oder wie auch immer dort. Auch ein Großer analog zu einem Kriegshäuptling, also für besondere Aufgaben, kommt in Frage. Und Zwangsarbeit!

Für das Gebiet von den Pyrenäen bis Südfrankreich wird am Ende der Eiszeit eine Bevölkerung von nur bis dreitausend Menschen angenommen, die dann aber schnell anwuchs. (>Burenhult, 2004) Eine solche Vorgabe macht es nötig, auch für Nord-Mesopotamien mit möglichst niedrigen Zahlen zu argumentieren. Diese Bevölkerungsdichte „paßt“ auch ungefähr zur Mindestzahl der Kult- und Baugemeinschaft mit einer Stammesgröße von um die 750, die jener Zahl der Arbeitskräfte entspricht, die (zufällig) Heyerdahl vorgab. Tatsächlich sind wohl eher mindestens tausend Personen für den Stamm anzunehmen, denn nicht alle werden jeweils zum Pfeilerrücken zur Stelle gewesen sein. Und die Harran-Ebene war groß genug für mehr. Doch wenn wir dabei bleiben, es sei gelungen, mehrfach 180 erwachsene Männer für die Bewältigung der Pfeileraufstellung zusammen zu bringen, dann heißt das auch, dort kamen nicht nur Jäger, sondern auch mindestens *180 Krieger* zusammen, wenn auch nur für jeweils kurze Zeit. Doch in den Siedlungen fehlten sie ohnehin oft, weil sie zur Jagd oder zu Handels- und Kriegszügen

unterwegs waren, die Lager mußten ohne sie über längere Zeiten funktionieren können, geschützt und unterstützt nur von wenigen Jägern, getragen von den Frauen.

Warum sollte eine Hauptmacht dieser Krieger unter solchen günstigen Bedingungen künftig nicht größere bewaffnete Züge unternehmen? Nun nicht mehr auf Basis von Emotionen, sonder nach Kalkül, geplant wie die Baustelle (oder Überfälle auf die Nachbarn bei den Yanomano). In jener Zeit vor fast zwölftausend Jahren eine *organisierte* Truppe von 180 Kriegern aufbieten zu können, die strategisch Kriegszüge und damit Verteidigungspläne durchdenken konnte, läßt andersherum plausibel werden, daß auf dem Göbekli Tepe nicht eine Burg, sondern ein geistiges Zentrum errichtet wurde, dessen Verteidigungsfähigkeit eher in Frage steht, das sich also Menschen öffnen sollte, wahrscheinlich für solche aus einer großen Region. Dieser Stamm mußte sich in jener Zeit jedenfalls kaum vor Menschen fürchten. Ob das jedoch auch für die Nachbarn gegolten hat? Spätestens mit dem Bauwerk mußte allen dort klar werden, welch gewaltiges weltliches Potential der Macht sich neben der religiösen entwickelt hatte. Von daher ist die Kraftentwicklung, die von diesem Bau ausging, vielleicht jenseits aller Verbindung zur Domestizierung von Pflanzen zu bedenken. War dort ein Kriegervolk entstanden, eine Armee der Steinzeit, mit guten Waffen? Die historischen Momente, wo eine solche Möglichkeit nicht auch genutzt worden wäre, sind vermutlich selten. Handelswege konnten gesichert werden, um noch mehr Reichtum zu akkumulieren als beim Beginn des Baus vorhanden sein mußte. Der Gedanke läßt sich aber auch zur Landwirtschaft hin fortsetzen: die Krieger fordern Tribut, was die Produktion ansteigen läßt. Ist das nicht wahrscheinlicher als daß diese Krieger nun Bauern wurden? Ein solches Ansinnen fanden Krieger damals vermutlich ehrverletzend. Und es ist zu Beginn des Neolithikums dort ja keine generelle Mangelsituation erkennbar, die Zwänge in Richtung Landwirtschaft ausgeübt hätte. Nur am Rande größerer Siedlungen konnte es zu eng werden. Aber vielleicht gab es nicht genügend ergiebige Wasserstellen für Siedlungen in der Nähe. Naturnutzung ist damals die wesentliche Möglichkeit, sich in großem Umfang zu bereichern. Und zur Erfüllung von Tributpflichten wäre organisierte Landwirtschaft ein guter Weg... Anders als von den Mbuti an die Nachbarn ist nicht Fleisch abzuliefern, sondern Getreide, Gemüse und der Salat. Doch das führt nun wirklich sehr weit. Vielleicht waren in jener Zeit die Menschen ja doch alle sehr friedlich eingestellt – in jener paradiesischen Gegend. Vielleicht. Zur Zeit des Alten Testaments ja eher nicht! Allerdings: das Volk vom Göbekli Tepe hatte in ihrer Form als Kriegsmacht offenbar keinen Bestand, jedenfalls wurde ihr markantes geistiges Zentrum aufgegeben oder zerstört. Das könnte allein damit zu tun haben, daß die Landwirtschaft, wenn sie einen bestimmten Stand erreicht, in der konkreten Fläche ihre Basis hat und dörfliche Strukturen wegen der Nähe zu Feldern nützlicher sind als solche größerer Siedlungen, bevor viel später Städte wiederum sich die bäuerliche Produktion unterwerfen mußten (und konnten),

um zu existieren. Da scheint es verständlich zu sein, daß das Monument in der Harran-Ebene ausgedient hatte, weil nun – vorübergehend – kleinere Einheiten das Wesentliche der neuen Produktionsweise wurden. Jedenfalls ist nachvollziehbar, daß diese frühe Zivilisation sich in der Weite der Geschichte verlor. Und daß die Entwicklung zurückfiel, um erst viel später eine neue mächtige Kultur in den Städten Sumers zu begründen. So könnte es jedenfalls gewesen sein.

Der Göbekli Tepe als Friedenssymbol?

Nach einem Blick auch auf die realen Entwicklungen in Nord-Mesopotamien am Ende des Jung-Paläolithikums wurde diese Zeit doch relativ übersichtlich, soweit die Archäologie dazu Aussagen machen kann. Und ebenso fanden sich einige markante Hinweise auf den Prozeß der Kognition. Wenn es auch weiterer Untersuchungen bedarf, ist doch plausibel geworden, wie sich wahrscheinlich eine Entwicklung von sehr einfachen Älteren WildbeuterInnen hin zur sozial-differenzierten Gemeinschaft abgespielt haben kann. Was noch fehlt, ist die Ausbildung einer entsprechenden Gemeinschaft zu hinterfragen, mit welchen Mitteln ein solcher Stamm von immer noch WildbeuterInnen sich organisiert haben kann, wie ein solcher „Reichtum“ entstehen konnte, um die Beschäftigten hier und entsprechend in Jericho zu ernähren. Und wie in der Großregion sich jene Stämme in einem Friedensbündnis verbinden konnten, sofern nicht jenes Volk am Göbekli Tepe als Kriegsmacht andere tributpflichtig machen konnte. Zu diesem Zweck sehen wir jetzt noch einmal auf rezente Urvölker, um „etwas“ zu finden, was einer sozial-differenzierten Gemeinschaft am Ende des Jung-Paläolithikums entsprechen könnte.

Dazu komme ich zuerst auf die Baruya zu sprechen, die Godelier in Neuguinea erforschte. Danach auf die Trobriand-Inseln. (Malinowski) Beide Völker zeigen, obwohl sie bereits Gartenbau und Schweinehaltung betrieben, nichts an Kompetenz oder kognitiver Entwicklung, die über das zum Bau eines Monuments wie dem am Göbekli Tepe oder in Jericho nötige hinausgehen würde. Die Baruya bauen sich große hölzerne Männerhäuser, und auf den Trobriand-Inseln mögen Kanubau und die Navigation auf See, sowie die komplexe Verwandtschaftsorganisation ein besonderes Kennzeichen entsprechender Kompetenz sein. Im Weltbild unterscheiden sie sich nicht grundsätzlich von vielen anderen traditionellen Völkern. Dazu wird notwendig einiges über reale Vorgänge berichtet, weshalb ich noch einmal erinnere, sich nicht daran zu sehr zu orientieren, sondern gedanklich weiter zu blicken, auf die kognitiven Fähigkeiten. Zuerst bespreche ich in diesem Abschnitt ein Modell der Herstellung eines Produkts und des Handels damit. Verstanden im Sinne eines direkten „Warentauschs“, also noch ohne eine Form von Äquivalent-Tausch, bei dem die Preise über Muscheln, Kaurischnecken oder dergleichen vermittelt werden: später über Geld. Danach komme ich auf ein Modell des Gaben-Tausches und auf ein Befriedigungs-Modell für eine große Region zu sprechen, wie es vielleicht in der Harran-Ebene sinngemäß existiert

haben könnte. Im nächsten Abschnitt wird dann nach der Stammes-Organisation gefragt, die die bedeutenden Aufgaben zu lösen in der Lage war. Aber es geht – wie gesagt – nicht um Übertragung von Lebensweisen, wenn sich auch manches so anhören mag, sondern um den Versuch, sich mittels der Strukturen des Denkens und der Logik jener Völker in die mögliche Parallelität zur sozial-differenzierten Gemeinschaft des Göbekli Tepe hineinzusetzen.

Oben hielt ich es für denkbar, es könne dort durch Handel von Feuerstein oder Obsidian, vielleicht sogar Werkzeug/ Waffen daraus, zu sozialen Unterschieden gekommen sein, sei es über den Prozeß der Großen Männer oder wie auch immer. Es mußte ja in der Zeit der jüngeren, der komplexen Wildbeuterei ein Grundstock für eine Weiterentwicklung der Kognition und für den Bau des geistigen Zentrums gelegt werden. Auch ein gewisser „Reichtum“, und wenn er sich nur in *freier Zeit* ausdrückte, ist zu unterstellen, sonst kommt so ein Bau nicht in den Kopf der Leute. Mit der Rekonstruktion des Salzhandels der Baruya skizziert Godelier (1973; 1987) eine Form des Handels, wie er auch viel früher und anderswo denkbar scheint. Dieses Volk lebte vor der (Wieder-) Entdeckung 1951 in „steinzeitlichen“ Lebensformen, zum Teil in Frieden mit den Nachbarn, zum Teil auch nicht, mit einigen ist es durch Friedensverträge verbunden. Die Baruya bauten mit Brandrodung vor allem Süßkartoffeln an und eben auch Salzpflanzen (die Salzgeschmack, aber kein Salz ergeben). Zusätzlich werden durch die Frauen Schweine gehalten, während der Landbau von beiden unter männlicher Regie ausgeführt wird. Sie bilden damals einen „häuptlinglosen Stamm“ aus patrilinearen Clans mit besonderer Bedeutung angesehener Vorleute, die sich primär auf Ansehen als *Traditionswächter* und nicht auf ökonomische Macht stützten. Die Salzherstellung und der Handel sind nicht so hoch angesehen wie die Traditionsbewahrung, zeigen aber generell den Prozeß zur *möglichen* Entwicklung von „politischer“ Macht ganz gut, ohne daß eine solche Entwicklung dort schon die Traditionswächter in den Hintergrund gedrängt hatte. Doch es geht hier nur um ein Beispiel für frühe Handelsformen, deren Strukturen sich als ziemlich vielschichtig zeigen.

Dieses Pflanzen-Salz wird aus bestimmten verbrannten Pflanzen gewonnen. Die Asche bleibt einige Zeit liegen, wird dann bearbeitet und zu Paketen verschnürt, ein komplexer Prozeß, der hier nicht von Interesse ist, aber ein Vorgang, wie er den Menschen vor 12.000 Jahren analog vor dem Bau des Monuments in der Harran-Ebene zugetraut werden kann.¹ Die Salzbarren werden primär produziert, um Umhänge, Steine für Äxte (später: Metall) oder auch bunte Vogelfedern und einiges mehr einzutauschen, Dinge, die nicht im eigenen Gebiet hergestellt oder gefunden werden können. Die Umhänge entstehen aus Rinde in einem eher noch zeitaufwendigeren Prozeß unten in den Tälern, bei dem weiche Pflanzenteile aus der festen Bastschicht herausgeklopft

¹ Schon NeandertalerInnen konnten beispielsweise Birkenpech als Kleber herstellen, wozu mehr nötig ist als etwas auszukochen, um es dickflüssiger zu machen; Rinde muß unter Luftabschluß verschwelen. Ich erinnere an den Prozeß, Eicheln zu Nahrung zu machen.

werden. Auf der hochliegenden Ebene, die die Baruya bewohnen, gedeihen solche Bäume nicht. So entstehen viele Kontakte über die eigenen Grenzen hinaus, wie immer die festgelegt waren. Zielgerichtete Handelswege müssen entwickelt und gepflegt werden, da kulturelle Autarkie für diese gewählte Lebensweise nicht möglich ist. Nicht Arbeitszeit sei das Maß für den Handelspreis – die Baruya finden, sie gewannen bei ihm (gegenüber den auch dadurch abfällig gesehenen Nachbarn) –, sondern eine bestimmte Wertschätzung der entsprechenden Dinge, die eingetauscht werden. Formell beruhen solche Geschäfte dennoch auf Gegenseitigkeit, auch wenn andere vielleicht notgedrungen oder gar gezwungen diese Gegenwerte liefern. Das gilt nebenbei bemerkt auch für andere Handelsformen in rezenten Urgemeinschaften, auf die Godelier beispielhaft verweist, wenn Perlenschnüre, Delphinzähne, Mühlsteine oder die vielzitierten Kaurimuscheln über zum Teil große Entfernungen und selbst mittels Seereisen ausgetauscht werden, worauf ich gleich bei den Trobriand-Inseln zurück komme.¹

Das paßt zu jenen Handelsformen, die mit Bernstein, Silex, Obsidian und anderen Dingen, wie vielleicht auch die „Venus-Figuren“, aus viel früherer Zeit zwischen den Pyrenäen und Sibirien angenommen werden. Und ein solcher Austausch, der gezielt entwickelt wird, ist denkbar für die Region um den Göbekli Tepe; in welcher Form es ihn dort tatsächlich gab, ist offen, Funde dazu gibt es nicht. Auch für Jericho sind Meersalz und Asphalt als Handelsgüter plausibel, um eine materielle Basis für die Großbauten zu schaffen. An dieses Verkehrsnetz konnte dann – in viel jüngerer Zeit! – die erwähnte Urukisierung anschließen. Es hat wohl einen Handelsweg vom Roten Meer nach Anatolien gegeben. (>Burenhult, 2004) Jedenfalls in noch viel jüngerer Zeit gab es eine Kreuzung zweier Handelswege südlich von Urfa/ Edessa bei der Siedlung Harran. Einer führte von Damaskus über Edessa nach Norden, der andere vom Iran zum Mittelmeer.

Wie entstand jene *Kult-Gemeinschaft*, die das geistige Zentrum am Göbekli Tepe bauen konnte? Eine Möglichkeit könnte Malinowski ab 1915 (!) auf den durch ihn berühmten Trobriand-Inseln, etwas nördlich der Ostspitze Neuguineas, analog beschrieben haben. (1979) Von *Gaben-Tausch* als sozialem *Prinzip* soll nun noch einmal die Rede sein. Auf dieses Prinzip kommt es mir an, nicht auf die konkrete Form. Ich fasse mit dem Begriff zusammen, was sich als Tausch-System bei diesem Volk entwickelt hatte, bei dem typischerweise, oder im ideellen Sinne, wieder gar *kein materieller Gewinn* gemacht werden soll! Von Zeit zu Zeit wird das *Kula* durchgeführt, in dem zwei „Waren“, besondere Muschel-Halsketten gegen besondere Muschel-Armbänder aus einer

¹ Eine ähnliche Form des Handels wie die den Baruya schildert Kurella bei den Muisca in Kolumbien und ihren – zum Teil feindlichen – Nachbarn in vorspanischer (!) Zeit (aus den frühen Protokollen der Eroberer). Baumwolldecken, Salz und Gold sind neben anderen Gütern besonders wichtig und werden auf Märkten getauscht, aber auch den Kaziken/ Häuptlingen als Tribut gegeben, der auch in Arbeiten, wie Hausbau, abgeliefert werden konnte; in einigen Stämmen gab es auch Verteilungsfeste für die Bevölkerung. (1993)

anderen Muschel, getauscht werden. Beziehungsweise eben nicht als Tauschgüter, sondern als gegenseitige Gaben. Und das nur zwischen den festgelegten Handelspartnerschaften, individuell wie zwischen Stämmen, nicht mit beliebigen Dritten. Neben der regionalen Form umfaßt dieser auf den ersten Blick als Null-Summen-Handel erscheinende Tausch darüber hinaus ein viel größeres Inselgebiet. Dazu sind jeweils bestimmte Männer „Handelspartner“, die nah oder auch sehr fern auf anderen Inseln in anderen Stämmen leben; Männer mit hohem Ansehen haben sehr viele Partner, andere nur wenige. Diese Partnerschaft wird sogar vererbt. Die Armbänder und Halsketten kreisen nun durch das Gebiet, Ketten im Uhrzeigersinn, Armbänder gegenläufig. Auf den Trobriand-Inseln werden Ketten aus geschliffenen Muschelscheiben aufwendig gefertigt. Es sind im wesentlichen immer gleichartige Stücke, die mal mehr oder weniger (sozialen, ästhetischen) Wert haben, so daß tatsächlich auch „Werte“ ausgetauscht werden, wenn auch *nicht* am gleichen Termin, eine herausragende Kette etwa gegen mehrere kleinere Armbänder oder andersrum. Der Wert besteht dann darin, die erworbenen Stücke zu Hause zu präsentieren, wodurch der temporäre Besitzer (und sein Anhang) Ansehen gewinnt. Um sie nach einiger Zeit weiter rotieren zu lassen, indem sie als (großzügige) Gaben anderen überreicht werden. Die jeweilige Werterstattung findet erst später bei einem weiteren Termin statt und ist wieder eine Gabe, nicht profaner Tausch-Handel. Dennoch wissen die Partner um diese „Werte“ und sind zufrieden oder nicht. Mauss sieht in einer Übersicht über solche Gaben-Systeme vor allem auch den ökonomischen Aspekt. Tatsächlich müssen, wenn jedesmal Großzügigkeit gezeigt werden muß, die Gaben zahlreicher oder wertvoller werden; hier entstehen ökonomische Zwänge, die nicht endlos weiterwirken können. Herstellung, Reisen und die Bewirtung der Gäste sind reale ökonomische Belastungen. Bei den – an reichhaltiger Küste lebenden – Nord-West-Indianern ist beim Potlatch von 30 bis 100 Prozent Wertsteigerung von Fest zu Fest die Rede, die faktisch wie Zinsen im Kreditwesen seien. (1968) Da mußte dann bald ein erheblicher Teil des Wirtschaftens in das dortige Potlatch gehen. Davon, wie/ ob das möglich gewesen sein kann, soll hier, für eine ganz andere Zeit und Betrachtungsweise, abgesehen werden.

Der Aufwand ist in jedem Fall immens, unter anderem müssen große Segel-Kanus gebaut oder erneuert und herausgeputzt werden, um zum Teil lange Seereisen zu unternehmen. Bei der einen Reise – beispielsweise der Trobriander im Verbund mit Männern anderer Inseln nach der südlich liegenden Insel Dobu – werden den Besuchern, den Gästen (!), Ketten als Gaben überreicht, die sie sich also (durchaus fordernd) abholen (und rechtsrum heim bringen). Erst Monate später kommen die Männer aus Dobu nach den Trobriand-Inseln und bekommen dort die Gegen-Gaben, also Armreifen, mit denen sie wieder (linksrum) zurück fahren. Die Gaben werden also nicht direkt nebeneinander gelegt und dann über die Werte verhandelt. Sondern die jeweiligen Geber müssen sich dem Anspruch nach großzügig zeigen. Nur

nebenbei wird wohl zugleich auch andere Handelsware ausgetauscht, nun aber richtig mit Feilschen, um Güter zu tauschen, die es zuhause nicht gibt.

Bevor die Kolonialverwaltung Australiens Kopfjagd und Krieg unterband, könnte das Kula eine rituelle *Befriedung* widerspiegeln, unter deren Schutz Handel getrieben werden konnte, ohne um die eigenen Köpfe fürchten zu müssen, sozusagen unter einer weißen Flagge. So wie es bei den Baruya Friedensverträge gibt. Malinowski bespricht diesen Aspekt nicht.¹ Für mich ist nicht das Kula interessant, sondern der Antrieb dazu: Ansehen. Und der Aufwand: die Trobriand-Inseln hielten 650 Armreifen – die sie von anderen als Gaben erhalten oder selbst produziert haben mußten – für 500 Leute aus Dobu bereit. Die Reise von Dobu zu den Trobriand-Inseln begann im Oktober 1917 mit Bau und Reparatur der Kanus und dauerte bis Ende April 1918; allein die Reise über See und zu verschiedenen Inseln dauerte je knapp drei Wochen. Während der vorher vereinbarten Anfahrtszeit gab es auch etliche Aktivitäten bei Gastgebern entlang der Strecke. Auf den Trobriand-Inseln trafen sich über zweitausend Menschen. Früher waren deutlich mehr als die ungefähr 80 Kanus aus Dobu unterwegs; die Sitte verlor sich schon langsam in der Moderne, als Malinowski sie kennenlernte.

Bevor der Gaben-Tausch entstanden war, konnten womöglich Flotten von weit mehr Kanus losgezogen sein, um andere Inseln zu überfallen, Menschen zu schlachten und zu verfüttern? Ein Hinweis darauf ist, daß bei der Ankunft der Flotte aus Trobriand und den Nachbarinseln auf Dobu dort symbolisch feindliche Handlungen zur *Verteidigung* durchgeführt wurden. Und das Geben der Ketten steht wohl für das Freikaufen vor Vernichtung (in Europa hieß das in der Neuzeit: Brandschatzung, von: Schatz übergeben, mit der das Abbrennen der bezwungenen Stadt abzuwenden war). Kriege scheinen nicht allzulang vorher noch üblich gewesen zu sein, denn Malinowski traf noch den letzten Kriegerzauberer auf Trobriand, der ihm zeigte, wie die Schilde der Krieger für den Kampf verzaubert wurden. „*Die Grundeinstellung eines Eingeborenen zu anderen, fremden Gruppen ist Feindseligkeit und Mißtrauen. Die Tatsache, daß für einen Eingeborenen jeder Fremde ein Feind ist, stellt ein ethnographisches Merkmal dar, das aus allen Teilen der Welt berichtet wird. Der Trobriander bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, und jenseits eines eigenen, engen sozialen Horizontes trennt eine Mauer von Argwohn, Unverständnis und Feindschaft ihn selbst von seinen nahen Nachbarn. Das Kula durchbricht sie an bestimmten geographischen Stellen und mittels besonderer überlieferter Transaktionen. Aber wie alles Außerordentliche und Ungewöhnliche muß diese Aufhebung des Tabus, das auf Fremden liegt, durch Magie gerechtfertigt und überbrückt werden*“. (1979: 381) Wir sehen in diesem Verfahren also mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Prozeß der Befriedung einer Region, indem das Streben nach Ansehen von der Kopfjagd auf den Schmucktausch umgelenkt

¹ Auch der Herausgeber des Bandes, Kramer, hält das Kula für den Ersatz der Kopfjagd, Malinowski selbst es nur für zeremoniellen Tausch um seiner selbst willen, als einfaches Verlangen nach (temporärem) Besitz und als große intertribale Verbindung von alter Herkunft. (1979)

wurde. Warum sollte mit einem solchen *Prinzip* – in welcher Form auch immer – nicht am Göbekli Tepe ein größerer sozialer Zusammenhang geschaffen worden sein?

Dieses Verfahren des Nullsummen-Handels gibt es in anderer Weise auch innerhalb der Stämme auf Trobriand. Die leben ähnlich wie die Baruya überwiegend von Gartenbau und halten Schweine, sind allerdings – wie schon gesagt – primär matrilinear bei patrilokalem Wohnsitz der Frauen nach der Heirat organisiert. Einige Dörfer treiben Fischfang, andere leben im Inland und tauschen Gartenfrüchte gegen Fisch ein. Es gibt auch Handwerker-Dörfer sehr geringen Ansehens, deren Holzsteller und andere Waren aber gern eingetauscht werden; die Handwerker sind wohl neueren Datums, die die traditionellen Beschäftigungen nicht mehr ausüben können, stelle ich mir vor, sie sind notgedrungen Neuerer. Wir finden noch zwei Ebenen, die dem großen äußeren Kula ähneln und eine Zwangskommunikation schaffen, die durch Gaben-Tausch organisiert ist. Zum *einen* die großzügigen Gaben der Männer an die Haushalte ihrer Schwestern und zusätzlich besonders an den Häuptling, was ihnen Ansehen durch die Gabe einbringt. Und zugleich den Häuptling durch den Besitz großer Mengen an Gaben zur überragenden (Friedens-) Macht werden läßt. Zum *anderen* ist schon eine gute Ernte im eigenen Dorf Quell von Ansehen. Die Güte der Gartenarbeit wird auf diese Weise ja zugleich sozial kontrolliert, ob gewollt oder nicht, schlampiges Gärtnern kann nicht durch eigenen Verzicht auf Nahrung ausgeglichen werden; die institutionalisierten EmpfängerInnen würden Druck machen, wenn nicht ordentlich für den erwartbaren Ernteertrag gearbeitet würde – Geistwesen würden mobilisiert... Zusätzlich entstehen und festigen sich in diesem Prozeß Vorleute über Ansehen, aus dem zugleich Macht entsteht. Alles geschieht, wie beim Kula, unter ständiger Magie, deren Zaubersprüche unentwegt gesprochen werden; kein Schritt ist ohne Magie zu machen, betont Malinowski.

Die Ernten werden in den Yams-Häusern präsentiert, die den männerdominierten Dorfplatz eingrenzen, die Knollen bilden auch wesentlich die Abgaben an die Vorleute bei deren Festen. Der Häuptling oder Große gibt aus seinen Vorräten noch einiges dazu, alles wird dann in Portionen öffentlich beim Fest ausgelegt und von ihm verteilt, zum Teil nach individueller Verbundenheit, vielleicht wegen einer gemeinsamen Kanu-Tour. Aber alle bekommen etwas als Gegen-Gabe zurück, so daß hier ein Ausgleich zwischen guten und schlechten Positionen geschaffen werden kann, niemand fällt aus dem sozialen Zusammenhang heraus, niemand kann durch besonderen Ehrgeiz allein „groß“ werden, indem er permanent mehr erntet als andere oder womöglich knauserig beim Geben ist. Nach dem Fest gehen die Leute mit ihrem Anteil nach Hause – wieder nominell ein Nullsummenspiel, aber nicht real. Primär geht es nicht um Yams, sondern um Ansehen. Ansehen erworben mit Nahrungsmitteln. Die bis um zwei Meter langen Knollen, deren Verzehr nur nach einer Reinigung von blausäurehaltigen Säften möglich ist (ein bißchen wie Eicheln von Bitterstoffen befreit werden müssen), sind hinter Latten in den

Yams-Häusern vom Dorfplatz aus sichtbar. Manchmal werden sie allerdings mit Blättern verdeckt, damit nicht deutlich wird, daß womöglich Leute niedrigeren Ansehens bessere Knollen haben als die Vorleute. Wer mehr erntete als der Häuptling – schreibt Malinowski – lebte allerdings gefährlich, denn der Große konnte Zauberer für dessen magische Tötung bezahlen. Ansehen wird also durch die Gabe erworben (nicht durch Teilen), auch wenn sie im ganzen und großen auf Gegenseitigkeit beruht. Großzügigkeit sei Reichtum. Nahrung ist auch hier – wie wir es im Amazonasgebiet sahen – reichlich vorhanden, viel verdirbt sogar. Die Männer haben reichlich Zeit, weil sie nicht Tag für Tag mit der Nahrungssicherung beschäftigt sein müssen; siehe die langen Reisen, die die Frauen durch „Ordnung“ und die Mehrarbeit als Ersatz der Tätigkeit der fehlenden Männer zu unterstützen haben, als ihren Teil im sozialen Organismus Familie/ Sippe.

Angesichts der Hinweise Malinowskis auf frühere Kriege und die Vernichtung von Dörfern, ohne daß es zu vielen Todesfällen dabei gekommen sei, angesichts der früheren Sitte der Kopfjagd in jener Gegend, interpretiere ich auch den inneren Gaben-Tausch und die Verteilungsfeste als soziales Prozedere der Friedenssicherung und des Zusammenhalts, die durch die Herausbildung Großer Männer eine soziale Form erhalten und institutional sich verfestigen. Generell sind alle Hinweise Malinowskis auf Gebräuche und Riten mit jenen Hinweisen Lévy-Bruhls in Übereinstimmung, von denen wir oben einiges hörten, etwa der Konservatismus oder manches über Geistwesen beziehungsweise Magie. In einem weiteren Band seiner Studie wird deutlich, wie auch Verwandtschaft und Heirat diesem Gaben-Tausch verpflichtet sind; alles scheint ausgeklügelt der Vermeidung von Aggressionen unter kleinen Gruppen/ Sippen zu dienen. (1979^b) Und so ist es beim Bräute-Tausch der patrifikalen Baruya zur Heirat, wozu normalerweise die Sippen die Frauen tauschen; das kann nicht als Frauenkauf interpretiert werden, denn nach der ersten Gabe einer Frau ist diese Beziehung nicht zuende, sondern es geht auch hier um eine Erwidern, um das Geben einer anderen Frau für einen der Brüder der empfangenen Braut. Wieder wird die „Bedeutung“ der Frauen erkennbar, denn genauso ließe sich von Männertausch reden, aber verhandelt wird in patrilinearen und patrilokalen Gruppen über Frauen. In diesem Sinne ist der Gaben-Tausch die ständige intensive Verbindung der Sippen über die Schwäger. (Godelier, 1987)

Die Vorstellung zur Verpflichtung zur Gegenseitigkeit des Gebens wird zur generellen Möglichkeit der Friedenssicherung. Darin steckt offenbar eine grundlegende nachbarschaftliche Verhaltensweise sozialer Absicherung in einfachen Gemeinschaften. Ob sie überwiegend aggressiv waren und dann mittels des Tauschs die Gewalt beschränkten, oder ob eher der bewaffnete Konflikt die Ausnahme, den mißglückten Tausch mit den (immer) niederen Nachbarn darstellt, kann nicht beantwortet werden. Zumal es reichlich andere Gründe für Krieg in jener Zeit gegeben hat: Ehrverletzung und Rache, Ehrge Gewinn durch Erobern mächtiger, mit Macht verbundener Zeichen, und

seien es Hände und Arme. Und natürlich gab es den Konflikt um Ressourcen, wenn Gruppen aufeinander stießen; so wie die zuvor anderswo vertriebenen Baruya sich ihren aktuellen Wohnplatz wiederum erobert hatten.

Zurück in die Steinzeit und zum Göbekli Tepe. Ob dort schon so ausgeklügelte Systeme des Gebens oder entsprechende Verfahren des Verbindens von Gruppen entwickelt waren, ist natürlich offen. Doch auch einfachere Verfahren dieses Prinzips sind vorstellbar. Stellen wir uns Malinowskis Darstellung der sozialen „Verfassung“ auf den Trobriand-Inseln zu einem sehr frühen Zeitpunkt vor, als es im Entstehen war, dann können wir dieses Prinzip gedanklich auf Nord-Mesopotamien ganz gut übertragen: verschiedene kleine Stämme leben dort auf der Harran-Ebene und vielleicht darum herum. Rachezüge beim Sterben eines Häuptlings, Blutrache nach der Tötung eines Mannes im Kampf, als sie vielleicht bei der Jagd aufeinander stießen, gezielte Attacken zum Streßabbau und viele andere Fälle kennzeichnen einen ständigen Krieg aller gegen alle. Trophäen des Gegners zum Ausstellen sind universell, ob Köpfe oder – etwa noch bei den Skyten (3.000 bp) bekannte – Skalpe... Doch irgendwann kommt es zu Friedensregelungen, wir sehen sie bei den Baruya. Es gibt Verträge mit einigen Nachbarn, aber nicht mit allen. Das ist ein anderer Weg als bei den Mbuti und Bantu. Eine Gruppe ist vielleicht besonders stark und kann andere unterwerfen. Ein kluger Ältester vernichtet die Besiegten nicht, sondern schafft Abhängigkeiten, verlangt Tribut, der später vielleicht als Gabe vergolten wird, wenn beide Gruppen „mit einander können“ (in Sumer scheint es diese Vermischung gegeben zu haben). Oder sie haben vielleicht einen Dritten gemeinsam abgewehrt; wer weiß. Dauerhafter Tribut ist erst möglich, wenn Menschen mehr produzieren als sie selbst verbrauchen können. Für sehr einfache WildbeuterInnen wäre das schwierig, die können kaum täglich einen Teil ihres Sammelguts abliefern. Bei tüchtigen Jägern und hinreichend Jagdwild sieht es schon etwas anders aus, so wie bei den Yanomano (und sicher anderswo) auch die Eltern der Braut mit versorgt wurden. Aber diejenigen, die Tribut fordern oder vermehrt Gaben entgegennehmen, müssen diese auch lagern können, also Vorratshaltung kennen. Da liegen ja nicht die einen immer nur auf dem Diwan und lassen sich von Untergebenen die frische Traube reichen. Besser vorstellbar sind Tributsysteme bei landwirtschaftlicher Produktion. Es entwickelt sich ein Häuptling, dessen Ansehen in der klugen Führung von Vasallendörfern entsteht, die er weise zusammenhält, in welcher Form auch immer. Durch rituelle Kommunikation, wie durch Ringtausch von begehrten Dingen, durch Verteilungsfeste und ähnlichem, entsteht ein fester gemeinsamer Stamm. So könnte aus kleineren Gruppen eine Gentilgemeinschaft entstanden sein, die sich auf den Trobriand-Inseln auch findet, Verbundene Gruppen mit eigenen Totems, die exogam heiraten können. Und ist eine solche soziale Einheit erstmal von den Geistwesen abgesegnet, wird sie heilig. Die Macht des Großen gilt dann als „natürlich“. Dabei kann ein Gaben-Tausch-Kula erstmal als „Männerspielzeug“ erscheinen, für Männer mit zu viel Zeit, weil sie die wesentliche Arbeit von

Frauen machen lassen. Zuerst bleibt die neue Gemeinschaft am Göbekli Tepe vielleicht matrilinear...

Da Nahrung dort leicht zu beschaffen ist, konnte womöglich das Geben als (neue) Tugend sich ein wenig analog zum Kanubau auf den Trobriand-Inseln entwickeln. So wie dort zur Vorbereitung des Kula von einer sozialen Gemeinschaft ein Kanu gebaut wird, sei es durch einen Clan oder ein Dorf, könnte auf der Harran-Ebene im neuen Stamm oder gar schon Stammesbund die Sitte entstanden sein, immer mal wieder ein paar große Steine aufzustellen. Ganz ohne Ende der Eiszeit, vielleicht. Als institutionalisiertes Friedenszeichen eines wachsenden Gemeinwesens der Steinzeit. Unger-Dreilink meint, die Stiftung eines (weit jüngeren) Megalithkreises als Lebenskreis ewiger Wiederkehr könne dem Stifter im Jenseits helfen; ist das ein Modell für die vielen Anlagen schon am Göbekli Tepe? Wer im Bund mitmachen will oder muß, stiftet über die Zeit einen (später kleineren) Bau dem bestehenden Ensemble hinzu? Vielleicht gibt es auch Abgaben, aus denen Große Männer die Kultstätten erbauen lassen. Das wäre ein bißchen weniger Gleichheit. Das Kanu auf Trobriand wird von Fachleuten gebaut, die durch entsprechende Gaben bezahlt/ ernährt werden. Es wird ein großer Baum gefällt, von den Zweigen befreit, dann mit Lianen von allen Dorfbewohnern aus dem Wald an den Strand gezogen und erst dort weiter bearbeitet. Ganz ähnlich entstanden offenbar die großen T-Pfeiler des Göbekli Tepe. Sammel- und Jagdgut wird in den Siedlungen präsentiert, wie wir es schon bei einfachen WildbeuterInnen sehen, bei denen größere Jagdbeute an alle gegeben wird, also gezeigt werden muß. Ein Teil des Gutes in der steinzeitlichen Siedlung wird ebenso ausgleichend verteilt, auch an die Steinmetze für ihre Arbeit, einen T-Pfeiler für das äußere Rund zu schaffen. Der Rest geht als Gabe an die Großen des Stammes und wird wiederum rückverteilt, wobei nun auch Steinmetze für die beiden großen mittigen T-Pfeiler ihren „Lohn“ bekommen und andere Arbeitskräfte wie die Werkzeugmacher oder die Versorger. In dieser Spekulation werden die Sippen der sozial-differenzierten WildbeuterInnen zum Geber der Steinpfeiler, vermittelt vom Großen Mann oder Häuptling und/ oder dem Ober-Priester. Alle gewinnen Ansehen dabei, wie die Fachleute durch ihre Arbeit auch. Und die Magie garantiert trotz gravierender Neuerungen den Zusammenhang mit den konservativen Geistwesen – und den neuen Göttern in der Mitte, nicht ohne dabei die eigenen Interessen der Priesterschaft zu berücksichtigen. Ein ziemlich aufwendiges System der sozialen Integration entsteht – sichtbar, machtvoll, göttlich. Bei den Baruya in Neuguinea wird zur Initiation der Knaben ein großes Zeremonienhaus errichtet, dessen Bauteile, wie Pfosten, Wände und realem Dach (!), zusammen den symbolischen Körper des Stammes verkörpern; die Pfosten haben einzeln Bedeutung, der große Mittelpfeiler heißt: *Großvater*. (Godelier, 1987)

Gehen wir noch einmal vor die mögliche Herausbildung von Vorleuten zurück. Im Inneren eines solchen Stammes noch *nicht* weit differenzierter, aber komplexer WildbeuterInnen sind – solchen Gedanken folgend – jenseits der

Geistwesen und deren Ansprüche mehrere Wege zur Ausdifferenzierung durch Macht erkennbar, sahen wir: unter anderem durch Geschlecht, Kraft, Geschicklichkeit Klugheit, Alter und eben – Ansehen. Hinter dem Ansehen versteckt sich vielleicht: Gewalt! Immer schon regelt das Alter die Vorrangstellung. Die Ältesten bestimmen nicht über Krieg und Frieden, jeder kann losziehen, sie regulieren aber doch solche Pläne mehr oder weniger durch Beratung, schließlich sind Gegenattacken zu bedenken. Zumindest, wenn diese Alten beispielsweise zuvor Ansehen aus der Jagd gewonnen haben; ein richtiger Tolpatsch kann vermutlich älter werden als alle anderen, ohne je wirklich respektiert zu werden. Ansehen wird zum Antrieb kultureller Entwicklung in einfachen Gemeinschaften von WildbeuterInnen, denn mit dem Ansehen kommt – mehr Macht und eine gewisse Lebenssicherung und Genuß durch gute Fleischstücke vielleicht. Immer natürlich im Rahmen des von den Geistwesen Erlaubten und insofern streng konservativ, neuerungsfeindlich, unter der Kontrolle der geistigen Macht in dieser Gemeinschaft. Doch die Nebenfolgen des Strebens nach Ansehen schaffen fast unbemerkt neue Qualitäten. Wir reden ja über Jahrtausende. Aber es geht nicht um reine Zweckerichtungen! Sondern um einen Prozeß der Institutionalisierung. Die soziale Integration hat weitergehende Funktionen. Malinowski wendet sich beispielsweise gegen das Vorurteil, die „Wilden“ seien – zumal bei Überfluß – faul oder dergleichen. Die Leute auf den Trobriand-Inseln horteten ihre Yams nicht nur gut sichtbar in aufwendig verzierten Lagerhäusern, weil es sich um Nahrung handele, sondern *„weil sie gerne ihren Lebensmittelbesitz zur Schau stellen“*. (1979: 209) Das gelte auch für andere Produkte: *„Sie arbeiten nicht unter dem Druck der Notwendigkeit oder um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern geleitet von Talent und Phantasie, mit einem hoch entwickelten Sinn und großer Freude an ihrer Kunst, die sie oft als Ergebnis magischer Inspiration begreifen. Dies gilt besonders für jene unter ihnen, die Gegenstände von hohem Wert herstellen; sie alle sind gute Handwerker und lieben ihre Arbeit“*. Dort sind die wichtigen Gebäude aufwendig gebaut und verziert. Denkt jemand dabei an die Höhlenmalereien? Und das Ergebnis ist: Ansehen, ob gewollt oder nicht, und das steht nun schon für soziale Mobilität!

Mit Hilfe eines solchen Prozesses, Ansehen zu gewinnen, ließen sich jedenfalls analytisch zwei gegensätzliche Phänomene verbinden, zum einen der strukturelle Stillstand im Sinne der Ahnen und zum anderen der real vorkommende soziale Wandel, der zum Bau des geistigen Zentrums führte; mit oder ohne Eiszeit als besonderem Antrieb. Was auch immer am Göbekli Tepe geschah, das *Prinzip* im Denken einer solchen Friedenssymbolik ist in vielen Formen vorstellbar. Über sie wird aus kleineren verwandtschaftlich verbundenen Sippen eine größere soziale Einheit ohne permanente Kriege dieser Gruppen untereinander. Manchmal zwingen Bündnisse gegen einen gemeinsamen Feind in solche Richtung, Friedensverträge müssen ausgehandelt werden. Und nach einer Verbindung zu einer neuen Einheit müssen neben der eher beiläufig entstehenden sozialen Integration nach außen primär *rituelle*

Identitäten für die neue Gemeinschaft geschaffen werden. Durch einen – monumentalen – Bau? Könnten also solche (Tribut-) Gaben die Vielzahl der Pfeiler der Ebene II erklären? Dieser Zusammenhalt des Stammes kann selbstverständlich schon lange vor und unabhängig von den Bauplänen entstanden sein, ohne Bezug auf das Ende der Eiszeit auch. Aber ich sehe keine zu weitgehende Spekulation, keine über andere in der Archäologie hinausgehende, um in Gedanken einen Stammesbund vor gut zwölftausend Jahren entstehen zu lassen. Mit einer solchen Sozialität ist dann auch das Bauen mit den nötigen Verpflichtungen leicht nachvollziehbar, wie wir sahen. Wie konnte ein größerer Stamm oder gar ein Stammesbund entstehen?

Gentilgemeinschaft?

Wie mußte oder konnte eine Gemeinschaft, die den Göbekli Tepe errichtete, organisiert sein? Es ist schwer vorstellbar, daß autonome wildbeuterische Gruppen, die nur durch einen gemeinsamen Dialekt verbunden sind, und die sich vielleicht ein- zweimal jährlich zusammen finden, einen solchen Aufwand wie am Göbekli Tepe betrieben haben. Nur für relativ diffuse geistige Mächte der Natur und an sie angepaßte Magie? Ein Tempel des Donners oder des Windes? Einer für den Traum, der als Geist (in der Ilias) seine Aufgaben versieht? Eher nicht, oder? Bedeutendere geistige Kräfte mußten ihn wohl gefordert haben – entwickelt und vermittelt vielleicht durch HeilerInnen, die auch ein persönliches Interesse damit verbanden und sich dabei zu PriesterInnen (in unserem Verständnis) aufwerteten. Gestützt auf eine bereits relativ weit entwickelte Kognition; Jericho scheint eine andere Bestimmung gehabt zu haben, doch als Stamm ist dort von einer ähnlichen Konstruktion auszugehen. Sollte ein Stammesbund nur zum Bau des Göbekli Tepe entstanden sein? Er wäre egalitär vorstellbar, aber unwahrscheinlich. Alle bisher für diese Arbeit genutzten Materialien weisen in eine andere Richtung, in die der Entstehung sozialer Rollen, dann Arbeitsteilung und zuletzt institutionalisierter Hierarchisierung, in welchen Formen und wie weitgehend auch immer. Und sie weisen auf eine sich erweiternde Kognition innerhalb des Rahmens einer traditionellen Logik. Für den Bau eines solchen Monuments am Göbekli Tepe oder in Jericho, wenn er freiwillig geschah, ist jedenfalls nicht nur eine große, sondern auch eine verbundene Bevölkerung erwartbar, eine Kultgemeinschaft mit sozialer Organisation, die wohl auch in relativer Nähe zueinander leben muß, und bald in einer oder wenigen großen Siedlungen. Mit einer Organisation analog zu der der Mbuti, /Kung oder Hadza – wie ich sie oben ansprach – scheint eine solche Leistung eher nicht denkbar. Doch dann bauen diese Neuerungsfeinde urplötzlich ein für jene Zeit gigantisches Bauwerk? Nein, zuvor mußte es geistig und organisatorisch vorbereitet gewesen sein. Ein materieller Nutzen nur fürs Alltagsleben – etwa als Wochenmarkt – darf wohl ausgeschlossen werden. In dieser Kenntnislage drängt sich durch diesen Bau vermittelt ein besonderer sozialer Wandel auf, ein Übergang in eine neue Lebensweise. Wenn es denn eine soziale Transformation

im Sinne eines sich selbst verändernden Prozesses war, wovon ich primär ausgehe. Woher sollten andererseits Fremde schon mit solchen Kenntnissen gekommen sein?¹ Das fehlende Wasser auf dem Berg läßt zweifeln, es hätten einige Familien der PriesterInnen dort gelebt; es gibt aber viele Stellen in der Welt, wo Frauen und Mädchen täglich stundenlang Wasser holen gehen, weil dessen Fundplätze nicht gut zu bewohnen sind. Es ging kaum nur um irgendwelche Stammestreffen hin und wieder zu Festen, Vereinbarungen von Hochzeiten, Tauschhandel und dergleichen. Eine andere Fragestellung ist die nach handlungsfähigen Bündnissen mit einer gewissen Verbindlichkeit ihres zugesagten Tuns, wie es für einen solchen Bau über eine längere Zeit zwingend ist. Allzumal dann für die Vielzahl der kleineren Bauten in Schicht II, die hier nicht behandelt wurden. Auch die schon bekannten (Mega-) Siedlungen, von denen wir hörten, müssen nicht eine solche stammesbezogene Gemeinsamkeit entwickelt haben, wie ich es mit einer Gentilgemeinschaft nun darlege, einer umfassenden Institutionalisierung. Doch es werden kaum sehr verschieden denkende und glaubende Menschen in solchen Siedlungen zusammen gelebt haben; zu schnell gäbe es Streit. Auf eine gemeinsame Integrationsfigur bezogen, sei sie menschlich oder göttlich, sind solche Zusammenschlüsse besser vorstellbar. Auf den Namen und eine genaue Form der Verbindung kommt es dabei nicht an, aber auf eine gewisse Verbindlichkeit des nachbarschaftlichen Verhaltens. Die Menschen damals sahen das kaum als Organisation, die sie in langen Zeiträumen geschaffen hatten, sondern eher als Organismus, der von oben – den Ahnen oder eben schon mächtigen Göttern – wachsen gelassen und gelenkt wurde, in den sie hineingeboren wurden.

Für jene frühe Zeit vor zwölftausend Jahren und noch ein gutes Stück zurück die Existenz einer solchen, zumindest rudimentär entwickelten sozialen Organisation zu unterstellen, wie sie Morgan (1877) als *Gentilgemeinschaft* unter anderem am Beispiel der Irokesen des 19. Jahrhunderts beschreibt, scheint vorstellbar; er nimmt übrigens die Entstehung der Gentes, die er bei den alten Griechen fand, zur Zeit der Erfindung der Töpferei an. Andersrum lassen sich diese großen Anlagen als Hinweis darauf deuten, es *müsse* irgendeine Form sozialer Organisation gegeben haben; von nur einer kleinen Gruppe, oder durch ein hin und wieder mal Steine aufhäufen beim Vorbeiziehen der Gruppen waren die Aufgaben am Göbekli Tepe und in Jericho kaum zu leisten. Und die Bildhauer arbeiten nur halbtags, nach dem Jagen? Kaum! Gehen wir von Prozessen innerhalb eines bestehenden Stammes aus, könnten die Gentes durch Wachstum der Bevölkerung sinnvoll geworden sein. Zu Beginn – lange bevor an ein geistiges Zentrum gedacht wurde – war die Gruppe möglicherweise in zwei Hälften klassifiziert worden; die einfache Teilung in zwei Untergruppen

¹ Mir geht es um die inneren Prozesse eines Stammes, soziale Differenzierung ist auch durch Eroberer zu begründen, die vielleicht eine kriegerisch überlegene Minderheit sind und sich mit den Unterworfenen arrangieren, dabei aber als „Oberschicht“ sich im Überschichtungsprozeß etablieren; dann wird die Geschichte gefälscht, die Eroberer als vom Himmel von den GötInnen gesandt behauptet... (Müller, 2005)

einer Einheit als soziale Ordnung scheint bei rezenten Urvölkern häufig zu sein. Wird also eine erste Gruppe zu groß, entsteht durch Teilung eine weitere, die nun beide als Gentes verstehbar sind. Sie kommunizieren und können eine exogame Heirat vereinbaren, die die Gruppen auch zukünftig verwandtschaftlich verbindet, sofern sie regional nebeneinander genug Nahrung finden – was offenbar der Fall war – und einen gemeinsamen Dialekt beibehalten. Dabei entstehen aber auch unterschiedliche Interessen und Vorstellungen, die zusammen zu halten durch einen Stammesrat sinnvoll und möglich scheint, zumal wenn die Zahl der Gentes steigt. Der Rat kann auch gemeinsame Ziele entwickeln und umsetzen, etwa die Sicherheit oder auch eine Expansion betreffend; ich habe bei der Besprechung der Institutionalisierung dazu schon einiges gesagt. Zuerst ist es vielleicht ein Rat der Gleichen, noch sind womöglich auch Frauen Mitglied im unteren Rat einer einzelnen Gens, kaum aber im Stammesrat.

Eine Gentilgemeinschaft wäre also eine soziale Struktur, in der es in den Gentes eher durch „natürliche“ Autorität bestimmte als gewählte Vorleute gab, die die Kontakte zu den anderen Gruppen des Stammes in Räten übernehmen; vielleicht sind sie zuerst HeilerInnen, weil Kenntnisse in der Geister- und Heilkunst eine gute erste Möglichkeit für Ansehensgewinn sind, weil sie in gewisser Weise „intellektueller“ sind als es gute Jäger sein müssen. Von einzelnen dörflichen ZauberInnen ist in den Berichten über rezente Urvölker häufig (sinngemäß) die Rede, aber wie koordinieren die sich in Sachen der Geistwesen und vielleicht schon Konstruktionen eines Pantheons von GöttInnen auf der Hochebene am Göbekli Tepe; beim Jahrestreffen der Arbeitsgruppe Mystifikation? Und warum entsteht ein Pantheon? Aus der Vielfalt von Geistwesen in allen Dingen scheint das erstmal leicht verständlich zu sein. Doch ein solches Gremium weniger Figuren muß darüber hinausweisend offenbar bereits einen Konzentrationsprozeß hinter sich haben beziehungsweise die Ausbildung hierarchischer Positionen in der Gemeinschaft. Diese Konzentration von Macht wird zuvor real entstanden sein und in diesem Prozeß auch im Club der Geistwesen, einige werden wichtiger, weil die sich ändernde Lebenslage es sinnvoll macht. Da bei der Errichtung der Bauten von bald relativ weitgehender Arbeitsteilung auszugehen ist, legen auch diese Thesen und Kenntnisse nahe, bereits eine gewisse *soziale Schichtung* anzunehmen. Wir haben Räte/ Oberhäupter und/ oder HeilerInnen oder schon PriesterInnen; das sagen die beiden Hauptgötter am Göbekli Tepe. Dort kommen *Baumeister* hinzu, die die Anlage planen und umsetzen, dazu Steinmetze und vielleicht Werkzeugmacher und die sie Versorgenden. Frauen, wenn die auch die Erfahrung mit dem Hüttenbau entwickelten, kann ich mir nicht vorstellen – außer natürlich fürs Essenmachen, das sagen uns die gefundenen Reibschalen. Wer sollte sonst das Wasser hinaufbringen – und das Bier? Sondern hier sehen wir Große Männer wirken, die Männer kommandieren, auf welcher Basis auch immer, beim Bauwerk wohl eher auf geistiger Vormacht beruhend. Für den Entwurf wurden vielleicht Modelle

gebaut; in Nevalı Çori fanden sich entsprechende kleine T-Pfeiler und in Çayönü wurde ein Hausmodell aus Ton geborgen. (Schmidt, 2008) Weitere Tonmodelle von Häusern sind anderswo gefunden worden, wenn auch aus viel jüngerer Zeit. (Nunn, 2006) Die planenden Baumeister könnten zugleich Bildhauer gewesen sein, wie es in der Gotik bei den großen Domen vorkam; Künstler galten noch bis ins Mittelalter als Genies (Heilige), die deshalb Göttliches schaffen konnten und *durften*! War dieser Ort schon viel früher ein (heiliges) Zentrum periodischer Treffen? Hübner spricht für die Griechen von numinosen Orten, wie heiligen Hainen. (1985)

Eine Führungsfigur hat wohl noch keine Vorrechte, sie ist koordinierendes Organ. Selbst wenn es vielleicht zuerst vorkam, Frauen zu wählen, wird wahrscheinlich von den (Frauen und/ oder) Männern für Aufgaben besonderer Art, die Bedeutung für die äußere Situation der Gentes haben, ein Mann bestimmt werden, der die Gruppe schützen kann, schließen wir aus sehr viel jüngerer Zeit, aber funktional sehr plausibel (ohne daß Funktionalität immer die Vormacht gewinnt). Nach weiteren Teilungen werden die Gentes unübersichtlich, bei großen Stämmen wird vielleicht eine Unterteilung in zwei höhere Gruppierungen vorgenommen, die bei Morgan (mit den Griechen) Phratrien heißen, eventuell wieder mit exogamer „Heiratsordnung“, hinter der sich komplexe Verhältnisse verbergen. Zu jeder Phratric gehört dann die Hälfte der Gentes. Ihre Summe bildet den Stamm, der sich gegebenenfalls mit anderen zu einem Bund vereinigt. In alle Räte dieser Organisation werden von den einzelnen Gentes ihre – auf Lebenszeit bestimmten, aber dennoch (bei den IrokesInnen) abwählbaren – Vorleute geschickt, die jedoch von der höheren Ebene des Rats, in den sie entsandt werden, anerkannt und von ihm ins Amt eingesetzt wurden. So könnte es gewesen sein, wenn auch wahrscheinlich weit weniger formell als es sich in einer solchen Beschreibung anhört, sondern als naturwüchsig entstanden, ohne schon Begriffe für alles zu kennen (weshalb auch unsere Begriffe auf schwachen Fundamenten stehen).

Es entstehen gegenseitig abhängige Strukturen, in denen einzelne Personen nur schwer alleinige Führungsansprüche entwickeln können. Bei matrilinear Struktur kann nicht einmal der biologisch eigene Sohn eines Mannes zum erblichen Nachfolger in der Gens werden, sondern nur ein Bruder oder Neffe, einer der aber identisch mit dem Vorgänger ist, falls es zu einer Erblichkeit der Position kommt. Eine Gentilverfassung kann also erst einmal ein persönlicher Zusammenschluß noch weitgehend gleichberechtigter Familien sein, bevor sich über die in diesem Prozeß mit entstandenen Großen langsam weitergehende soziale Differenzierungen entwickeln. Eine solche Verfassung ergibt sich funktional aus dem Gruppenleben, so daß leicht vorstellbar ist, sie sei bereits lange vorm Entstehen der Agrargemeinschaft verbreitete Praxis gewesen. Große Regionen konnten auf diese Weise gemeinsam, ohne permanenten Kriegszustand aller gegen alle, besetzt werden, und beim Besuch des geistigen Zentrums gab es einen „Burgfrieden“, BesucherInnen durften nicht angriffen werden. Gemeinsame Aufgaben, wie die Großjagd auf Gazellen und die

Errichtung von Schutzmauern vor Beständen des Wildgetreides, scheinen so lösbar – wenn es sie denn gab.¹ Das wäre eine Möglichkeit sozialer Organisation auch schon im Nord-Mesopotamien des endenden Jung-Paläolithikums. Sie kann weit mehr als die knapp tausend Menschen umfassen, die für den Bau gebraucht wurden.

Mit dem Beginn des Baus der Anlage am Göbekli Tepe begann endgültig eine neue Zeit. Und es gab einen Rahmen für die Weiterentwicklung jener Kultgemeinschaft mit vielleicht dem von Schmidt genannten Radius von 200 Kilometern, die sich tausend Jahre später bis nach Nevalı Çori und jene anderen Orte ausbreitete, an denen T-Pfeiler bekannt sind. Für die Errichtung des Baus reichten noch wenige Gentes aus. Aber mit der langsamen Entwicklung – vielleicht bis hin zur Institution eines Häuptlingtums und die der Priesterschaft – entstehen auch ganz neue, zuerst informelle Machtpositionen, selbst wenn noch nicht (immer: formale) Herrschaft daraus sich bildet. Neben oder aufgrund der oben geschilderten Prozesse kann wachsendes persönliches Eigentum einiger Männer ein wichtiges Motiv zur Durchsetzung einer *patriarchalen Organisation* sein. Ebenso kommt der Wunsch der direkten Vererbung auf die eigenen Söhne in Frage. Der Übergang von der matriarchalen zur patriarchalen Linie wäre dann übrigens, wie Morgan betont, einfach per Beschluß für die folgende Zeit bestimmbar gewesen; anlässlich der Einweihung des Göbekli Tepe? Hatten sich Männer als Heiler/ Priester einen absoluten Herrschaftsanspruch mit Hilfe der den Bau fordernden GöttInnen erobert, die aus eher vagen Geistwesen entstanden waren und nun in mächtigen T-Pfeilern real werden sollten?²

In dieser Weise konnte sich wahrscheinlich schon zu jener Zeit ein Stamm bilden, der über eine Grundorganisation verfügte, die durch die Arbeitsteilung über bloße komplexe WildbeuterInnen hinausgewachsen war. Differenzierte Sozialstrukturen hatten vielleicht die organische Ordnung nach Alten vor

1 Es seien vielleicht – sozusagen als Vorläufer der großen Steinmauern – in der Harran-Ebene bereits kleinere Steinmauern angelegt worden, um Tiere zu lenken, sei es von fruchtbaren Tälern voller Urgetreide weg oder in eines als Falle hinein; Schmidt (2008) denkt auch an Gruppenjagd mit großen Fanganlagen aus Steinmauern, wie sie etwa 200 Kilometer vom Göbekli Tepe flußabwärts am Euphrat, 50 Kilometer südlich von Abu Hureyra und in großer Zahl in Jordanien gebaut worden sind. (Spektrum, 1989; dort ein Luftbild von 1930 einer Anlage nahe Damaskus) Andere halten solche Bauwerke für Pferche halb domestizierter Tiere. (Bartl, 2004) Das eine schließt das andere nicht aus. Daß es in der Region der Kultgemeinschaft keine Belege für solche Mauern gibt, kann mit der viel jüngeren Landwirtschaft erklärt werden, bei der größere Steine von den Feldern in Steinlager am Feldrand verbracht werden, um pflügen zu können.

2 In der Sintflut-Geschichte Sumers, die im Gilgamesch-Epos wiedergegeben ist, wird der Bau des Schiffes dem Uta-napischti, des damaligen Noahs, der die Arche von den diesbezüglich belogenen und zum Ertrinken bestimmten Leuten bauen ließ, präzise vorgegeben; es ist eher eine Bauanleitung für ein symbolisches Schiff, quadratisch und sieben Ebenen hoch: nach dem Anlegen am Berg Nimusch ist es eine Zikkurat! (Röllig, 2009) Deren Übertragung in die Sumerischen Städte ist dann wieder unter den Stichwort: Identität des Numinosen verstehbar. Im viel späteren Alten Testament (2.800 - 2.200 bp entstanden) gibt es ähnlich genaue Hinweise: der charismatische Moses, der donnernde Gott Jahwe mit seinem präzisen Plan für den verlangten Tempelbau, die Stiftshütte. (2. Mose 25ff) Aber vor zwölftausend Jahren?

Jüngeren, Starken vor Schwachen, Klugen vor Dummen, Männern vor Frauen überlagert. Es gab für einige Männer freie Zeit in weltlicher und geistlicher Hinsicht, die über das Alltägliche hinaus denken lernten. Sie verfolgten Pläne, mit der der innere Friede und die Ebene um den Göbekli Tepe gegen Feinde zu sichern war. Immer mal wieder gibt es Krieg, mal von diesen mal von jenen begonnen, manchmal werden Gefangene mitgebracht, die adoptiert oder zeremoniell getötet werden. Schien es nötig, weil ein wichtiger Mensch gestorben war, ging es hinaus zu den ferneren Nachbarn, um dort zu töten, wie es die Rache gegen den tötenden Zauber verlangt. Und die Nachbarn antworteten wieder ebenso. Doch die Entwicklung von Handelsbeziehungen und die Besuche Fremder beim Heiligen Rat änderte auch diese Beziehungen, die Kommerzialisierung schuf dort eine friedlichere Welt. Nicht zuletzt, weil der Göbekli Tepe das Symbol einer großen – letztlich Göttern zugeschriebenen – Macht in der Region wurde, gegen die andere Stämme wehrlos waren. Erst in Jericho bildete sich langsam eine konkurrierende Kraft...

Schluß: Über den Prozeß der Kognition

Über lange Jahrtausende – so scheint es mir – haben die modernen Menschen in Afrika ihre historische Kompetenz auf Basis der neuen biologischen Kapazitäts des Gehirns nur langsam entwickelt. Gegenüber den Früh-Menschen entstanden bessere Werkzeuge, sagt uns die Archäologie, vielleicht fingen sie hier und dort an, die Leichnahme ihrer Verstorbenen zuzudecken. Dies jedoch wohl eher noch ohne bewußte Symbolik, sondern aus einer unreflektierten und emotionalen Regung heraus. Beim Eintreffen in Eurasien ist der Stand unklar. Waren vor 40.000 Jahren in der langsamen Entwicklung hin zur Sprache noch primär Zeichen und Gesten kommunikatives Ausdrucksmittel? Die sich erst um vor 20.000 Jahren mit dem beginnenden Siedlungsbau komplexer WildbeuterInnen zur hauptsächlich gesprochenen Sprache fortentwickelten? Manches spricht dafür. (Zeichen-) Sprache basiert auf Symbolen. Ob aber bei der älteren Höhlenkunst bereits von ausdrücklich intendierter Symbolik auszugehen ist, wie sehr viel später etwa ein Kreuz ein Heiligtum kennzeichnet? Die Höhlenbilder sind als Fortsetzung von Gesten verstehbar, solche, die vom Entdecken bestimmter Tiere in der Ferne berichten, die neben der lautlichen Artikulation in die Luft oder den Sand gezeichnet werden. Rückenlinien von Tieren vor allem und kennzeichnende Hörner des Rinzeros oder bestimmte Geweihstangen. So entwickelt sich die Kompetenz in Korrespondenz zur Umwelt, der menschlichen wie der natürlichen.

Es sind vor allem die zuerst rudimentären Siedlungsformen, die im Jung-Paläolithikum in deutlicher werdender Selbsthaftigkeit komplexere Umwelten schaffen und einen Lernprozeß in vielfältiger Weise erzeugen. Sie ermöglichen insbesondere den Frauen bessere Arbeitsmöglichkeiten, die weit über die Nahrungszubereitung entwickelt werden können. Nähen von aufwendiger

Kleidung ist schwerer, wenn wöchentlich das Lager gewechselt wird, Vorratshaltung – zuerst vielleicht in Form getrockneter Kräuter – kommt dann erst in den Blick. Und bessere Waffen gewährleisten Jagderfolge und mit Fett und Fleisch mehr kalorienreiche Kost, womit die Möglichkeit der festen Siedlung wiederum wächst. Kommen an einem günstigen Standort – in gebührender Distanz – mehrere Gruppen für längere Zeit zusammen, verdichten sich die sozialen Verhältnisse durch Aushandeln von Umgangsformen. Bis vielleicht zu viele Menschen dort den Standort in Frage stellen und ein Kampf entscheidet, wer bleiben kann und wer weichen muß. Der Prozeß der Kognition kommt in Fahrt, gefolgt von einem, beziehungsweise im Wechselspiel mit dem Prozeß der Institutionalisierung. Zuerst wahrscheinlich die der Verwandtschaftsformen zu größeren und stärker werdenden Stämmen mit der Tendenz einer Hierarchisierung selbst unter den Männern. Der Motor dieser Veränderungen ist die alltägliche Macht zur Selbstbehauptung im Kleinen, die mit der Unterdrückung der Frauen beginnt.

In solchen Lebensumständen gewinnt wohl die Sprech-Sprache gegenüber der Geste an Bedeutung, mit entsprechender Konsequenz wiederum für die Kognition. Sie funktioniert ohne Sichtbezug, und selbst aus solchen eher beiläufigen Entwicklungen konnte sich die Symbolhaftigkeit der Kommunikation verdichten und „bewußter“ werden, bis hin zur ausdrücklichen symbolischen Zeichensetzung, wie sie zum ersten mal am geistigen Zentrum des Göbekli Tepe in der nun wirklich als „Kunst“ zu bezeichnenden Form überliefert ist. Dort hat sich erstmalig so etwas wie Zivilisation in verschiedenen Facetten gezeigt, dort haben wir deutliche Belege für nun schon ein weitgehendes kulturelles Erwerben von Kompetenz. Und mit den beiden großen T-Pfeilern in den Kreisanlagen (anstelle des späteren Kreuzes, obwohl die T-Pfeiler von dieser Form nicht weit entfernt sind) zeigt sich eine symbolhaft gestaltete Religion, die sich aus einfacheren animistischen Vorstellungen nachvollziehbar entwickeln konnte, als Frühform des eurasischen Pantheons. Auch das Individuum wird als deutliches Symbol darin sichtbar: die Großen Männer.

Wie diese Menschen gelebt haben, ist kaum nachzuempfinden. Äußerlich in kleinen Gruppen – meinetwegen denen von Schimpansen noch ähnlich. Sie mußten Verbindungen zu anderen Gruppen haben, um entstehen zu können und lebensfähig zu bleiben. Doch das Soziale, das sie hervorgebracht haben, bleibt vage. Rezenten Urvölker sind in der konkreten Lebensweise nur schwer als Vorbild zu sehen; das gilt insbesondere für WildbeuterInnen, von denen es offenbar kein Vorbild für die damalige Zeit gibt. Die rezenten SammlerInnen und Jäger sind die VerliererInnen der Weltgeschichte, abgedrängt in öde Landstriche. Selbst Gruppen vor 40.000 Jahren kann womöglich bei guten Umweltbedingungen eine komplexere Sozial- und Kulturwelt zugesprochen werden. Irgendwann im Prozeß der Entstehung der Kompetenz/ Kognition des Homo sapiens muß der Zeitpunkt erreicht worden sein, an dem das Denken strukturell sein traditionales mögliches Niveau erreicht hatte. Ein Stand, der sich

aber von einer weit geringeren Kognition her entwickelt haben mußte, der also generell zeitlich bestimmbar sein sollte. Gingen wir nicht von Entwicklung aus, stünden wir bei Entstehung des modernen Menschens vor der gleichen erkenntnistheoretischen Situation wie manche Leute noch in der aktuellen Zeit: wir müßten – wegen der gleich bleibenden biologischen Kapazität des Geistes – Homo sapiens bei der Abspaltung von erectus bereits alle Fähigkeiten des modernen Menschens zusprechen.

Nach meiner – zugegeben sehr vorläufigen – Kenntnisnahme des Wissens über die Menschen im Jung-Paläolithikums kann ich nicht erkennen, warum es nicht auch zwischen der Zeit der älteren Höhlenmalereien und dem Bau der Monumente an dessen Ende eine Entwicklung des Geistes und der Logik des Weltbildes gegeben haben soll, wie sie hier vorgetragen wurde. Daß es also möglich sei, vor 40.000 Jahren von Menschen auszugehen, die nicht schon hauptsächlich mit einer Sprech-Sprache kommunizierten, sondern noch intensiv Zeichen und Gesten benötigten. Menschen auch, die eben erst lernten, sich in fremde Überzeugungen einzudenken und über die Soziogenese Kenntnisse und Fähigkeiten früherer Generationen sich anzueignen. Die über die Simulation des Verhaltens Anderer sich immer mehr in deren Lage versetzen und deren Situation reflektieren konnten, Und die auch moralische Urteilsfähigkeit erst zu erwerben begannen. Jedes einzelne Kind muß sich in der Ontogenese die zeitgemäße Kognition als Kompetenz erwerben, um in seiner historischen Gemeinschaft alltägliche Ansprüche realisieren zu können – und möglichst etwas mehr als das... Erst am Ende des Jung-Paläolithikums – so meine im Moment abschließende Annahme – entstand zumindest in einer größeren Gemeinschaft, einem bereits institutionalisierten Stamm oder Stammesbund, die erweiterte Handlungskompetenz der Selbststeuerung und Metakognition und eine vollständige Sprech-Sprache. Jene Menschen, oder jedenfalls deren Elite, verinnerlichen Regeln und beginnen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, die Perspektive Anderer einzunehmen, und sie werden sich der eigenen Bedeutung bewußt, ihrem Ansehen, als Personen wie als Gemeinschaft: die „Herren“ vom Göbekli Tepe und bald jenen von Jericho.

Zwei große Ereignisse des Jung-Paläolithikums wurden sichtbar, die einen besonderen sozialen Wandel aufzeigen können und die sich mit intensiver Ausbildung der Kognition verbinden. Zudem: Reisen bildet, heißt es heutzutage. Das mag auch für jene „Reisende“ gegolten haben, die vor 40.000 Jahren Westeuropa erreichten, die über Generationen immer wieder neues Land erkunden mußten. Wenn denn das Vorschieben menschlicher Lebensformen einigermaßen zügig in Zwei- bis Dreijahrtausenden sich abgespielt hat. Das ließe vermuten, die zurückgebliebenen modernen Menschen in Afrika hätten über eine noch geringere Kognition verfügt, zumal sie nicht durch kaltes Klima zu Schutzmaßnahmen gedrängt wurden. Das erste der angesprochenen großen Ereignisse, das zu einer deutlichen Steigerung von Denken und Glauben führen mußte, kommt mit der verstärkt auftretenden Seßhaftigkeit in größeren

Siedlungen ab vor 20.000 Jahren in den Blick. Sie machte Lernfortschritte nötig, um mit Regeln des Zusammenlebens die entstehenden Spannungen zwischen Personen und Gruppen zu mildern, also durch soziale Kontrolle in der Gemeinschaft wie beim Individuum selbst. Zweitens ist aber vor allem das Ende der Eiszeit wahrscheinliche Ursache dafür gewesen, die Welt ganz neu zu sehen und praktische Antworten der Subsistenzsicherung gegenüber der Erwärmung und dem Verlust der bekannten Umwelt zu entwickeln. Daraus läßt sich wohl auch die Fähigkeit zumindest einer Elite ableiten, ein großes differenziertes Bauwerk planen und organisieren zu können.

Kurzfassung

Nach Hinweisen auf die prozeßorientierte Methode einer historischen Soziologie werden – in Übereinstimmung und Ergänzung zur Archäologie – drei Typen des Homo sapiens des Jung-Paläolithikums vorgestellt: Ältere und Jüngere WildbeuterInnen sowie die *sozial-differenzierte* wildbeuterische Gemeinschaft. Letztere steht für jene, die das geistige Zentrum am Göbekli Tepe *planen* und errichten konnte, weil sie offensichtlich arbeitsteilig und hierarchisch strukturiert war. Die zentralen männlichen Götterfiguren in den Kreisbauten dort symbolisieren das; ähnliches gilt für den Turmbau von Jericho. Dagegen begannen noch sehr schlicht organisierte und denkende Leute die Höhlenkunst. Piagets Stadien der kindlichen Ontogenese geben Hinweise, daß diese Kunstwerke ohne weit entwickelte Kognition entstehen konnten. Ergänzt durch die Arbeit Tomasellos wird die *Entwicklung der Kognition* während des Untersuchungszeitraums aufgezeigt. Sie ging deutlich einher mit der Transformation der materiellen Kultur, an der Denken und Logik als historische Kompetenz sich ausbildet. (Dux) Dazu wurde kontinuierlich schon früh die Seßhaftigkeit zur generellen Lebensform. Größere Siedlungen erforderten einen Lernprozeß des Zusammenlebens, des Verzichts auf Aggression als Reaktion etwa auf Ehrverlust (und erneute Aktion in der Blutrache). Eine wichtige Bedeutung bekam die Institutionalisierung der Verwandtschaft von nur gefühlten Formen bei Mutter und Kind hin zur organisierten Stammesverfassung, die eine erhebliche Machterweiterung mit sich brachte. Speziell die *Geschlechterdifferenz*, der *Prozeß der Institutionalisierung*, die alltägliche *Macht* und die Entwicklung des *Religiösen* werden als *Movens* dieser Gemeinschaften erkennbar, als „die Produktion“ noch fast statisch blieb.

Literatur

Wo es sinnvoll ist, auf die Ersterscheinung zu verweisen, wird die vorn hinter dem Namen der AutorInnen in Klammern angezeigt, gefolgt von der benutzten Ausgabe. Weitere Bände einer AutorIn im gleichen Jahr sind mit einem Kleinbuchstaben versehen, wie: 1987^b, eine Auflage wird ggf. vorn mit der betreffenden Ziffer gekennzeichnet, wie: ³1989. Mehrere Bände werden durch: - abgetrennt, wie: 1979-2. Sammelbände mit vielen kurzen Beiträgen bezeichne ich im Text mit einem Pfeil: > vor dem Herausgeber oder Titel, wie: >Burenhult... oder: >Bild-...; zitiere ich daraus, wird normal mit AutorIn gekennzeichnet.

- Acosta de, José, 1605, America, oder wie mans zu teutsch nennet, die Neue Welt, oder West Indien
- Algabe, Guillermo, ²2005, The Uruk World System, the Dynamics of Expansion of earla Mesopotamian Vivilisation, Chicago/ London
- Altamira, Höhlenmalerei der Steinzeit, 1995, Hg., Deutsches Museum München
- Arasse, Daniel, 2005, Leonardo da Vinci, Köln
- Ascalone, Enrico, 2005, Mesopotmien - Sumerer, Assyrer und Babylonier, Bildlexikon der Völker und Kulturen, Bd. 1, Berlin
- Assmann, Jan, 1988, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1988^b, Stein und Zeit, das ‚monumentale‘ Gedächtnis der altägyptischen Kultur, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1992, Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München
- Assmann, Jan, 2010, Magie und Ritual im alten Ägypten, in Assmann/ Strohm, 2010
- Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio, 1988, Hg., Kultur und Gedächtnis, Frankfurt
- Assmann, Jan/ Müller, Klaus E, 2005, Hg., Der Ursprung der Geschichte - Archaische Kulturen, das alte Ägypten und das frühe Griechenland, Stuttgart
- Assmann, Jan/ Strohm, Harald, 2010, Hg., Magie und Religion, München
- Auffermann, Bärbel, 1998, Frauendarstellungen in der eiszeitlichen Kunst, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Auffermann, Bärbel/ Orschiedt, Jörg, 2002, Die Neandertaler, eine Spurensuche, Stuttgart
- Auffermann, Bärbel/ Weniger, Gerd-Christian, 1998, Frauen - Zeiten - Spuren, Mettmann
- Ausstellung: Badisches Landesmuseum, Hg., 2007, Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe
- Bachofen, Johann Jacob, 1947, Mutterrecht, Dortmund (Schwalvenberg Verlag)
- Bacon, Edward, 1963, Hg., Versunkene Kulturen, München/ Zürich
- Balter, Michael, 2011, Was North-Africa the Launch Pad for Modern Human Migrations? in Science, 331: 20ff
- Balz-Cochois, Helgard, 1992, Inanna - Wesensbild und Kult einer unmütterlichen Göttin, Gütersloh
- Bar-Yosef, Ofer/ Belfer-Cohen, Anna, 2010, The Levantine Upper Palaeolithic and Epipalaeolithic, in Garcea, 2010
- Bartl, Karin, 2004, Vorratshaltung, die spätepipaläolithische und frühneolithische Entwicklung im westliche Vorderasien, Berlin

- Bauer, Joachim, 2008, *Das Kooperative Gen, Abschied vom Darwinismus*, Hamburg
- Bauer, Joachim, 2011, *Schmerzgrenze, vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt*, München
- Beauvoir, Simone de, (1949) 1999, *Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau* [neue Übersetzung], Reinbek
- Becker, Nico/ Dietrich, Oliver/ Götzelt, Thomas/ Köksal-Schmidt, Çiğdem/ Notroff, Jens/ Schmidt, Klaus, 2012, *Materialien zur Deutung der zentralen Pfeilerpaare des Göbekli Tepe und weiterer Orte des obermesopotamischen Frühneolithikums*, in *Zeitschrift für Orient-Archäologie*, Jg. 5
- Behn, Friedrich, 1963, *Vorgeschichtliche Kunst in Europa*, in *Ullstein Kunstgeschichte*, Bd. 1
- Bender, Andrea, 2009, *Heiliger Zorn im [Südsee-] „Paradies“? Emotionen im Kulturvergleich*, in Wagner, 2009
- Benz, Marion, 2010, *Die Neolithisierung im Vorderen Orient, Theorien, archäologische Daten und ein ethnologisches Modell*, Berlin
- Benz, Marion, 2010^b, *Changing Landscapes, Changing Societies*, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., *Landscapes in Transition*, Oxford UK
- Benz, Marion, *Datenbank ¹⁴C Neolithikum*: http://exorientale.org/associated_projects/ppnd.php
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas, (1969) 1980, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt
- Bernbeck, Reinhard, 1997, *Theorien in der Archäologie*, Tübingen/ Basel
- Bernbeck, Reinhardt, 1993, *Steppe als Kulturlandschaft, das 'Ağaç-Gebiet Ostsystems vom Neolithikum bis zur islamischen Zeit, mit Beiträgen von Peter Pfälzner*, Berlin
- Bild-: *Bild der Völker*, 1974, 10 Bd. Hg. Evans-Pritchard, Edward, (Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle) Wiesbaden
- Binford, Lewis R., 1984, *Die Vorzeit war ganz anders, Methoden und Ergebnisse der Neuen Archäologie*, München
- Böhner, Utz/ Schyle, Daniel, 2006, *Karten Levante*: <http://context-database.uni-koeln.de/map.php>
- Bolz, Peter, 1983, *Oglala-Sioux*, in Müller, 1983
- Bosinski, Gerhard., 1981, *Gönnersdorf, Eiszeitjäger am Mittelrhein*, Koblenz
- Bosinski, Gerhard., 1989, *Fünfte Theodor Mommsen-Vorlesung 1986: Die große Zeit der Einzeitjäger, Europa zwischen 40.000 und 10.000 v. Chr.*, in: *Jahrbuch des römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz*, 34, 2 Bd., 1987, Bd. 1, Mainz
- Bräuer, Günter, 2006, *Das Out-of-Africa-Modell und die Kontroverse um den Ursprung des modernen Menschen*, in Conard, 2006
- Brentjes, Burchard, 1981, *Völker an Euphrat und Tigris*, Leipzig
- Burenhult, Göran, Hg., 2004, *Die Menschen der Urzeit*, Köln
- Bußmann, Hadumod, 1990, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart
- Butterlin, Pascal, 2013, *Die Expansion der Uruk-Kultur*, in >Uruk, 2013
- Catlin, George, 1982, *Die Indianer Nordamerikas*, Leipzig
- Cauvin, Jacques, 2000, *The Birth of the Gods and the Origins of Agriculture*, Cambridge
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca, 1996, *Gene, Völker und Sprachen, Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation*, München/ Wien
- Chauvet, Jean-Marie/ Brunel Dechamps, Éliette/ Hillaire, Christian, 1995, *Grotte Chauvet - Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche*, Sigmaringen
- Childe, V. Gordon, (1951) 1975, *Soziale Evolution*, Frankfurt

- Clottes, Jean/ Lewis-Williams, David, 1997, Schamanen, Trance und Magie in der Höhlenkunst der Steinzeit, Sigmaringen
- Conard, Nicholas J., 2006, Hg., Woher kommt der Mensch, Tübingen
- Conard, Nicholas J., 2009, Alles wird anders? Innovation und kultureller Wandel, in Eiszeit, 2009
- Cook, Jill, 2003, Vom Mutterleib zum Sexualpartner, sexuelle Bildsprache in der Kunst der Altsteinzeit, in 100.000 Jahre Sex, über Liebe, Fruchtbarkeit und Wollust, Vilsteren v., Vincent T./ Weiss, R.-W., Hg., Katalog, Hamburg
- Darwin, Charles, (1859) 2004, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein), Hamburg (3-933203-82-1, Nachdruck 6. Auflage)
- Darwin, Charles, (1871) o. J., Die Abstammung des Menschen (und die geschlechtliche Zuchtwahl), Paderborn (3-937229-86-8, Nachdruck 6. Auflage)
- Delluc, Brigitte und Gilles, 1998, Die großen Erfindungen von Lascaux oder Lascaux – ein eigener Stil, in Ruspoli, 1998
- Dietl, Holger, 2009, Analyse der paläolithischen Siedlungsdynamik an Freifundplätzen in der levantinischen Steppenzone, Rahden
- Dietrich, Oliver u. a., The role of cult and feasting in the emergence of Neolithic communities. New evidence from Göbekli Tepe, south-eastern Turkey, in: Antiquity Publications Ltd., Antiquity 86 (2012): 674–695
- Döbert, Rainer/ Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud, Hg., 1980, Entwicklung des Ichs, Meisenheim
- Donald, Merlin, 2008, Triumph des Bewusstseins, die Evolution des menschlichen Geistes, Stuttgart
- Driesch, v. d. Angela/ Peters, Joris, 1998, Vorläufiger Bericht über die archäozoologischen Untersuchungen am Göbekli Tepe und am Gurgütepe bei Urfa, Türkei, in Istanbul Mitteilungen
- Dunbar, Robin/ Gamble, Clive/ Gowlett, John, 2010, Social Brain, Distributed Mind, Oxford
- Dux, Günter, 1989, Die Zeit in der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1990, Die Logik der Weltbilder, Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1992, Liebe und Tod im Gilgamesch-Epos: Geschichte als Weg zum Selbstbewußtsein des Menschen, Wien
- Dux, Günter, 1994, in Zusammenarbeit mit V. Pushpa Kumari: Studien zur vorindustriellen Kausalität, in Dux/ Wenzel, 1994
- Dux, Günter, 1997, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter, Frankfurt
- Dux, Günter, 2008, Historisch-genetische Theorie der Kultur, Instabile Welten, zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist
- Dux, Günter/ Wenzel, Ulrich, Hg., 1994, Der Prozeß der Geistesgeschichte, Frankfurt
- Eggert, Manfred K. H., 2006, Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft, Tübingen/ Basel
- Eggert, Manfred K. H./ Samida, Stefanie, 2009, Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, Köln/ Weimar/ Wien
- Eiszeit - Kunst und Kultur, 2009, Begleitband zur Ausstellung, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a., Hg., Stuttgart
- Elias, Norbert, (1936) 1968, Über den Prozeß der Zivilisation, 2. Bd., Frankfurt
- Facchini, Fiorenzo, 2006, Die Ursprünge der Menschheit, Stuttgart

- Fagan, Brian, 1990, Die ersten Indianer - das Abenteuer der Besiedlung Amerikas, München
- Fagan, Brian, 2007, Hg., Entdeckungen! Neue Schätze der Archeologie, Frankfurt
- Falk, Harry, 2005, Hg. Wege zur Stadt, vergleichende Studien zu Antike und Orient, Bremen
- Frankfort H. und H. A./ Wilson, J./ Jacobsen, Th., 1954, Frühlicht des Geistes, Wandlungen des Weltbildes im alten Orient, Stuttgart
- Fraser, Douglas, 1962, Die Kunst der Naturvölker, München/ Zürich
- Frauendorf, Elke, 2001, Mehr Menschen - mehr Krankheiten, zur Evolution parasitärer Erkrankungen im populationsbiologischen Kontext, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Frazer, James George, 2000, Der goldene Zweig, das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker, Reinbek
- Frevert, Ute, 2009, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 35, 2009
- Fuchs, Brigitte/ Nöbauer, Herta/ Zuckerhut, Patricia, 2001, Vom Universalismus zur Differenz, in Wernhart, Karl R./ Zips, Werner, Hg., 2001, Ethnohistorie, Rekonstruktion und Kulturkritik, Wien
- Gage, John, 2001, Kulturgeschichte der Farbe, von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin
- Garcea, Elena A. A., 2010, Ed., South-Eastern Mediterranean Peoples Between 130,000 and 10,000 Years Ago, Oxford
- Garcea, Elena A. A., 2010^b, The Spread of Aterian Peoples in North Africa, in Garcea, 2010
- Gebel, Hans-Georg, 2002, Subsistenzformen, Siedlungsweisen und Prozesse des sozialen Wandels vom akeramischen bis zum keramischen Neolithikum, Teil II, www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/466/pdf/diss.pdf
- Gebel, Hans-Georg, 2010, Commodification and the formation of Early Neolithic social identity. The issues as seen from the southern Jordanian Highlands, 2010. in Benz, Marion, 2010, Hg., The Principle of Sharing. Segregation and Construction of Social Identities at the Transition from Foraging to Farming. Studies in Early Near Eastern Production, Subsistence, and Environment 14, Berlin
- Geerts, Clifford, 1983, Dichte Beschreibung, Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt
- Ginsburg, Herbert/ Opper, Sylvia, (1969) 1993, Piagets Theorie der geistigen Entwicklung, Stuttgart
- Gloy, Karen, 2010, Schwarze und weiße Magie, Forschungsbericht aus Papua-Neuguinea, in Assmann/ Strohm, 2010
- Godelier, Maurice, 1973, Ökonomische Anthropologie, Reinbek
- Godelier, Maurice, 1987, Die Produktion der Großen Männer, Frankfurt/ New York
- Gopnik, Alison/ Kuhl, Patricia/ Meltzoff, Andrew, (2003) 2007, Forschegeist in Windeln, wie Ihr Kind die Welt begreift, München/ Zürich
- Graebner, Fritz, 1924, Das Weltbild der Primitiven, München
- Grimal, Pierre, 1977, Hg., Mythen der Völker, 3 Bd., Frankfurt
- Grimal, Pierre, 1977^b, Die Mythologie der Griechen, in Grimal, 1977
- Grönbech, Wilhelm, (1909) 1954, Kultur und Religion der Germanen, 2 Bd., Darmstadt
- Grunwald, Susanne, 2009, Mound-Builder Mystery, Zur Erforschungsgeschichte der nordamerikanischen Mounds bis 1850, in Arte Fact, Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag, Teil 1, Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 172

- Guenther, Mathias G., 1983, Buschmänner (Nharo), in Müller, 1983
- Gurjewitsch, Aaron J., 1994, Das Individuum im europäischen Mittelalter, München
- Haarmann, Harald, 2006, Weltgeschichte der Sprachen, München
- Hahn, Joachim, 1977, Aurignacien, das ältere Jungpaläolithikum in Mittel- und Osteuropa, Köln/ Wien
- Hahn, Joachim, 1986, Kraft und Aggression, die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands? Tübingen
- Hahn, Joachim, 1987, Die ältesten figürlichen Darstellungen im Aurignacien, in Müller-Beck, Hansjürgen/ Albrecht, Gerd, Die Anfänge der Kunst vor 30000 Jahren, Stuttgart
- Haidle, Miriam N., 1999, Der Unterschied liegt in der Zukunft: Untersuchungen zur Planungstiefe als Marker kognitiver Evolution, in Mitt. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. CXXIX, Hg. Anthropol. Gesell. in Wien
- Hallpike, Christopher R., 1990, Die Grundlagen primitiven Denkens, Stuttgart
- Hamel, Elisabeth, 2007, Das Werden der Völker in Europa, Berlin
- Hansen, Svend, 2003, Archäologie zwischen Himmel und Hölle: Bausteine für eine theoretisch reflektierte Religionsarchäologie, in Heinz, M./ Eggert, K. H./ Veit, V., Hg., 2003, Zwischen Erklären und Verstehen, Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation, New York/ München/ Berlin
- Harris, Marvin, 1991, Menschen, wie wir wurden was wir sind, Stuttgart
- Hasler, Felix, 2012, Neuromythologie, eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung, Bielefeld
- Hauska, Günter, Hg., 2005, Gene, Sprachen und ihre Evolution, Regensburg
- Helbling, Jörg, 1987, Theorie der Wildbeutergesellschaft - eine ethnozoologische Studie, Frankfurt/ New York
- Henke, Winfried/ Rothe, Hartmut, 1999, Stammesgeschichte des Menschen, Berlin/ Heidelberg/ München
- Hennings, Lars, ¹³2013 (abschließende Fassung), Marx, Engels und die Teilung der Arbeit - Materialien zur Gesellschaftstheorie und Geschichte, Berlin (frei über www.LarsHennings.de)
- Hennings, Lars, 1995, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne, Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin (frei über www.LarsHennings.de; oder www.ssoar.info)
- Henrich, Jörn, 2010, Die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals durch Laplace, Berlin
- Herzog-Schröder, Gabriele, 2000, Okoyöma - Die Krebs-Jägerinnen, Hamburg
- Heyerdahl, Thor, 1963, Die ‚Grossen Steine‘ der Osterinsel, von Peru in den Pazifik, in: Bacon, 1963
- Hildebrandt, Hans-Jürgen, 1979, Einführung, in Morgan, 1877
- Hoffmann, Emil, 1999, Lexikon der Steinzeit, München
- Hradil, Stefan, 1987, Sozialstruktur in einer fortgeschrittenen Gesellschaft, von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen
- Hrouda, Michael, 2000, Mesopotamien - Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris, München
- Hübner, Kurt, 1985, Die Wahrheit des Mythos, München
- Humboldt, Alexander v., 1967, Südamerikanische Reise, Berlin
- interim6, Ursprung, Vortragszyklus 1986/ 87 über die Entstehung des Menschen und der Welt in den Mythen der Völker, Hg. Münzel, Mark, Museum für Völkerkunde, Stadt Frankfurt am Main

- Ivanova, Mariya, 2008, Befestigte Siedlungen auf dem Balkan, in der Ägäis und in Westanatolien, ca. 5000 - 2000 v. Chr., Münster u. a.
- Jacobsen, Thorhild, 1954, Mesopotamien, in Frankfurt/... 1954
- JB = Jahrbuch des Deutschen Instituts für Archäologie, Jahresangabe
- Jones, Nicholas B./ Hawkes, Kristen/ Draper, Patricia, 1994, Differences between Hadza and
!Kung Children's Work: Original Affluence or Practical Reason? in Burch, Ernest S./ Ellanna, Linda J., Hg., Key Issues in Hunter-Gatherer Research, Oxford
- Joseph jr., Alvin M., Hg., 1998, Die Welt der Indianer, München
- Jung, Matthias, 2005, Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen, in Kienlin, Tobias L., 2005, Hg., Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materiale Kultur, Bonn
- Jursa, Michael, 2004, Die Babylonier - Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München
- Kahler, Birgit, 1999, Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom 8. bis 2. Jahrtausend vor Christus - Quellen, Deutung und kulturübergreifender Vergleich (Grin.de)
- Kälble, Karl, 1997, Die Entwicklung der Kausalität im Kulturvergleich, Untersuchungen zur historischen Entwicklungslogik der Kognition, Opladen/ Wiesbaden
- Kanz, Christine, 2013, Gender-Theorie der Angst, in Koch, 2013
- Kästner, Sibylle, 1998, Mit Nadel, Schlinge, Keule oder Pfeil und Bogen - Jägerinnen im ethnohistorischen und archäologischen Kontext, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Kästner, Sibylle, 2005, Jagende Sammlerinnen und sammelnde Jägerinnen, wie australische Aborigines-Frauen Tiere erbeuten, Münster
- Kauschke, Christina, 2012, Kindlicher Spracherwerb im Deutschen, Berlin
- Kemkes-Grottenthaler, Ariane/ Henke, Winfried, Hg., 2001, Pein und Plagen, Aspekte einer historischen Epidemiologie, Gelsenkirchen u. a.
- Kiernan, Ben, 2009, Erde und Blut, Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute, München
- Kirwan, L. P., 1963, Rätselhafte Gruppe X, ein kaum bekanntes Volk am nubischen Nil, in Bacon, 1963
- Klek, Markus, 2012, Ahle versus Nadel: Experimente zum Nähen von Fell und Leder während der Urzeit, in Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012, H. 11, Unterruhldingen
- Koch, Lars, 2013, Hg., Angst - ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/ Weimar
- Koepping, Klaus-Peter, 1983, Australier (Arnhem-Land), in Müller, 1983
- Kölbl, Stefanie, 2009, Ich, wir und die anderen, Kleidung und Schmuck als Statement, in Eiszeit, 2009
- Kramer, Samuel Noah, 1979, Mesopotamien - Frühe Staaten an Euphrat und Tigris, Reinbek
- Krecher, Joachim, 1993, Alltagsformen der sumerischen Sprache, in Zablocka, Julia, Hg., Everyday life in ancient Near East, Poznań
- Kreuzer, Udo, 2001, Zum Schicksal der Feuerland-Indianer, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Krohn, Wolfgang, 1987, Francis Bacon, München
- Kurella, Doris, 1993, Handel und soziale Organisation im vorspanischen nördlichen Andenraum, Bonn
- Lafitau, Joseph F., 1752, Die Sitten der amerikanischen Wilden im Vergleich mit den Sitten der Frühzeit, Halle

- Lange-Küttner, Christiane, 1989, Raumbegriff und Objektbeziehung beim Kind, die Entstehung des perspektivischen Zeichnens bei verhaltensgestörten und normalen Kindern, Bern/...
- Langer, Jonas, 1994, Die universale Entwicklung der elementaren logisch-mathematischen und physikalischen Kognition, in Dux/ Wenzel, 1994
- Lee, Dorothy, 1984, Lineare und nicht-lineare Wirklichkeits-Koordinierungen, in Schöffthaler, Traugott/ Goldschmidt, Dietrich, Hg., Soziale Struktur und Vernunft, Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung, Frankfurt
- Lee, Richard B./ Daly, Richard, 1999, Ed., The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers, Cambridge
- Leroi-Gourhan, André, (1964) 1981, Die Religionen der Vorgeschichte, Paläolithikum, Frankfurt
- Leroi-Gourhan, André, 1975, Prähistorische Kunst - die Ursprünge der Kunst in Europa, Freiburg
- Lévi-Strauss, Claude, 1973, Das wilde Denken, Frankfurt
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1910) 1926, Das Denken der Naturvölker, Wien/ Leipzig
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1922) 1959, Die geistige Welt der Primitiven, München
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1927) 1956, Die Seele der Primitiven, Düsseldorf/ Köln
- Lévy-Bruhl, Lucien, 1949, Carnets, Paris;
http://classiques.uqac.ca/classiques/levy_bruhl/carnets/carnets.html
- Lommel, Andreas, 1967, Vorgeschichte und Naturvölker, Gütersloh
- Lorblanchet, Michel, 1997, Höhlenmalerei - ein Handbuch, Sigmaringen
- Lühning, Jens, 2005, Zwischen Alltagswissen und Wissenschaft im Neolithikum, in Kienlin, 2005
- Malinowski, Bronislaw, 1962, Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften, Reinbek
- Malinowski, Bronislaw, 1979, Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1979^b, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Frankfurt
- Mania, Dietrich, 1998, Die ersten Menschen in Europa (Sonderheft: Archäologie in Deutschland), Stuttgart
- Mann, Charles C., 2005, 1491 - The Americas before Columbus, New York
- Mauss, Marcel, 1968, Die Gabe, Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt
- Mayer, H./ Aksoy, H., 1986, Wälder der Türkei, Stuttgart/ New York
- McCall, Henrietta, 1993, Mesopotamische Mythen, Stuttgart
- Meier, Simon, 2007, Beleidigungen, eine Untersuchung über Ehre und Ehrverletzung in der Alltagskommunikation, Aachen
- Meinerts, Hans Jürgen, o. Jg., Hg., Griechische Tragödien, Gütersloh
- Mellaart, James, 1967, Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit, Bergisch-Gladbach
- Meller, Harald, 2005, Hg., Begleithefte zur Dauerausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle, Bd. 1 Geisteskraft - Alt- und Mittelpaläolithikum, Band 2 Menschenwechsel - Jungpaläolithikum und Mesolithikum, Halle
- Melling, Machteld/ Filip, Jan, 1985, Frühe Stufen der Kunst, Berlin/ Frankfurt/ Wien (Propyläen Kunst Geschichte, Bd. 14)
- Merthen, Claudia, 2012, Gut angezogen? Wesentliche Punkte zur Rekonstruktion jungpaläolithischer Kleidung, in Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012, H. 11, Unterruhldingen

- Meyer, Martin F., 2011, Scham im klassischen griechischen Denken, in Bauks, Michaela/ Meyer, Marin F., 2011, Zur Kulturgeschichte der Scham, Hamburg
- Mithen, Steven, 2010, Excavating the Prehistoric Mind: The Brain as a Cultural Artefact and Material Culture as Biological Extension, in Dunbar u. a., 2010
- Mitmansgruber, Horst, 2003, Kognition und Emotion, die Regulation von Gefühlen im Alltag bei psychischen Störungen, Bern
- Morenz, Ludwig D./ Schmidt, Klaus, 2009, Große Reliefpfeiler und kleine Zeichentäfelchen, ein frühneolithisches Zeichensystem in Obermesopotamien, in Andrassy/ Budka/ Kammerzell, Hg., Non-textual Marking Systems, Writing and Pseudo Script from Prehistory to modern Times, = *Lingua Aegyptia - Studia monographica* 8
- Morgan, Lewis H., (1877) 1908, Die Urgesellschaft, Stuttgart; Nachdruck 1979, Lollar MPG.de, 2013, <http://www.mpg.de/7450884/neandertaler-sprache>
- Müller-Beck, Hansjürgen, 1998, Die Steinzeit, der Weg der Menschen in die Geschichte, München
- Müller-Karpe, Hermann, 1998, Grundzüge früher Menschheitsgeschichte, Bd 1, Von den Anfängen bis zum 3. Jahrtausend v. Chr., Darmstadt
- Müller, Klaus E., 1983, Hg., Menschenbilder früher Gesellschaften, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1989, Die bessere und die schlechtere Hälfte, Ethnologie des Geschlechterkonflikts, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1997, Schamanismus - Heiler, Geister, Rituale, München
- Müller, Klaus E., 2005, Der Ursprung der Geschichte, in Assmann/ Müller, 2005
- Mulsow, Martin/ Assmann, Jan, 2006, Hg., Sintflut und Gedächtnis, München
- Murdock, George P., 1967, Ethnographic Atlas, Pittsburgh
- Neo-Lithics, The Newsletter of Southwest Asian Neolithic Research. www.exorient.org
- Nissen, Hans J., 1999, Geschichte Alt Vorderasiens, München
- Noll, Elisabeth, 2002, Ethnoarchäologische Studien an Muschelhaufen, Münster (Tübinger Schriften)
- Nunn, Astrid, 2006, Alltag im alten Orient, Mainz
- Nunn, Astrid, 2009, Körperkonzeption in der altorientalischen Kunst, in Wagner, 2009
- Oesterdieckhoff, Georg W., 2006, Kulturelle Evolution des Geistes - Die historische Wechselwirkung von Psyche und Gesellschaft, Hamburg
- Orschiedt, Jörg, 1999, Manipulationen an menschlichen Skelettresten - Taphonomische Prozesse, Sekundärbestattungen oder Kannibalismus? Tübingen
- Owen, Linda R., 1995, Der Topos der Sammlerin bei den Inuit, in Frauen - Forschung - Archäologie, Hg., Brandt, Helga, Münster
- Owen, Linda R., 1998, Frauen in der Altsteinzeit: Mütter, Sammlerinnen, Jägerinnen, Fischerinnen, Köchinnen, Herstellerinnen, Künstlerinnen, Heilerinnen, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Owen, Linda R., 2005, Distorting the Past, Gender and the Division of Labor in the European Upper Paleolithic, Tübingen
- Peschlow-Bindokat, Anneliese, 2003, Frühe Menschenbilder. Die prähistorischen Felsmalereien des Latmos-Gebirges, Mainz
- Peter-Röcher, Heidi, 1998, Mythos Menschenfresser - Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen, München
- Peter-Röcher, Heidi, 2007, Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa, Beiträge zur Konfliktforschung auf der Grundlage archäologischer, anthropologischer und ethnologischer Quellen, Bonn

- Pfälzner, Peter, 1994, Haus- und Haushalt, Wohnformen des 3. Jtsds. v. Chr. in Nordmesopotamien, Habilitationsschrift Halle-Wittenberg
- Pfälzner, Peter, 2001, Auf den Spuren der Ahnen, Überlegungen zur Nachweisbarkeit der Ahnenverehrung in Vorderasien vom Neolithikum bis in die Bronzezeit. in Meyer, Jan-Waalke, Hg., 2001, Beiträge zur Vorderasiatischen Archäologie: Winfried Orthmann gewidmet, Frankfurt
- Piaget, Jean/ Inhelder, Bärbel, (1955) 1977, Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Freiburg
- Pichot, André, 1995, Die Geburt der Wissenschaft - Von den Babyloniern zu den frühen Griechen, Frankfurt/ New York
- Pinker, Steven, 2011, Gewalt, eine neue Geschichte der Menschheit, Frankfurt
- Plamper, Jan, 2012, Geschichte und Gefühl, Grundlagen der Emotionsgeschichte, München
- Pörtner, Rudolf, 1971, Die Wikinger-Saga, Düsseldorf/ Wien
- Probst, Ernst, 1991, Deutschland in der Steinzeit, München
- Ramstedt, Martin, 2013, Ethnologie der Angst, in Koch, 2013
- Reichholf, Josef H., 2008, Warum die Menschen seßhaft wurden, das größte Rätsel unserer Geschichte, Frankfurt
- Renfrew, Collin/ Frith, Chris/ Malafouris, Lambros, 2009, The sapient Mind, Archaeology meets Neuroscience, Oxford
- Rieger-Jandl, Andrea, 2010, Identität im Wandel, in Trebsche, Peter u. a., Hg., 2010, Der gebaute Raum, Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften, Münster u. a.
- Ries, Julien, 1993, Ursprung der Religionen (Vorwort: F. Facchini), Augsburg
- Roaf, Michael, 1998, Bildatlas der Weltkulturen: Mesopotamien, Augsburg
- Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta, 1996, Göttinnendämmerung: das Matriarchat aus archäologischer Sicht, Königsfurt
- Röllig, Wolfgang, 2009, Das Gilgamesch-Epos, Stuttgart
- Ronen, Avraham, 2012, The oldest burials and their significance, in Reynolds, Sally C./ Gallagher, Andrew, African Genesis: Perspectives on Hominin Evolution, Cambridge University Press
- Röttger-Rössler, Birgitt, 2004, Die kulturelle Modellierung des Gefühls, ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung Anhand indonesischer Fallstudien, Münster
- Row, Yong, 1988, Grundmerkmale der Kinderzeichnung, eine vergleichende Untersuchung koreanischer und deutscher Kinder bis zum 12. Lebensjahr, Gießen (Diss.)
- Ruspoli, Mario, 1998, Die Höhlenmalerei von Lascaux, auf den Spuren des frühen Menschen, Augsburg
- Scheer, Tanja, 2009, Hg., Tempelprostitution im Altertum, Oldenburg
- Schild, Romuald/ Wentorf, Fred, 2010, Late Palaeolithic Hunter-Gatherers in the Nile-Valley of Nubia and Upper Egypt, in Garcea, 2010
- Schmidt, Klaus, 2003, ‚Kraniche am See‘. Bilder und Zeichen vom frühneolithischen Göbekli Tepe (Südosttürkei), in Seipel, Winfried, Hg., Der Turmbau zu Babel, Bd. IIIa, Ursprung und Vielfalt von Sprachen und Schrift, Ausstellung Graz
- Schmidt, Klaus, 2005, Die ‚Stadt‘ der Steinzeit, in Falk, 2005
- Schmidt, Klaus, 2008, Sie bauten die ersten Tempel - Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger, Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe, München

- Schmidt, Klaus, 2011, Göbekli Tepe, in *The Neolithic in Turkey*, Archaeology and Art Publication, Istanbul
- Schmökel, Hartmut, 1956, *Das Land Sumer - die Wiederentdeckung der ersten Hochkultur der Menschheit*, Stuttgart
- Schrenk, Friedemann, 2009, *Vom aufrechten Gang zur Kunst - Die Entwicklung und Ausbreitung des Menschen*, in *Eiszeit*, 2009
- Schuster, Martin, ²1993) *Die Psychologie der Kinderzeichnung*, Berlin/...
- Schyle, Daniel, 1996, *Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum in der Levante und in Ägypten*, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel, 1996², *Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum zwischen Taurus und Hindukusch*, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel/ Uerpmann, Hans-Peter, 1996, *Das Epipaläolithikum des vorderen Orients*, (2 Bde.) Teil II/ Band 2, Wiesbaden
- Segal, J. B., *Mysterien der Sabier*, in Bacon, 1963
- Seitz, Stefan, 1977, *Die zentralafrikanischen Wildbeuterkulturen*, Wiesbaden
- Shea, John J., 2010, *Neanderthals and Early Homo sapiens in the Levant*, in Garcea, 2010
- Sirocco, Frank, Hg., 2010, *Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung - von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert*, Darmstadt
- Spektrum der Wissenschaft, 1989, *Siedlungen der Steinzeit*, Heidelberg
- Steinert, Ulrike, 2012, *Aspekte des Menschseins im Alten Mesopotamien - eine Studie zu Person und Identität im 2. und 1. Jt. v. Chr.*, Leiden/ Boston
- Stern, Daniel, 1996, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, Stuttgart
- Suhrbier, Mona B., 2005, *Die Welt aus Dingen: Indianische Gegenstände und der Diskurs über Natur (Amazonien)*, in Kienlin, 2005
- Sumer, Assur, Babylon, 1980, *Sieben Jahrtausende Kunst und Kultur am Euphrat und Tigris*, Ausstellungskatalog (Liebighaus Frankfurt/ Main)
- Summers, Roger, *Stadt des Schwarzen Goldes*, in Bacon, 1963
- Supp, Eckhard, 1994, *Australiens Aborigines, Ende der Traunzeit?*, Bonn
- Tauchmann, Kurt, 1983, *Kankanaey (u. Lepanto)*, in Müller, 1983
- Terra X-71-Jenseits von Eden - der Jahrtausendfund, Sat1, 2012, [youtube.com/watch?v=tgTpnfAll30](https://www.youtube.com/watch?v=tgTpnfAll30)
- Tomasello, Michael, 2006, *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*, Frankfurt
- Tomasello, Michael, 2011, *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt
- Tönnies, Ferdinand, (1887) 1972, *Gemeinschaft und Gesellschaft - (1. Aufl. Untertitel: Kommunismus und Sozialismus als empirische Kulturformen) Grundbegriffe der reinen Soziologie*, (Leipzig) Darmstadt
- Torbrügge, Walter, o. J., *Europäische Vorzeit (Kunst im Bild)*, München
- Turnbull, Colin, 2009, *Die Pyrenäen im Kongobecken*, in >Bild-2
- Uerpmann, Hans-Peter, 1996, *Die Ökologie des Epi-Paläolithikums*, in Schyle/ Uerpmann, 1996, Teil III.
- Uerpmann, Hans-Peter, 2007, *Von Wildbeutern zu Ackerbauern – Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte* 16, Tübingen
- Uhl, Heidemarie, 2002, „Kultur“ und/ oder „Gesellschaft“? Zur „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geschichtswissenschaften, in Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart, Hg., *Kulturwissenschaften, Forschung – Praxis – Positionen*, Wien

- Unesco: 2006, Die Natur- und Kulturwunder der Welt, alle Natur- und Kulturstätten der Unesco-Welterbeliste, Gütersloh/ München
- Unger-Dreiling, Erika, 1966, Die Psychologie der Naturvölker als historische Grundlagendisziplin, Wien
- Uruk, 2013: Uruk – 5000 Jahre Megacity (Ausstellung im Vorderasiatischen Museum/ Pergamon Berlin), Begleitband
- Veit, Ulrich, 2005, Kulturelles Gedächtnis und materielle Kultur in schriftlosen Gesellschaften, in Kienlin, 2005
- Vialou, Denis, 1992, Frühzeit des Menschen, München (Universum der Kunst 37)
- Vieyra, M., 1977, Die Mythologie der Sumerer, Babylonier und Hethiter, in Grimal, 1977
- Wagner, Andreas, 2009, Hg., Anthropologische Aufbrüche, alttestamentliche und interdisziplinäre Zugänge zur historischen Anthropologie, Göttingen
- Wales, Nathan, 2012, Modelling Neanderthal clothing using ethnographic analogues, in Journal of Human Evolution 63 (2012) 781 - 795,
<http://dx.doi.org/10.1016/j.jhevol.2012.08.006>
- Wallace, Alfred Russel, (1870), o. J., Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, Hg. Meyer, Adolf Bernhard, Erlangen (Besold)
- Walle, van de, B., 1977, Die Mythologie der Ägypter, in Grimal, 1977
- Watkins, Trevor, 2010: 106ff, Changing People, changing Environments, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., Landscapes in Transition, Oxford UK
- Wenzel, Ulrich, 2000, Vom Ursprung zum Prozeß - zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlung bis zur Neuzeit, Frankfurt
- Wesel, Uwe, (1980) 1994, Der Mythos vom Matriarchat, Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften, Frankfurt
- Widlöcher, Daniel, 1993, Was eine Kinderzeichnung verrät, Methode und Beispiele psychoanalytischer Deutung, Frankfurt
- Wilson, John A., 1954, Ägypten, in Frankfort/..., 1954
- Wunn, Ina, 2005, Die Religion in vorgeschichtlicher Zeit, Stuttgart
- Zerries, Otto, 1983, Yanoama, in Müller, 1983
- Zgoll, Anette/ Lämmerhirt, Kai, 2009, Lachen und Weinen im antiken Mesopotamien, in Nitschke, August/ Stagl, Justin/ Bauer, Dieter R., 2009, Hg., Überraschendes Lachen, gefordertes Weinen, Gefühle und Prozesse, Kulturen im Vergleich, Wien u. a.
- Zick, Michael, 2008, Türkei - Wiege der Zivilisation, Stuttgart

